This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MYM
Jester

Ueber die

kleine Jagd

zum Gebrauch

angehender Jagdliebhaber

von

F. L. Jester.

Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Vom Schießgewehr und dessen Gebrauch. — Naturgeschichte der Säugethiere im Allgemeinen. — Naturgeschichte, Wartung, Erziehung und Dressur der Hunde, auch Heilung der Hundekrankheiten.

Mit einer Kupfertafel.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1823.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
247541
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Ueber die

kleine Jagd

von Jester.

Erster Theil.

L+B - 20 June 1902 (4 Theile in 3 vols.) - 1.47

Vorrede.

Als ich im Jahre 1793 mein Werk über die kleine Jagd zu schreiben anfieng, lag es nicht in meinem Plane, demselben die Ausdehnung zu geben, die es in der Folge erhielt. Ich wollte mich Anfangs blos auf eine kurze, faßliche Anleitung zur Wartung und Dressur der Hunde und auf einige, den Gebrauch des Schießgewehres und die Ausübung der Jagd betreffende, practische Bemerkungen einschränken. Das Werk sollte mit dem zweyten Theile geschlossen werden. Die günstige Aufnahme, die dem ersten bey seiner Erscheinung zu Theil wurde und der von mehreren Jagdliebhabern geäußerte Wunsch, ein ausführliches Werk über die kleine Jagd zu erhal-

ten, bestimmten mich nun zwar zu einer Fortsetzung des meinigen. Da diese aber in dem ersten Theile nicht vorbereitet, und der zweyte unterdessen auch schon zum Druck befördert war; so sah ich mich genöthigt, manches, was eigentlich der Reihefolge nach schon im ersten Theile hätte vorkommen sollen oder dort nicht ausführlich genug abgehandelt war, in den folgenden nachzutragen. Es war dies freylich ein Uebelstand, dem ich aber nun einmal nicht ausweichen konnte und der, dem abgeänderten Plane nach, unvermeidlich war.

Ich habe dies in der gegenwärtigen neuen Auflage meines Werkes zu verbessern gesucht. Es erscheint jetzt in einer ganz veränderten Gestalt, sowohl in Hinsicht auf Form, als Materie. Die 8 Theile der ersten Auflage sind bey der neuen Bearbeitung in 4 zusammengefaßt, die darin vorkommenden Gegenstände aber theils in einer andern Reihefolge,

theils

theils bey weitem vollständiger und ausführlicher als in der alten Auflage abgehandelt und vorgetragen worden.

Der erste Theil zerfällt in 2 Abschnitte. Der erstere handelt vom Schießgewehr, der zweyte von Wartung und Dressur der Hunde. Der vom Schießgewehr ist durchaus neubearbeitet und beträchtlich vermehrt worden. Es gilt dies vorzüglich von der von Verfertigung der Gewehre gelieferten Beschreibung. Ich habe mir in dieser Mühe gegeben, den Jagdliebhabern die ganze Prozedur so anschauend als möglich darzustellen. Die Beschreibung ist zwar zum Theil aus mehreren über diesen Gegenstand im Druck erschienenen Schriften zusammengetragen. Da ich aber bey meinem ehemaligen, vieljährigen Aufenthalte im Auslande nicht nur verschiedene Gewehrfabriken, sondern auch mehrere Werkstätten einzelner Meister in

Augen-

Augenschein zu nehmen und mich von allem an Ort und Stelle zu unterrichten, Gelegenheit gehabt habe, so ist auch manches, was ich in jenen Schriften entweder nicht deutlich genug beschrieben, oder auch unrichtig angegeben fand, von mir erläutert und berichtigt, überdem aber zur bessern Versinnlichung der Prozedur eine Kupfertafel beygefügt worden. Die Artikel vom Schießpulver, Schroot, Flintenstein u. s. w. sind nun ebenfalls durch beträchtliche Zusätze vermehrt und vervollständigt; es ist aber auch endlich noch eine Abhandlung über den Gebrauch der Windbüchsen hinzugefügt worden.

Die in dem zweyten Abschnitte des 1sten Theils erfolgte Anleitung zur Wartung und Dressur der Hunde ist nun nicht minder umgearbeitet und so z. B. die in der ersten Auflage im vierten Theile als Nachtrag zum ersten gelieferte Naturgeschichte der Säugethiere im Allgemeinen, so wie die der Hunde insbeson-

sondere, hier des nöthigen Zusammenhanges wegen vorangeschickt, das aber, was sich dort von Heilung der Hundekrankheiten ebenfalls als Nachtrag im vierten Theile befand, hier in Eins zusammengefaßt, das Ganze aber durch manche Zusätze vermehrt und verbessert worden.

Der zweyte Theil enthält die Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Säugethiere. Das Ganze hat, einige Zusätze und Berichtigungen ausgenommen, — die Artickel vom Kaninchen und Biber sind vorzüglich und zwar bedeutend vermehrt — wenige Abänderungen gegen die alte Auflage erlitten.

Der dritte Theil, welcher die Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Vögel enthält — in der alten Auflage ist dies im zweyten und dritten Theile abgehandelt — ist vielleicht am beträchtlichsten vermehrt worden.

Die

Die vorangeschickte Naturgeschichte der Vögel ist durchaus neu bearbeitet und verbessert, dann aber auch eine umständliche und ausführliche Beschreibung vom Repphühner- und Wachtelfange, wie nicht minder vom Vogelheerde geliefert, die Einrichtung des letztern auch durch eine beygefügte Kupfertafel versinnlicht worden.

Es sind aber auch sonst noch hin und wieder manche Zusätze und Berichtigungen erfolgt, wovon sich der Leser durch Zusammenhaltung der alten und neuen Ausgabe selbst überzeugen wird.

Der vierte Theil handelt von Ausrottung der Raubthiere. Hier ist alles das, was in dem sechsten, siebenten und achten Theile der alten Auflage vorkam, in Eins zusammengefaßt, manches aber, wie z. B. das Fangwerk der vierfüßigen Raubthiere, weit ausführlicher und vollständiger abgehandelt, zur besseren Versinnlichung desselben aber auch eine Kupfer-

pfertafel, auf der die verschiedenen Fangeisen abgebildet stehen, wie nicht minder eine Zeichnung von den Fährten der vierfüßigen Raubthiere beygefügt, zum Beschluß des ganzen Werks aber auch noch ein Jagdkalender zur Uebersicht der in jedem Monate vorkommenden Jagdbeschäftigung beygefügt worden.

Ich bin mir bewußt, bey Bearbeitung der neuen Auflage weder Fleiß noch Mühe gespart zu haben, und werde mich freuen, wenn sie wenigstens von dieser Seite den Beyfall der Leser erhält. So oft ich aus fremden Quellen schöpfte, und es ist dies hinsichtlich des naturhistorischen Theils des Werkes mehrmalen der Fall, habe ich diese getreulich angegeben, es aber nie bey leeren Citationen bewenden lassen, nie andern ohne vorhergegangene Prüfung nachgebetet, sondern vielmehr überall, wo ich Abweichungen von dem, was ich als Jäger beobachtete, vorfand, dies freymüthig angezeigt. Der practische Theil des Werkes ist, wie

ich

ich wohl ohne Anmaßung sagen darf, größtentheils Resultat eigener, vieljähriger Erfahrung.

So wenig es mir übrigens in den Sinn gekommen ist, andern in älteren und neuern Zeiten im Druck erschienenen Jagdschriften — deren Werth ich gewiß nicht verkenne — den Rang ablaufen oder wohl gar ein Werk schreiben zu wollen, das, wie ein gewisser Schriftsteller vor einiger Zeit von dem seinigen versicherte, alle andere dieser Art entbehrlich macht, so werde ich mich schon immer sehr geschmeichelt fühlen, wenn der Leser dem meinigen wo nicht mehr, so doch Brauchbarkeit einräumet.

Königsberg, am 28. Sept. 1815.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Theil.

Vom Schießgewehr und deſſen Gebrauch, ingleichen Naturgeſchichte, Wartung, Erziehung und Dreſſur der Hunde, auch Heilung der Hunde-Krankheiten.

Erſter Abſchnitt. Vom Schießgewehr. S. 1

Einleitung 1

Vom Gewehrkaufe 6

Vom Flintenſchloß 32

Von dem Schafft 40

Vom Schießpulver 54

Von dem Hagel oder Schrodt . . . 60

Vom Stöpſel oder Pfropfen, ſonſt auch Vorſchlag genannt 62

Von den Flintenſteinen . . . 64

Von andern kleinen beym Schießen erforderlichen Geräthſchaften 67

Vom

Vom Laden, Anschießen, Tragen und Handhaben des Gewehrs . . . . . S. 69

Anhang. Von den Windbüchsen . . 89

Zweyter Abschnitt. Naturgeschichte, Wartung, Erziehung und Abrichtung der Hunde, ingleichen von den Hundekrankheiten

Einleitung 92

Naturgeschichte der Säugethiere im Allgemeinen 93

Naturgeschichte der Hunde . . . 100

Von der Wartung der Hunde . . . 127

Vom Obdach der Hunde . . . 131

Von der Einrichtung eines Hundezwingers . 132

Von der Nahrung der Hunde . . 134

Von Erziehung junger Hunde . . 137

Von der Abrichtung und Dressur der Hunde 150

Von der Dressur des Hühnerhundes . 151

Von der Feldarbeit 167

Vom Jagdhunde 178

Von den Windhunden . . . 187

Von dem Dachshunde . . . 192

Von den Krankheiten der Hunde . . 197

Innerliche Krankheiten.

Die Tollwuth oder die Wasserscheue . 199

Räude 210

Der Rotz oder die Staupe . . 214

Lei-

Leibesverstopfung . . . S. 216
Erbrechen 219
Durchlauf 220
Husten 220
Bräune 222
Schwämme 222
Kopfschmerzen 223
Blähungen 223
Harnverhaltung 223
Unwillkührlicher Harnausfluß . . . 224
Flüsse 224
Blutfluß 225
Würmer 226
Englische Krankheit oder Zwergwuchs . . 227
Lähmung der Glieder 228
Verschlagen 228
Krampfsucht 229
Gicht 229
Lendenschmerzen 229
Schmerzen am Ano (Hintern) . . . 230
Zufälle und Krankheiten trächtiger und säugender Hündinnen 230
Vergiftung 231

Aeußerliche Krankheiten.

Augenkrankheiten 232
Ohrenkrankheiten 233

Nasengeschwüre	S. 234
Halsschäden	234
Warzen, Blutgeschwüre, Flechten	236
Geschwüre anderer Art	236
Zufälle an den Füßen	237
Quetschungen	237
Nabelbrüche	238
Verrenkungen	238
Maulverrenkung	238
Beinbrüche	238
Wunden	240
Schlangenbiß	240

Erster Theil.

Vom Schießgewehr und dessen Gebrauch, ingleichen Naturgeschichte, Wartung, Erziehung und Dressur der Hunde, auch Heilung der Hunde-Krankheiten.

Erster Abschnitt.

Vom Schießgewehr.

Einleitung.

Das erste Geschoß, dessen sich der Jäger, wie der Soldat, in den uraltesten Zeiten bediente, war der Bogen, welcher in der Folge auch Handbogen, Schnäpper, Stähle und Rüstung genannt wurde. Er bestand, und besteht noch jetzt da, wo er üblich ist — in Europa ist er blos bey einigen im äußersten Norden wohnenden nomadischen Völkern, in den andern Welttheilen bey mehreren Völkerschaften im Gebrauch — aus einem flachen Bogen von zähem Holz, Fischbein oder Horn, und aus einer anfänglich von Därmen, dann von Hanf, Flachs oder auch Lederriemen verfertigten, und an beyden Seiten des Bogens befestigten Senne oder Sähne, vermittelst welcher der Bo-

gen gespannt und der darauf gelegte Pfeil fortgeschnellt werden kann.

Die nächste Verbesserung dieses Geschosses war die Armbrust, deren Erfindung den Phöniziern zugeschrieben wird. Die Erfinder befestigten den Bogen an einem besondern Schafft und Anschlage, und gaben ihm eine solche Einrichtung, daß der Bogen vermöge der sogenannten Armbrustwinde gespannt, und durch einen am Schaffte angebrachten Drucker abgeschnellt, und die in den Schafft gelegten Pfeile, Bolzen, Steine und Kugeln fortgeschleudert werden konnten. Man hatte große und kleine Armbrüste. Einige befanden sich auf Karren, und wurden Karren- oder Wagenarmbrüste genannt. Andere, und dies waren die kleinern, wurden aus freyer Hand abgeschossen, und die Bolzen nach der Größe des Wildes zugerichtet. Die Jäger schossen mit diesem Gewehr äußerst genau und sicher. Einige bedienten sich dessen noch eine lange Zeit nach Erfindung der Feuergewehre, und gaben der Armbrust deshalb den Vorzug, weil das Wild ohne Geräusch getödtet, und nicht, wie bey den Feuergewehren, durch den Knall verscheucht wurde. Die Erfindung der Feuergewehre fällt in das 14te Jahrhundert. Man weiß aus der Geschichte, daß Herzog Magnus sich bereits im Jahr 1370 der Hackenbüchse, dies war das erste Feuergewehr, neben der Armbrust bedient hat. Die Hackenbüchse, anfänglich Büchse, plattdeutsch Buße, auch Hacken genannt, hatte am Schaffte einen Hacken — daher ihre Benennung — vermittelst dessen sie auf einem Gestelle ruhete, welches ein Bock genannt wurde. Eine solche Hackenbüchse schoß vier Loth, ein halber Hacken, der der jetzigen Muskete gleich kam, zwey Loth. Der Doppelhacken aber, ebenfalls ein veraltetes Feuergewehr, das beym Abfeuern durch eine Gabel unterstützt wurde, acht Loth Bley.

Es hat wahrscheinlich sehr lange gedauert, ehe dieses Feuergewehr zu einiger Vollkommenheit gebracht wurde, weil

die

die Armbrust sich noch bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts im Gebrauch erhalten hat. *) Bey der ersten Erfindung der Hackenbüchse und lange Zeit nachher wurde sie mit einer Lunte in der Hand abgefeuert. In der Folge fiel man darauf, die Lunte oder auch ein brennendes Stück Schwamm an einem Hahn zu befestigen; man erfand das Luntenschloß, und dies war die erste Verbesserung, die nächste aber das deutsche Feuerschloß, wornach man anstatt der Lunte einen Feuerstein von Kies, oder Markasit, in den Hahn einschrob, und ein stählernes Rad an dem Rohr anbrachte, das mit Pulver beschüttet, und durch einen Schlüssel aufgezogen, gespannt wurde, und welches beym Abdrücken und Umdrehen durch die schnelle Reibung an dem Steine — der Hahn ruhte mit dem Steine auf dem Rade — die Entzündung des Pulvers bewirkte.

Dieses deutsche Feuerschloß wurde im Jahr 1517 in Nürnberg erfunden, und nachher durch zwey dort angesessene Künstler, George Kühfuß und Kaspar Stecknagel, zu einer größeren Vollkommenheit gebracht. Die Verbesserung des Rohres selbst ging aber ebenfalls Stufenweise vor sich. Man erfand Röhre von verschiedenem Kaliber und Länge, je nachdem sie zu diesem oder jenem Gebrauch bestimmt wurden. Die längsten Arten, die auf Karren oder Lafetten abgefeuert wurden, nannte man Karrenbüchsen, und in der Folge vom Worte Canna, Kanone. Die tragbaren Röhre erhielten aber, nach Verschiedenheit des Kalibers und des Gebrauchs, ebenfalls verschiedene Nahmen, Büchse, Muskete, Pistole, Flinte u. s. w. Eine ähnliche Bewandniß hatte es aber auch mit der Ladung. Bey der ersten Erfindung der Feuergewehre lud man diese höchst wahrscheinlich wie die Armbrüste, mit einem Bolzen, dessen Gebrauch hinterher durch die Kugel verdrängt wurde.

*) In einigen deutschen Städten bedient man sich noch jetzt der Armbrust beym Vogelschießen.

Man schoß aber anfangs blos mit einer Kugel, und da das Gewehr mit einer Lunte in der Hand abgefeuert, und beym Zielen nicht an der Schulter angelegt wurde, so läßt es sich denken, daß es schwerlich einem Jäger eingefallen ist, im Fluge zu schießen. *) Hinterher fing man an, zwey oder drey Kugeln einzuladen, um eine größere Oberfläche bestreichen zu können; bald darauf vermehrte man die Zahl der Kugeln, verminderte aber ihre Größe, bis man so endlich den Hagel erfand, mit dem man anfangs im Sitzen und in der Folge im Fluge und im Laufe zu schießen anfing. Da das Rad am deutschen Feuerschlosse nach jedem Schusse mit einem Schlüssel wieder gespannt werden mußte, dies aber auf der Jagd viel Zeit wegnahm, **) so sann man auf eine Verbesserung. Man gab dem Schlosse durch die Nuß und den Pfannendeckel eine ganz andere Einrichtung. Man erfand mit einem Worte das sogenannte französische Schloß. ***)

Ich

*) Man hatte selbst dann, wie die Feuergewehre schon mit einem Schlosse versehen waren, noch eine Zeitlang die Gewohnheit, die Kolbe mitten vor die Brust zu setzen. Pennant erzählt in seiner Naturgeschichte der nordischen Thiere, daß die preußischen Kolonisten auf der Insel Spitzbergen, die ganz vortreffliche Jäger sind, die Kolbe nicht an die Schultern, sondern zwischen den Arm und die Seite legen, und starr nach dem Gegenstande hinsehen, auf den sie schießen.

**) Beym Scheibenschießen bedient man sich selbst jetzt noch hin und wieder der Büchsen mit deutschen Schlössern, und es ist nicht abzuleugnen, daß man mit diesen, weil der Abdruck leiser, schneller und mit einer geringern Erschütterung erfolgt, weit genauer schießt, daher denn auch mehrere alte Jäger an ihren Pürschbüchsen noch deutsche Schlösser führen.

***) Die Erfindung gehört den Franzosen, und fällt in das Jahr 1738.

Ich übergehe die übrigen bey den Feuergewehren nach und nach erfolgten Verbesserungen, werde mich aber auch, da ich blos für angehende Jagdliebhaber und lediglich über die kleine Jagd schreibe, in der nachfolgenden Abhandlung nur einzig und allein auf diejenige besondere Gattung des Schießgewehrs einschränken, die allgemein unter dem Nahmen Flinte, auswärtig in einigen Gegenden unter dem Nahmen Schrootbüchse, zum Unterschiede der Kugelbüchse, bekannt ist. Weit gefehlt also, daß ich damit umgehen sollte, dem Jagdliebhaber eine vollständige Gewehrkenntniß beybringen zu wollen, die ohnehin nicht durch bloße Lektüre erlangt wird, so werde ich auch über diesen weit umfassenden Gegenstand blos dasjenige berühren, was nach meinen Begriffen jeder Jagdliebhaber schlechterdings wissen muß, wenn er eine Flinte mit Nutzen und Sicherheit führen will. Es sollte wahrlich Niemand einen Fuß auf die Jagd setzen, ehe er sich nicht mit der Einrichtung und Handhabung dieser eben so künstlichen als gefährlichen Maschine vollständig bekannt gemacht hat. Die mehresten Liebhaber glauben, es sey genug, wenn sie eine Flinte obenhin zu laden und abzufeuern wissen. Uebung, meynen sie, werde das Uebrige thun. Sie bedenken aber nicht, mit welcher Gefahr die Uebung, auf die sie rechnen, für sich und ihre Jagdgefährten verknüpft ist. Sie ahnen nicht, zu welchem Grade von Unvorsichtigkeit Jagdhitze verleiten kann, und wie unwiderstehlich diese zuweilen mit sich fortreißt. Wem es irgend um eigene und fremde Sicherheit zu thun ist, muß sich schlechterdings, ehe er nur eine Flinte zu laden unternimmt, sowohl über ihre Einrichtung im Ganzen und Einzelnen, als über die Art sie zu laden, zu tragen, anzuschlagen u. s. w. vollständig belehren, nicht eher eine geladene Flinte zur Hand nehmen, ehe er nicht eine ungeladene, und zwar mit einiger Fertigkeit, zu handhaben sich geübt hat.

Ich werde jeden einzelnen Theil einer Jagdflinte besonders beleuchten, demnächst aber über die beym Gebrauch

des

des Gewehrs zu beobachtenden Handgriffe und Vorsichtsmaaßregeln die nöthigen Bemerkungen mittheilen.

Da nicht alle Jagdliebhaber Gelegenheit haben, Gewehrfabriken oder auch nur die Werkstätten der Büchsenmacher zu besuchen, so wird es diesen hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich mit dem Unterrichte über den Gebrauch des Schießgewehres zugleich eine ausführliche Beschreibung von der Art und Weise, sie zu verfertigen, verbinde.

Vom Gewehrlaufe.

Die Gewehrläufe, und zwar sowohl die Büchsen- als Flinten- und Pistolenläufe, werden in den Gewehrfabriken, wo jeder einzelne Theil eines Gewehres von einem besondern Arbeiter *) verfertigt wird, auf folgende Art geschmiedet und zubereitet.

Es

*) Der Rohrschmidt schmiedet den Lauf und übergiebt ihn der Bohrmühle, wo er gebohrt wird. Der Rohrfeiler polirt das Rohr, verfertigt die Schwanzschraube, und setzt die Hefte nebst dem Richtkorn auf. Der Schloßmacher macht entweder das ganze Schloß, oder bearbeitet blos die Theile des Schlosses so weit, daß sie nur noch gehärtet und polirt werden dürfen, welches letztere in einigen Fabriken wiederum von einem besondern Arbeiter bewirkt wird. (In den englischen Gewehrfabriken sind für die Anfertigung des Schlosses fünf besondere Arbeiter angesetzt: 1) der, der es aus dem Groben schmiedet; 2) der, welcher es aus dem Groben feilet; 3) der, so es fein polirt; 4) der, welcher die Zierrathen sticht und gravirt; 5) der, welcher es härtet.) Der Messing- und Zeugfeiler verfertigt den Beschlag, der Stecher gravirt die Zierrathen, imgleichen das Zeichen oder den Nahmen auf dem Lauf; der Schäffter macht den Schafft, der Equipeur setzt das

Ge-

Es wird zuerst die sogenannte Platine verfertigt, und zu dem Ende eine Stange Eisen *) geglüht, und diese unter dem Prellhammer **) zu einer mit der Länge, dem Kaliber und der Stärke, die der Lauf haben soll, im Verhältniß stehenden Platte ausgehämmert. Diese Platine, die, beyläufig erwähnt, bey einem Flinten- oder Pistolenlaufe unten am Pulversacke verhältnißmäßig dicker, als oben nach der

Gewehr zusammen. — Der Büchsenmacher schmiedet zwar den Lauf nicht selbst, sondern verfertigt gemeinhin aus in Gewehrfabriken geschmiedeten und aus dem Groben gebohrten Läufen Büchsen, Flinten und Pistolen, vereinigt aber alle andere Arbeiter in seiner Person, den Schäfftet ausgenommen, obwohl einige Büchsenmacher auch zugleich Schäfftet sind.

*) Es muß dazu das beste und geschmeidigste Eisen genommen werden, weil, sobald es spröde und hart ist, die Metalltheilchen sich bey dem Hämmern nicht so innig und zu einer so dichten Masse verbinden, als wenn es zähe und weich ist. Das schwedische, besonders das oregrundische und nächst diesem das spanische, vorzüglich das biskaische Eisen, wird für das beste in Europa gehalten. In den mehresten deutschen Gewehrfabriken werden sowohl Rohr als Schloß aus schwedischem Eisen verfertigt. Die englischen Professionisten bedienen sich zwar zum Theil auch des russischen, imgleichen des englischen Eisens, geben aber dem schwedischen den Vorzug, und verarbeiten es, ungeachtet es theuer ist, lieber als das russische und englische. Sie wollen Erfahrungen gesammelt haben, wornach von 124 aus schwedischem Eisen verfertigten Läufen bey der Probe nur 6, und von 100 aus englischem Eisen geschmiedeten 25 gesprungen sind.

**) Jede Gewehrfabrike unterhält gewöhnlich in ihrem Bezirke einen besondern Prellhammer, sonst auch Platinenhammer genannt. Er wird durch eine starke mit 6 Zieharmen versehene Hammerwelle in Bewegung gesetzt, und wiegt gemeinhin 6 Centner.

der Mündung zu, bey einem Büchsenlaufe aber durchaus gleich dick ausgehämmert ist, wird dem Rohrschmidt überliefert, um daraus das Rohr oder den Lauf zu verfertigen. Er geht dabey folgendergestalt zu Werke. Er prüft und untersucht zuvor, ob die ihm von dem Prellhammer überlieferte Platine zu dem Rohre, das er schmieden will, lang und breit genug ist, schärft dann, wenn er die Platine tauglich findet — die fehlerhaften schickt er dem Hammer zurück — die langen Seiten derselben dergestalt ab, daß sie, über einander geschlagen, die Dicke des übrigen Theils der Platine haben. Er macht nun die Platine rothglühend und krümmt oder rollt sie vielmehr zwischen zwey starken neben dem Gesenkambos s. Fig. 1. spitzwinkelig gegen einander gestellten Armen a. b. mit der Finne des Hammers so gut wie möglich zusammen. Die solchergestalt zusammengerollte Platine, die nun eine Röhre bildet, wird von neuem geglüht, und um einen cylinderförmigen, von gehärtetem Eisen verfertigten Stab, in der Kunstsprache Dorn*) auch Mandril genannt, geschlagen, und auf diesem die abgeschärften und über einander schlagenden Enden des Rohrs (die Nath) tüchtig zusammengeschweißt. Da die Hitze**) sich während des Zusammenschweißens vermindert, so geschieht die Operation nicht auf einmal, sondern Theilweise. Das Rohr wird nämlich Theilweise geglüht, und auf dem Dorn

*) Der Durchmesser des Dorns muß etwas kleiner seyn, als das Kaliber, das der Lauf oder das Rohr erhalten soll, weil selbiges hinterher ausgebohrt und dadurch erweitert wird. Er muß aber auch länger seyn, als das Rohr, und wenn dieses aufgesteckt ist, an beyden Enden hervorragen, damit das Rohr während dem Hämmern vermittelst des herausragenden Dorns gehalten und gelenkt werden kann.

**) Es ist zum Zusammenschweißen der stärkste Grad von Schweißhitze erforderlich, den die Arbeiter an der beym Glühen ins weißliche spielenden Röthe und an einer Menge blitzender Funken erkennen, die vom Eisen fliegen, während es im Feuer ist.

Dorn von zwey Arbeitern auf der geglühten Stelle gehämmert, dann vom Dorne abgenommen *) und wiederum ein Theil davon geglüht und gehämmert, dies aber mehrmalen und so lange fortgesetzt, bis die ganze Nath gehörig zusammengeschweißt ist, und alle Theile des Metalls sich so genau mit einander verbunden haben, daß keine Spur von Trennung übrig bleibt. **) Das Rohr wird aber auch während des Zusammenschweißens von einem dritten Arbeiter in denen auf dem Gesenkambos befindlichen Rinnen oder Gesenken (s. Fig. I. c. c. c. c. c. c. c.) — unter denen, da sie von ver-

*) Das Rohr darf nicht mit dem Dorn zusammen ins Feuer gebracht werden, weil es sonst mit diesem zusammenschweißen würde.

**) In einigen Gewehrfabriken wird der Lauf jedesmal, so oft er aufs neue geglüht ist, ein oder amal in einer horizontalen Richtung sanft gegen den Ambos gestoßen. Die englischen Arbeiter nennen dies *jum ping* (Springen), die Franzosen *étoquer*. Es geschieht dies deshalb, um die Metalltheilchen noch mehr zu einer festen Masse zu verbinden. Die Franzosen haben außerdem noch die Gewohnheit, wenn der Lauf geglüht wird, dem im Feuer befindlichen Ende von Zeit zu Zeit gelinde horizontale Schläge mit dem Hammer zu geben, wodurch eine zitternde Bewegung hervorgebracht wird, die die in den Poren des Metalls befindlichen und flüssig gewordenen fremdartigen Theilchen, wie die auf der Oberfläche entstehenden Schuppen und Unreinigkeiten absondert und heraustreibt. Das beste Eisen setzt übrigens in der Gluth kleine Schlacken an, die sich auf demselben theils von der Unreinigkeit des Eisens, theils von den Kohlen sammeln, und die die Schmiede, wenn sie noch auf dem erwärmten Eisen sitzen, Zunder, erkaltet, Hammerschlag nennen. Es entsteht dadurch ein Verlust an Eisen, der so beträchtlich ist, daß zu einem Gewehrlauf, der, wenn er völlig fertig ist, 12 Pfund wiegt, 12 Pfund Eisen erfordert werden. Der größte Abgang entsteht durch das Hämmern, der mindere durch das nachmalige Ausbohren und Feilen des Rohres.

verschiedener Größe sind, immer die gewählt wird, die für das Rohr paßt — fortdaurend in einem Kreise herumgedreht, wobey der Dorn zur Handhabe dient, und wodurch das Rohr gerundet und vorläufig aus dem Groben geglättet wird. Damit aber auch inwendig in der sogenannten Seele des Rohres keine Vertiefungen oder Splitter bleiben, so sieht der Rohrschmidt, wenn das Zusammenschweißen der Rath beendigt ist, durch das hohle Rohr, und schmiedet es, sobald er Fehler bemerkt, nöthigenfalls von neuem und so lange, bis es auch inwendig, obwohl nur aus dem Groben, geglättet und geebnet ist. Man bedient sich übrigens beym Schmieden der Gewehrläufe in den spanischen Gewehrfabriken der gebrannten Holzkohlen, in den französischen der ausgebrannten vom Schwefel gereinigten Steinkohlen, in den englischen der rohen ungebrannten Steinkohlen. Man wählt aber unter diesen nur die von der reinsten Sorte, indem diejenigen, die viel Schwefel und Arsenik enthalten, das Eisen nach der Kunstsprache vergiften, es zum Hämmern untauglich machen.

Das Bohren des auf vorbeschriebene Art geschmiedeten Rohres wird in den Gewehrfabriken auf der Bohrmühle, von dem Büchsenmacher aber, wenn dieser Läufe ausbohrt,*) auf der Bohrbank bewirkt. Die erstere unterscheidet sich im Grunde von der letztern blos dadurch, daß der Bohrer auf jener durch ein Wassergetriebe, auf dieser, nämlich

*) Der Büchsenmacher schmiedet, wie ich bereits in einer Anmerkung bemerkt habe, die Läufe, aus denen er seine Gewehre verfertigt, nicht selbst, sondern bestellt solche entweder auf Gewehrfabriken nach einem von ihm aus Blech gemachten Kalibermaaße, und bohrt die in der Fabrike geschmiedeten und blos aus dem Groben gebohrten Läufe auf seiner Bohrbank völlig aus, oder er nimmt alte bereits gebrauchte Läufe zu seinen Gewehren, und bohrt diese, wenn es nöthig ist, nochmals aus.

nämlich der Bohrbank des Büchsenmachers aber, vermittelst eines Rades durch die Hand eines Menschen in Bewegung gesetzt wird.

Die Bohrbank, s. Fig. II., hat im Wesentlichen folgende Einrichtung: Das Gestelle ist aus zwey hölzernen Schragen a b — c d zusammengesetzt, von denen der größere a b, der 5, in den Gewehrfabriken oft 7 Fuß lang ist, in die Länge, der Kleinere aber c d, in dem sich in der Werkstätte des Büchsenmachers das Rad e zum Umdrehen des Bohrers befindet, unmittelbar hinter dem erstern in die Quere gestellt ist. Zwischen den beyden, parallel neben einander laufenden, 3 bis 4 Zoll starken Balken des längsten Schragens befindet sich ein bewegliches Bret f g, der Schieber genannt, welches in den Fugen der Balken eingelassen ist, und vermöge dieser Einrichtung der ganzen Länge des Schragens nach auf- und niedergeschoben werden kann. In diesem Schieber ist ein starker, senkrechtstehender eiserner Bolzen h, von den Büchsenmachern der Bock genannt, eingetrieben, welcher in der Mitte ein Loch oder Auge hat, worin das Rohr, wie man in der Folge sehen wird, vermittelst einer, oben im Bolzen befindlichen Schraube i auf dem Schieber befestigt *) wird. Auf dem einen Balken des längsten Schragens stehen mehrere eiserne Haken k. k. k. k. k. k., die, wie man ebenfalls in der Folge sehen wird, dazu dienen, um den Schieber mit dem Rohre dem Bohrer vermittelst eines hölzernen Hebels entgegen zu rücken. Der Bohrer, s. Fig. III., ist eine eiserne Stange, die an dem einen Ende einen vierkantigen Zapfen a, an dem andern aber eine viereckigte Spitze b hat, vermöge der sie in die Seele des Rohrs eingreift, um es zu erweitern und aus demselben alles Rauhe und Unebene heraus zu schneiden. Dieser Bohrer

*) Damit die Schraube nicht den Lauf beschädige, so wird zwischen die Spitze der Schraube und dem Laufe ein Eisenblech gesteckt.

rer wird auf der Bohrbank des Büchsenmachers, wo er durch das an dem kleineren Schragen befindliche Rad umgedreht wird, mit dem Ende, wo der vierkantige Zapfen ist, in eine, auf der Welle des Rades angebrachte stählerne Büchse, s. Fig. II., gesteckt, auf der Bohrmühle aber in einer ähnlichen Büchse des Getriebes befestigt.

Der Arbeiter geht nun bey dem Bohren folgendergestalt zu Werke: Er steckt das Rohr, das untere Ende, wo die Schwanzschraube hinkommt, gegen der Spitze des Bohrers gekehrt, in das Auge des auf dem Schieber befindlichen Bolzens, und befestigt es vermittelst der Schraube, und zwar in solcher Richtung, daß die Oeffnung des Rohrs genau auf die Spitze des Bohrers trifft. Er bringt nun die letztere, nämlich die Spitze des Bohrers, der, den vierkantigen Zapfen abgerechnet, die Länge des Rohrs haben muß, nachdem er sie vorher eingeölt hat, in die Oeffnung des Rohrs, und setzt nun den Bohrer in Bewegung. Er drängt aber auch während der Zeit, daß der Bohrer sich in dem Rohre herumdreht, den Schieber mit dem Rohre fortdaurend dem Bohrer entgegen. Einige bewirken dies blos mit der Hand, und bedienen sich lediglich, wenn eine verstärkte Kraft nöthig ist, des vorhin erwähnten Hebels, s. Fig. IV. andere meist immer des letzteren. In diesem Fall hackt der Arbeiter das gekrümmte Ende des Hebels in einem, der auf dem Balken des längsten Schragens befindlichen eisernen Haken kkkk ein, lehnt den Arm des Hebels gegen den Bolzen, und preßt auf diese Art, und indem er den Hebel, wenn der Schieber vorrückt, wieder in einen neuen Haken einhakt, das Rohr gegen den Bohrer *). Durch diese Operation

*) In einigen, besonders den englischen Gewehrfabriken, ist an dem einen Ende des Schiebers eine Kette befestigt, welche über ein Gewinde geht, wo ein Gewicht angehängt ist und wodurch der Schieber mit dem Rohre, so wie der Bohrer durchschneidet, ohne fremde Hülfe vorrückt.

ration wird nun die ganze Höhlung (Seele) des Rohrs von dem arbeitenden Bohrer ausgeschabet, und zugleich um einen Eisenspan erweitert, welches aber wohl zehn und mehreremale mit immer dickeren Bohrern *) wiederhohlt wird, bis das Rohr das bestimmte Kaliber hat. Da der Lauf sich durch das Bohren sehr erhitzt, so wird er beständig mit Wasser angefeuchtet **), auch jedesmal, so oft er einmal gebohrt ist, von dem Schieber abgenommen, und sorgfältig untersucht, ob er sich durch das Bohren gekrümmt hat. Um dies zu erforschen, bedient sich der Arbeiter eines Instruments, die Saite genannt; s. Fig. V. Es besteht aus einem hölzernen Bogen, der fast die Figur eines Violinbogens, nur stärker gekrümmt, und eine so weite Spannung hat, daß er zu dem längsten Laufe gebraucht werden kann. An den einen Schenkel dieses Bogens ist eine Darmsaite angeknüpft, die am Ende eine kleine Bleykugel oder einen Stift hat, vermöge dessen sie bey dem Gebrauch an dem andern Schenkel des Bogens in einer Kerbe befestigt werden kann. Wenn nun nachgesehen werden soll, ob der Lauf krumm oder gerade ist, so wird die Darmsaite durch den Lauf gezogen und das durchgezogene Ende in der Kerbe des Bogenschenkels befestigt, der Bogen aber nach unten gekehrt, so, daß er unter dem Laufe herabhängt. Der Arbeiter hält nun den Lauf vor das Licht. Wenn er gerade ist, so schließt die Darmsaite überall ganz genau an, und steht dagegen, wenn er sich gekrümmt hat, da, wo die Krümmung ist, höher. Hat sich nun der Lauf wirklich gekrümmt, so wird er entweder auf den Ambos gelegt und durch mäßige Hammerschläge wieder gerade gemacht, oder nöthigenfalls in dem Richtstock ge-

*) Es hängen daher neben der Bohrbank mehrere Bohrer von verschiedener Länge und Stärke.

**) In einigen Fabriken hat man zu dem Ende eine Vorrichtung, wornach während des Bohrens beständig Wasser auf einer Rinne auf das Rohr herabfließt.

gerichtet. Das Rohr wird zu dem Ende, und zwar der Theil, der sich gekrümmt hat, in den Richtstock, ein dickes Stück Holz, s. Fig. VI., gelegt, und mit selbigem in den Schraubstock eingeklemmt, dieser dann allmählich angezogen, und dadurch der gekrümmte Theil, welcher gerade zwischen den beyden erhöheten Seiten a b des Richtstocks liegen muß, in seine Richtung zurückgetrieben. Es wird aber auch jedesmal, ehe ein frischer Bohrer angesetzt wird, untersucht, ob das Rohr inwendig Vertiefungen oder Splitter hat. Um dies zu erfahren, hält der Arbeiter das Rohr vor das Licht und bezeichnet, sobald er Vertiefungen oder Splitter bemerkt, die sich ihm wie schwarze Flecken zeigen, die Stelle auf der äußern Seite des Rohrs mit Kreide, hämmert aber das letztere nochmals auf dem Dorn, um die Fehler zu verbessern. Endlich wird auch noch erforscht, ob der Lauf durchaus gleich gebohrt ist. Man bedient sich hiezu eines Cylinders von gehärtetem Stahl, der etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und so dick ist, wie die Kugel, die aus dem Rohr geschossen werden kann.

Das Instrument, Kugel genannt, wird in einigen Fabriken auf einer Stange angeschroben und in dem Rohre auf und nieder bewegt. In andern schiebt man die sogenannte Kugel ohne Stange in das Rohr, und sieht zu, ob sie gemächlich durchfällt oder sich irgendwo preßt, auf welchen letztern Fall die Stelle bemerkt und das Bohren wiederhohlt wird. Sobald nun das Rohr bis zu dem bestimmten Kaliber erweitert ist, wird die Seele geglättet, um die Striche, die der Bohrer gemacht hat, heraus zu bringen. Dies heißt in der Kunstsprache Feinbohren, die Seele poliren. Man bedient sich hiezu eines möglichst polirten und sehr scharfen Bohrers mit einer viereckigten Schneide. Da man aber gefunden hat, daß er weit ebener schneidet, wenn nur zwey Schneiden gebraucht werden, so bedeckt man zwey davon mit einem in Baumöl getränkten Streifen Papier oder kleinen Stück Holz, und fügt jedesmal ein oder zwey dergleichen Streifen oder Stücke hinzu; so oft der Bohrer wieder

der durch den Lauf gebracht wird, wiederhohlt aber das Feinbohren so lange, bis die Seele völlig glatt und eben ist. Die Büchsenmacher pflegen sich zum Poliren der Seele des sogenannten hölzernen Kolbens zu bedienen.

Dieses Instrument, s. Fig. VII., besteht in einem runden Stück Holz mit einer in der Mitte eingesenkten, 2 Zoll langen und $\frac{1}{2}$ Zoll breiten Stahlplatte a b, die auf ihrer äußern Fläche kleine schräge Schneiden hat. Der Kolben wird bey dem Gebrauche vermittelst einer eisernen Stange in dem Rohre auf- und niedergeschoben, und wenn er einmal hinabgestoßen ist, umgedreht. Andere pflegen den Lauf noch hinterher mit einem, in Oel und Schmirgel getauchten bleyernen Cylinder, der Bleykolben genannt, zu glätten, oder nach ihrer Sprache zu schmirgeln. Diese, ihrer Meynung nach, vorzüglichere Politur ist aber von keiner langen Dauer, das sogenannte Kolben aber überhaupt mißlich, weil das Instrument mit der Hand regiert wird, und eben deshalb, wenn der Arbeiter nicht äußerst vorsichtig zu Werke geht, auf einer Stelle mehr als auf der andern wirkt.

Die Seele eines auf die vorhin beschriebene Art gebohrten Laufes hat nun durchaus eine gleiche Peripherie, und der Lauf oder das Rohr ist nach der Kunstsprache kugelgleich oder cylinderförmig gebohrt. Einige Büchsenmacher — in ältern Zeiten war dies meist bey allen der Fall — pflegen dem Laufe ein konisches, das heißt, ein solches Kaliber zu geben, wornach die Seele unten am Pulversacke weiter, als an der Mündung ist, und gegen diese nach und nach schmäler zuläuft.

Wenn der Lauf konisch gebohrt werden soll, so verfährt man zwar im Allgemeinen auf die nämliche Art, nur mit dem Unterschiede, daß bey dem Wechsel der Bohrer, der Pulversack mit dem stärksten, die Mündung dagegen mit dem kleinsten Bohrer erweitert, die Seele aber hinterher mit dem gespalteten Kolben geglättet wird.

Das

Das Fig. VIII. abgebildete Instrument hat unten zwey elastische Zacken a b, die sich beym Gebrauch da, wo die Seele enge ist, zusammenpressen, da, wo sie weiter ist, auseinander thun, auf ihrer äußern Fläche aber schräge Hiebe haben. Die Meinungen über diese verschiedene Einrichtung sind getheilt. Es giebt viele Jäger, die die konische Kaliberform vorziehen, und von dieser behaupten, daß sie das Zusammenhalten des Hagels befördere. Nicht zu gedenken aber, daß ein konisch gebohrter Lauf weit mehr, als ein Kugelgleicher dem Stoßen und Zurückprellen unterworfen ist, und zwar deshalb, weil dadurch, daß die Flamme des entzündeten Pulvers, die sich in dem weitern Theil des Laufs ausdehnt, in dem engern aber zusammenpreßt, der Explosion ein Widerstand entgegengesetzt wird, der natürlich das Stoßen vermehrt; so sind auch noch manche andere überwiegende Gründe, die hier anzuführen zu weitläuftig seyn würden, vorhanden, nach denen die kugelgleiche Kaliberform wohl unstreitig den Vorzug verdient *). Wer sich überzeugen will, ob ein Lauf vollkommen kugelgleich gebohrt ist: der kann es mit ziemlicher Gewißheit dadurch erfahren, wenn er eine Kugel, die aber ganz genau in den Lauf passen muß, mit dem Ladestock, jedoch ohne große Gewalt, herunter treibt. Je nachdem die Kugel sich überall gleich leicht herunterstoßen läßt, oder sich stellenweise preßt, wird auch der Lauf mehr oder weniger ein kugelgleiches Kaliber haben.

Jetzt ist der Lauf so weit, daß ihm seine äußere Form und Politur gegeben werden kann. Die ältern Büchsenmacher

*) Vorausgesetzt, daß ein kugelgleichgebohrter Lauf, mit der gehörigen Sorgfalt zugerichtet, und bey dessen Verfertigung nichts verabsäumet ist, so darf man sicher seyn, daß er nicht leicht den Schuß verlieret, sondern seinen Werth — wenn nicht äußere Beschädigungen vorgehen — auf immer behaupten wird, welches bey denen konischzugerichteten Läufen nicht immer der Fall ist.

cher gaben dem Rohre gemeinhin durchaus eine runde Form; dagegen die neuern dem untern verstärkten Theil gewöhnlich eine achtkantige Gestalt geben.

Um die völlige Rundung herauszubringen, wird der Lauf erst in vier flachen Seiten, dann in acht, dann in sechszehn und so weiter gebildet, bis er völlig rund ist, den untern Theil ausgenommen, den die neuern, wie gesagt, gemeinhin achtkantig formen, worunter indessen, so wie in Rücksicht der Länge, die der achtkantige Theil erhält, jeder Meister seiner eigenen Idee und Geschmack folgt. Die Form sey, welche sie wolle, so muß dabey mit äußerst großer Genauigkeit zu Werke gegangen werden, damit der Lauf nicht an einer Seite dicker, als an der andern werde *). Die Büchsenmacher bezeichnen die vollkommene Gleichheit des Kalibers durch den Ausdruck: Der Lauf ist durchaus aufrichtig oder rein. Sie bedienen sich, um dies zu erforschen, des Fig. IX. abgebildeten Instruments, welches in der Kunstsprache Rohrzirkel, von einigen Kompaß genannt wird. Die beyden Schenkel a b, b c, stehen etwa 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll von einander ab. Beym Gebrauch wird der Schenkel b c in das Rohr bis an das äußerste Ende gesteckt **), wo ihn die Feder c d senkrecht erhält. Die auf dem außerhalb dem Rohre befindlichen Schenkel a b angebrachte

*) Es versteht sich von selbst, daß hier von der Peripherie eines jeden einzelnen Theils die Rede ist. Denn daß der Flintenlauf unten am Pulversacke stärker, als an der Mündung seyn muß, ist schon da, wo von der Platine die Rede war, erwähnet worden.

**) Der Rohrzirkel ist in der Regel so lang, daß er durch den ganzen Lauf reicht. Einige Büchsenmacher bedienen sich aber eines Rohrzirkels, der um etwas länger, als der halbe Lauf ist, und der erst auf einem, und dann wieder auf dem andern Ende des Laufes hineingebracht wird. Sie finden dies bequemer und zum Behuf des Versuchs zweckmäßiger.

brachte Schraube e wird nun so weit angeschroben, daß ihre Spitze etwa um eine Linie von dem Rohre absteht. Der Rohrzirkel wird nun langsam aus dem Rohre gezogen, und während des Herausziehens beständig umgedreht. Sobald die Spitze der Schraube auf eine erhöhete Stelle kommt, stößt sie an und zeigt dem Arbeiter, ob und wo er noch etwas mit der Feile abnehmen muß.

Die äußere Fläche des Rohrs wird nun noch, und zwar in den Gewehrfabriken, auf der Schleifmühle abgeschleift. Es wird ein Dorn, an dessen einem Ende ein Kreuz als Handhabe befestigt ist, durch das Rohr gesteckt, das andere Ende des durchgesteckten Dorns aber auf das neben dem Schleifsteine befindliche Zapfenlager gelegt. Der Schleifer dreht nun vermittelst des zur Handhabe dienenden Kreuzes, das Rohr, und zwar den runden Theil desselben, am Schleifsteine im Kreise herum, und zieht ihn während des Umdrehens allmälich nach sich. Um den eckigten Theil des Rohrs zu schleifen, hält der Schleifer selbiges mit beyden Händen gegen den Schleifstein, und schleift die Flächen nach dem Augenmaaße ab. Der Lauf wird aber auch nun noch mit dem sogenannten Hobel *) und der Schlichtfeile geglättet; hinterher aber mit feinem Schmergel und Oel polirt, bis er allenthalben eine durchaus glatte glänzende Oberfläche erhält.

Da ein glänzendes Rohr theils das Auge blendet, theils aber auch das Wild verscheucht, so läßt man es gewöhnlich färben oder anlaufen. Einige Büchsenmacher lassen die Röhre blau anlaufen, welches aber nicht selten mit Nachtheil für das Rohr verknüpft ist, weil diese Operation, die hier zu beschreiben zu weitläuftig seyn würde, von der Art

*) Der Hobel besteht aus einer stählernen Platte, die auf einer ihrer breitesten Seiten Feilenhiebe hat. Der Arbeiter regiert das Instrument auf dem Laufe in eben der Art, wie der Tischler den Hobel; daher die Benennung.

Art ist, daß sie die beizende Wirkung, die auf der Oberfläche vorgeht, auch dem inwendigen Theile des Rohres mittheilt. Die neuern Büchsenmacher geben daher ihren Läufen fast durchgehends eine braune Farbe. Es wird nämlich der Lauf mit Wasser und Trippel, oder feingeriebenem Bimsstein abgescheuert, dann zuerst mit Scheidewasser, und wenn dieses einen Rostanflug hervorgebracht hat, mit Oel bestrichen, dann die ganze Oberfläche mit einem wollenen Lappen so lange gerieben, bis der Lauf trocken ist; alsdann wird er mit Wachs bestrichen, und dieses mit einer Bürste eingerieben. Oder man nimmt — es ist dies eine Methode, die Herr a. d. Winkel in seinem Handbuche für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber III. 369. angiebt — nachdem der Lauf völlig abgeschmirgelt und dann mit ungelöschtem Kalkmehl tüchtig abgerieben worden, ein halbes Quentchen Butyrum Antimonii, rührt dazu 8 bis 10 Tropfen Baumöl; trägt die Mischung, indem man in die Mündung des Laufes ein passendes Stäbchen oder Handgriff steckt, mit einem Haarpinsel — der jedesmal nur bis zur Hälfte damit befeuchtet wird — in geraden Längsstrichen überall gleich stark auf, und läßt sie an einem Orte, wo kein Luftzug darauf wirken kann, eintrocknen.

Nach 3 oder 4 Tagen trägt man zu wiederhohltenmalen Scheidewasser, in welchem Kupferfeilspäne aufgelöset worden sind, mit dem Haarpinsel auf, bis nach dem Eintrocknen ein Rostanflug überall gleich stark sich gehoben hat. Diesen überstreicht man dann mit altem abgeklärten Leinöl, läßt solchen in der Sonne völlig eintrocknen und wiederhohlt dieses letztere Verfahren einigemale. Hierauf glättet man mit nassem Schachtelhalm den Rostanflug leicht ab, und beendigt die Arbeit dadurch, daß man noch einmal Leinöl mit einem wollenen Lappen so stark einreibt, bis der Lauf völlig warm wird. Dieses Verfahren soll nach Anzeige des vorhin erwähnten Verfassers dem Laufe eine sehr schöne Bedeckung geben.

Die letzte Arbeit ist die Einbohrung des Zündlochs, die Einsetzung der Schwanzschraube, und das Auslöthen des Korns. Das Zündloch wird erst mit einem kleinen Bohrer durchgebohrt, und nach der in neuern Zeiten beynahe allgemein angenommenen Methode vermittelst des Zündlochsenkers — ein Instrument, das sich weder durch Beschreibung noch selbst durch eine Bildung vollständig versinnlichen läßt — inwendig konisch erweitert. Beym Einsetzen der Schwanzschraube wird erst die sogenannte Schwanzschraubenmutter in den Lauf eingeschnitten, und dann die Schwanzschraube hereingebracht. Diese letzte muß mit einer äußerst großen Genauigkeit verfertigt seyn, damit solche die in dem Lauf eingeschnittene Schraubengänge gehörig, und ohne den mindesten Zwischenraum zu lassen, ausfülle, weil sonst der Gebrauch des Gewehrs gefahrvoll *) wird.

Einige Arbeiter machen eine sogenannte Kammerschwanzschraube, das heißt, sie höhlen sie an dem untern Ende paraboliſch oder auch in der Gestalt eines Fingerhuts aus: andere schneiden sie unten gerade ab; noch andere feilen die gegen das Zündloch gehende Ecke ab, oder machen hier eine Höhlung oder Fuge in die Schwanzschraube, um durch diese verschiedene Einrichtung, mit der zugleich die Anord-

*) Bey der äußerst großen Gefahr, die man beym Abfeuern eines, in Absicht auf die Schwanzschraube nicht gehörig versicherten Gewehrs läuft, rathe ich jedem Liebhaber, wenn er ein Gewehr kauft, solches erst durch einen zuverlässigen Gewehrschmidt untersuchen, überhaupt aber das Gewehr, das man oft braucht, dann und wann auseinander nehmen und nachsehen zu lassen, ob die Schwanzschraube sicher ist. Man erkennt die Unsicherheit der Schwanzschraube gar leicht daran, wenn sie sich, nachdem sie um einige Gewinde zurückgedreht ist, hin und her bewegen läßt. Ist dies beym Wiedereinsetzen der Fall beym dritten, höchstens vierten Gewinde, so taugt sie nichts; noch weniger aber, wenn man beym Herausnehmen Schiefer oder sogar Risse gewahr wird.

Anordnung des Zündlochs — welches einige in einer gewissen Entfernung von der Schwanzschraube, andere ganz nahe an dieser, noch andere aber durch den ausgehöhlten Theil der Schwanzschraube durchbohren — verbunden wird, sowohl den Schuß zu verbessern, als auch das Stoßen und Zurückprallen des Gewehrs zu verhindern. Die Meynungen hierüber sind so verschieden, daß es wirklich schwer zu entscheiden ist, welche Einrichtung den Vorzug verdient. Ich sehe bey meinen eigenen Gewehren vorzüglich darauf, daß die Schwanzschraube die gehörige Härte, Festigkeit *) und Länge habe, und daß das Zündloch — welches, beyläufig erwähnt, dem Endzweck am besten entspricht, wenn es trichterförmig gebohrt und inwendig erweitert wird — so gebohrt werde, daß es genau auf den Boden der Schwanzschraube trifft. Ist die Schwanzschraube zu kurz und bleiben wohl gar einige Schraubengänge unausgefüllt, so ist theils das Stoßen unvermeidlich, theils setzt sich Feuchtigkeit und Schmutz in die Schraubengänge, und das Gewehr kann nicht gehörig rein gehalten werden **). Auch kommt es beym Bohren des Zündlochs sehr darauf an, daß es die gehörige Erweiterung erhalte. Ist es zu groß, so ströhmt bey

*) Bey einigen neuen, besonders französischen Jagdgewehren ist an der Schwanzschraube der sogenannte englische Haken angebracht, um den Lauf ohne große Mühe aus dem Schaft nehmen zu können. Es ist nämlich da, wo die Züge der Schwanzschraube aufhören, ein Stück Eisen angebracht, an dessen obern Seite ein Eck oder Viereck eingeschnitten ist, welcher den Haken bildet und in eine, am Schwanz sich befindende Kapsel, die Gabel genannt, eingreift, und dadurch den Lauf im Schaft festhält. Wenn der Haken aber nicht tüchtig gemacht und genau eingepaßt ist, so bleibt es immer eine unsichere Vorrichtung.

**) Dies gilt zum Theil auch von den ausgehöhlten Kammerschwanzschrauben; daher ich die gerade abgeschnittenen vorziehe.

bey der Explosion des Pulvers ein großer Theil durch das Zündloch, und es wird dadurch die Wirkung des Schusses, und mithin auch die Schußschärfe vermindert. Ist es zu klein, so verstopft es sich leicht, auch können die Pulverkörner beym Laden nicht bis zur Pfanne herausdringen, ohne zerquetscht zu werden, und die Entzündung erfolgt dann minder schnelle. Es muß daher gerade so groß seyn, daß ein einzelnes Pulverkorn durchfallen kann. Wenn es sich durch den Gebrauch des Gewehrs erweitert hat, so muß es nach der Kunstsprache verschraubt, nach dem Ausdruck der hiesigen gemeinen Jäger verbohrt werden. Es wird nämlich da, wo es zu stehen kommt, eine Schraubenmutter eingeschnitten, dann aber eine, in diese Mutter genau passende Schraube verfertigt, in der Mitte derselben das Zündloch eingebohrt, dieses mit einem konischen Reibeöhle nach innen trichterförmig ausgerieben, und nun die Schraube mit dem Zündloch in die Mutter eingeschroben. Die Schraube muß zwar gerade so lang, als die Dicke des Laufes geschnitten werden, damit sie eingeschraubt, inwendig nicht vorstehe. Oben auf der äußern Seite des Laufes aber muß sie etwa um einen Messerrücken dick vorstehen. Die Erhöhung wird dann nach dem Einschrauben mit einem Hammer breit und glatt geschlagen, und dadurch die Schraube so befestigt, daß das Pulver sie nicht heraustreiben kann. Die breitgeschlagene Stelle wird nun endlich glatt gefeilt, und das zugehämmerte Zündloch wieder aufgeräumt. Die Schraube wird von Eisen, Stahl, Kupfer auch Messing gemacht. Einige lassen sie von Gold verfertigen, welches man mit Gold verbohren nennt, und zwar theuer, aber unstreitig dauerhafter ist. Einige Büchsenmacher setzen das Zündloch, wenn sie eine neue Flinte verfertigen, gleich Anfangs auf die vorbeschriebene Art ein; und es ist dies nicht unrecht, weil es beym Gebrauch länger vorhält. Die ältern Gewehrschmiede pflegen hin und wieder den obern auswendigen Theil der Schwanzschraube, vermittelst dessen sie in den Schaft befestigt wird, zur Bequemlichkeit des Zielens auszuhöhlen.

Dies

Dies taugt aber nicht. Man visirt offenbar genauer und schärfer, wenn sie unausgehöhlt bleibt.

Ueber die Stellung und Figur des Korns sind die Meinungen ebenfalls getheilt. Einige setzen das Korn dicht hinter die Mündung, andere etwas zurück; einige geben ihm eine runde, andere eine schmale länglichte, in der Mitte erhabene; andere eine sich gegen die Mündung erhebende, und dort gerade abgeschnittene; andere die umgekehrte Figur und Gestalt. Es kommt hier nun zwar weniger auf die Figur, als darauf an, daß das Korn gerade in der Mitte des Laufs aufgelöthet *) und hierunter das richtige Verhältniß beobachtet werde. Indessen ist so viel gewiß, daß ein flaches Korn deshalb den Vorzug verdient, weil man genauer visirt und beym Flugschießen allenfalls eher zu hoch als zu niedrig abkommt: welches letztere größtentheils der Fehler angehender Schützen ist, dem man aber bey einem flachen Korn weniger ausgesetzt ist.

Bey Verfertigung der Büchsenläufe wird zwar im Allgemeinen auf ähnliche Art verfahren, diesen aber hinterher auf der sogenannten Ziehbank gewundene Rifen oder Schneckenwindungen, die der Büchsenmacher Gyralle Linien, Schneckenlinien, oder auch Drallen nennt, eingearbeitet. Es ist dies eine Operation, die sich durch eine bloße Beschreibung schlechterdings nicht hinlänglich verständlichen läßt **).

Von

*) Einige Arbeiter bedienen sich zum Aufsetzen des Korns der harten Löthe, die aber der entgegengesetzten inwendigen Seite des Laufs eine Rauhigkeit mittheilt, die nach der Löthung durch das nachmalige Feinbohren wieder herausgenommen werden muß, wodurch oft ein bereits gut gebohrter Lauf verdorben wird; daher denn auch die weiche Schlaglöthe, die wegen des geringen Grads der Hitze, den sie erfordert, den Lauf inwendig nicht beschädigt, vorzuziehen ist.

**) Eine ziemlich vollständige, aber noch immer nicht hinlänglich deutliche Beschreibung der Verfahrungsart, imgleichen eine Abbil-

Von den gezogenen Flinten — diese haben nicht gewundene, sondern gerade Reifen oder Züge, die ihnen ebenfalls auf der Ziehbank eingearbeitet werden — erinnere ich blos, daß ungeachtet ihr Werth, in Absicht auf eine vorzügliche Schußweite nicht geradehin abgeleugnet werden kann, sie den großen Fehler haben, daß sie schwer rein zu halten sind, nicht zu gedenken, daß die Züge durch den anhaltenden Gebrauch am Ende flach werden, das Rohr aber selten stark genug ist, um solches zu fuschen, d. h. neue Züge einarbeiten zu können; daher sie denn auch allmählich aus der Mode gekommen sind.

Einen nicht eingebildeten, sondern reellen Werth haben dagegen die sogenannten gedrehten Läufe, und ich werde mich daher sowohl über diese, als über die sogenannten Bandröhre der Franzosen (Canons à rubans), imgleichen über die damascirten Läufe etwas näher auslassen *).

Die erstern, nämlich die gedrehten Läufe, werden anders von den französischen, anders von den englischen Gewehrschmieden gemacht. Die erstern gleichen den Lauf, wenn er aus dem Groben geschmiedet ist, in einer Länge von wenigen Zollen bis zu einem hohen Grade: schrauben dann das eine Ende in einen Schraubestock, und stecken in das andere ein viereckigtes Stück Eisen mit einer Handhabe, und drehen

Abbildung der Ziehbank findet man in Sprengels Handwerke und Künste im fünften Abschnitt der siebenten Sammlung. Auch verdient die von Tymäus aus dem Englischen übersetzte Schrift: Versuch über Gewehrfabriken, imgleichen Leuthmanns Nachricht von gezogenen Büchsen ꝛc. nachgelesen zu werden.

*) Ich habe die Beschreibung der Verfertigungsmethode zum Theil aus dem Versuch über Gewehrfabriken, zum Theil aber aus mehrern andern Schriften zusammengetragen.

drehen-vermittelst dieses Instruments die Fibern des geglühten Theils in eine schraubenförmige Richtung, weil man gefunden hat, daß diese der Gewalt des Pulvers besser widersteht, als wenn die Fibern in die Länge gehen. In den englischen Gewehrfabriken hat man eine andere Verfahrungsart. Das Eisen, dessen man sich zu den gedrehten Läufen bedient, wird gemeinhin aus alten Hufnägeln zusammen geschmiedet. Da diese ursprünglich aus dem weichsten und zähesten Eisen gemacht, dieses aber durch das viele Glühen und Hämmern bis zu einem hohen Grade geläutert wird, um es aus einer dicken Stange in kleine Nägel zu formen, so bürgt schon dieser Umstand allein für die Güte der daraus verfertigten Läufe *). Diese Hufnägel werden nun, nachdem sie vorher gewaschen und von allem Schmutz gereinigt worden, in einen aufrechtstehenden Ring auf einander gelegt, die Köpfe zu beyden Seiten auswendig, bis er gedrängt voll ist. Das Ganze gleicht einer unebenen runden Platte. Diese wird ins Feuer gelegt, bis sie eine, ins weißliche spielende Röthe bekommt, dann gehämmert, bis sich alles zu einer dichten Masse vereinigt hat; der Ring nun abgenommen, das Glühen und Hämmern der Masse aber so lange wiederhohlt, bis das Eisen gleichsam geknätet, und dadurch in einem noch höheren Grade geläutert, auch sehr zähe und dichtkörnig geworden ist. Alsdann wird es in Stangen gereckt, die ohngefähr 24 Zoll lang, einen halben Zoll, oder auch mehr breit, und einen halben Zoll dick sind, je nachdem der Lauf, den man daraus formen will, dick oder dünne seyn soll. Eines dieser Stücke oder Stangen wird hierauf in einer Länge von 5 bis 10 Zoll glühend heiß gemacht, und ohne andere Werkzeuge, außer dem Hammer und Ambos, wie

*) Zu einem Laufe von gewöhnlicher Größe werden etwa 12 Pfund Hufnägel erfordert; übrigens werden aus dergleichen Hufnägeln nicht nur gedrehte, sondern auch schlichte Flintenläufe, in Madrit beynahe alle Feuerröhre aus alten Hufnägeln von Pferden und Maulthieren geschmiedet.

wie ein Korkzieher gedreht — daher der Name — die übrigen Theile der Stange aber, einer nach dem andern eben so behandelt, bis das ganze Stück oder die ganze Stange eine gewundene Röhre bildet, deren Durchmesser mit dem, den der Lauf haben soll, übereinkommt. Vier dergleichen Stangen sind zu einem Laufe von 32 bis 38 Zoll Länge hinlänglich: wobey noch zu bemerken ist, daß zwey davon, aus denen der untere verstärkte Theil des Laufes gebildet wird, beträchtlich dicker seyn müssen, als die beyden andern, die zu dem obern Ende des Rohrs bestimmt sind. Es wird nun eine dieser Röhren an das Ende eines alten Laufs geschweißt, der zur Handhabe dient, und hinterher, wenn der Lauf fertig ist, abgenommen wird. Dann werden die Stänge der spiralförmig gewundenen Röhre mit einander vereinigt; zu dem Ende jedesmal 2 bis 3 Zoll im höchsten Grade glühend gemacht, und der geglühte Theil in einer horizontalen Richtung auf den Ambos gestoßen, welches man den Lauf springen lassen nennt. Nun wird ein Dorn in die Röhre gestreckt, und der geglühte Theil sanft gehämmert, um die Furchen und unebenen Stellen herauszubringen. Sobald ein Stück seiner ganzen Länge nach so behandelt worden, wird ein anderes herangeschweißt, und mit diesem eben so verfahren, bis die vier Stücke zusammengesetzt sind. Der aus diesen zusammengesetzte Lauf wird alsdann auf die gewöhnliche Art fertig gemacht *).

Die französischen Bandröhre (Canon à rubans) werden auf folgende Art verfertigt. Es wird zuerst aus einer

*) Die englischen Gewehrschmiede sind, wie der Verfasser des Versuchs über Gewehrfabriken, aus dem ich diese Beschreibung entlehnt habe, sagt, der Meynung, daß die Art, wie die Franzosen ihre gedrehten Läufe (Canons tordus) machen, der ihrigen bey weitem nachstehe, ja sogar dem Laufe nachtheilig sey, weil die Fibern des Eisens durch die Methode der Franzosen zu sehr gehemmt werden.

einer Platine, die ohngefähr den zwölften Theil eines Zolles dicke ist, ein Lauf auf die gewöhnliche Art geschmiedet. Um diesen dünnen Lauf, den man das Futter nennt, wird ein eiserner platter Streif, etwa 1 Zoll breit und von der Dicke, die der Lauf haben soll, in einer schraubenförmigen Richtung gewunden, und zu dem Ende wiederhohlt geglüht. Diese schraubenförmige Windung heißt das Band. Da ein Band von der Länge des ganzen Laufes beym Umwickeln nicht gut zu handhaben seyn würde, so wird es in verschiedene Stücke getheilt, und wenn ein Stück beynahe umgewickelt ist, ein anderes herangeschweißt, bis das ganze Futter bedeckt ist. Die Seiten des Bandes werden aber auch so stark schräge oder aufwärts gerichtet, daß sie ohngefähr $\frac{1}{4}$ Zoll übereinanderschlagen. Wenn das ganze Band umgewunden ist, so werden 2 bis 3 Zoll vom Laufe geglüht und die schraubenförmigen Windungen sowohl unter sich, als mit dem Futter vermittelst des Zusammenschweißens vereinigt, und das Rohr übrigens auf die nämliche Art, wie andere Läufe — das Springen ausgenommen, das bey den Bandröhren nicht anwendbar ist — geschmiedet und hernach gebohrt, und zwar so, daß beynahe das ganze Futter herausgeschnitten wird. Es giebt nun noch eine andere Art von Bandröhren, die man Drahtröhre nennt, deren Erfindung von einem vor einigen Jahren verstorbenen Pariser Gewehrschmied, Namens Barrois, herrührt.

Seine Methode war folgende: Um einen dünnen, auf die gewöhnliche Art geschmiedeten Lauf wand er, und zwar zuerst nur, um den untern verstärkten Theil, einen gehärteten Eisendraht von der Dicke einer Rabenfeder, so dicht wie möglich, und ebenfalls in einer schraubenförmigen Richtung. Die Gänge des Drahts wurden sowohl unter sich, als mit dem Laufe vermittelst einer Komposition, die er nicht bekannt gemacht hat, zusammengelöthet. Alsdann feilte er die Drahtumwickelung, um sie glatt und eben zu machen, jedoch ohne sie sonderlich zu schwächen. Nun folgte eine

zweyte

zweyte Umwicklung, welche die erste, und zwey Drittel des Laufs bedeckte. Nachdem auch diese auf eben die Art, wie die erste gelöthet war, folgte die dritte, welche über die beyden ersten bis an die Mündung reichte. Die übrige Behandlung war wie bey andern Röhren. De Marolles versichert in seiner Chasse aux fusils, wo man so, wie in dem Versuch über Gewehrfabriken hierüber, imgleichen über die Bandröhre, das Nähere nachlesen kann, daß ein auf diese Art verfertigter Lauf, den man sehr stark überladen hatte, sich zwar gekrümmt habe, aber nicht gesprungen sey. Man hat indessen in der Folge an den Drahtröhren manche Unvollkommenheit entdeckt; daher man denn auch nach dem Tode des Erfinders keine Versuche gemacht hat, sie nachzuahmen.

Die sogenannten damascirten oder Damascener *) Läufe werden auf folgende Art verfertigt. Man nimmt zu der Platine eines solchen Laufs gewöhnlich zugleich graues

*) Das Wort Damascener ist von dem Namen der Stadt Damascus in Syrien abgeleitet, wo von den Türken ein überaus feiner harter Stahl verfertigt wird, aus dem sie ihre schönen Damascenersäbel und Gewehrläufe zubereiten: Ein geschickter Klingenschmidt zu Solingen im Herzogthum Berg, Namens Peter Simmelpuß, war der erste in Deutschland, dem es glückte, das von den Türken verfertigte Damascener-Eisen und Stahl nachzumachen und aus diesem Klingen, Flintenläufe und Küraße zu verfertigen. Ueber die Art, wie das Damascener Eisen, imgleichen der sogenannte Damast oder die flämmige Aetzung, das Aus- und Einlegen mit Gold und Silber auf den Damascener Klingen und Küraßen verfertigt wird, findet man, so wie über das Parfimiren des Damascener Eisens, welches alles ursprünglich von türkischer Erfindung ist, eine ausführliche Beschreibung in der ökonomischen Enzyklopädie von Krünitz, B. VIII. S. 642.

graues (hartes) und weißes (weiches) Eisen und Stahl, legt die dünnen Stangen dieser Metalle nach der Länge zusammen und windet sie nach dem Zusammenschweißen. Das gewundene Metall wird nun wieder platt geschmiedet, zusammen geschlagen, von neuem gewunden, diese Arbeit einigemalen wiederhohlt, und hieraus die Platine geschmiedet; diese aber wie bey andern gewöhnlichen Läufen zusammengeschweißt und in ein Rohr verwandelt. Weit feiner aber ist die Damascirung oder der Damast, wenn das ganze Rohr aus aufgewickeltem Drahte zusammengeschweißt wird. Man nimmt einen alten Flintenlauf und umwickelt ihn auf ähnliche Art, wie Barrois es mit seinen Drahtröhren machte, etwa nach der halben Länge des Laufes, mit feinem ausgeglühten Draht. — Barrois nahm gehärteten Draht; und dies war mit eine Ursache von der Unvollkommenheit seiner Röhre — Auf jede Lage werden einige stärkere Enden Draht nach der Länge gelegt, damit die Lagen nicht auseinander fallen. Diese Arbeit wird so lange fortgesetzt, bis das Ganze so dick ist, als der Schenkel eines ausgewachsenen Mannes. Diese Drahtumwickelung wird nun, nachdem der Draht bis zur Schweißhitze gebracht ist, erst auf einem starken, zuletzt aber auf einem kaltbermäßigen Dorn zusammen geschweißt. Die geringste Damascirung entsteht, wenn um einen schwachen Lauf eine dünne Platine von der ersten Damascirung geschlagen, und auf dem Laufe angeschweißt wird.

Die Damascirung erfolge aber, auf welche Art sie wolle, so kommen die geflammten Adern des damascirten Rohrs immer erst dann zum Vorschein, wenn das Rohr gebeitzt ist. Es wird zu dem Ende in einen mit Essig, Vitriol, verfaulten Citronen- und Scheidewasser angefüllten Trog gelegt, und in dieser Beitze so lange gelassen, bis sich die Adern zeigen. Da das Rohr aber in der Beitze roth anläuft, so muß es hinterher abgewaschen werden.

Es giebt nun auch eine Art von nachgemachter Damascirung, die aber nicht lange vorhält, sondern beym Gebrauch

die, deren de Marolles in seiner Chasse aux fusils erwähnt. Er sagt:

„Um eine stärkere Probe als die gewöhnliche zu machen, „kann man, anstatt einer doppelten Ladung Bley, sechs „bis acht Zoll trockenen Lehm auf das Pulver stampfen. „Dieser Probe bedient man sich zu Zeiten bey Kanonen, „wo statt der Kugel zwey Fuß hoch Lehm auf das Pulver „gerammt wird, wodurch die ganze Kraft des Pulvers „auf das Stück *) wirkt.“

Das Rohr wird übrigens, wenn es probirt wird, gewöhnlich nach vorhergegangener Ladung in einem ausgehöhlten Stück Zimmerholz befestigt, dann das nach oben gekehrte Zündloch mit Pulver beschüttet, und dieses vermittelst einer langen Lunte — der, welcher die Probe macht, stellt sich der Sicherheit wegen hinter eine Mauer — angezündet.

Vom Flintenschloß.

Der Jagdliebhaber muß sich mit dem Mechanismus und mit der Einrichtung dieses künstlichen Werkzeuges ganz genau bekannt machen, weil er sonst weder die gute oder schlechte Beschaffenheit desselben zu beurtheilen, noch weniger aber solches gehörig zu handhaben im Stande ist. Nach meinen Begriffen muß jeder Jagdliebhaber ein Schloß ohne fremde Hülfe auseinander zu nehmen und zusammen zu setzen verstehen. **). Es ist dieses deshalb nothwendig, weil oft der Fall eintreten kann, daß der Mechanismus durch einen kleinen geringfügigen Umstand, durch eine zu fest oder zu los ange-

*) und nach dieser Analogie auf den Flintenlauf.

**) Ueber die Art, wie das Schloß vermittelst des Federhackens und des Schraubenziehers aus einander genommen wird, wird weiter unten das Nöthige gesagt werden.

angebrachte Schraube z. B., unterbrochen wird; der Liebhaber aber, wenn dergleichen Fälle auf der Jagd eintreten, oder er auf dem Lande wohnt, in Verlegenheit geräth; dagegen er, wenn er mit der Einrichtung genauer bekannt ist, nicht selten den etwannigen Mängeln zur Stelle selbst abhelfen kann. Um ihm hierunter mit der nöthigen Anleitung an die Hand zu gehen, werde ich zuvörderst ein Flintenschloß Stück für Stück zergliedern. Zuerst diejenige Seite des Schlosses, die, wenn dasselbe an die Flinte angeschroben ist, in die Augen fällt. Hier ist zuerst auf dem Schloßbleche der Hahn, und an dessen oberen Theile das Maul, ein abgesondertes bewegliches Stück, unter dem der Stein eingeschroben wird, weiter die Pfanne, auf der das Pulver aufgeschüttet wird, der Pfannendeckel oder die Batterie, und die Deckel- oder Batteriefeder, auf der der Schwanz des Pfannendeckels ruht, und vermöge welcher er, wenn er auf der Pfanne liegt, fest aufgedrückt wird. Der Hahn steckt auf einem vierkantigen Zapfen der an der inwendigen Seite des Schloßbleches befindlichen Nuß. Hiernach also die innern Theile. Die Nuß, welche an der inwendigen Seite gerade dem Hahn gegen über sitzt, und diesem die Bewegung mittheilt, hat auf jeder flachen Seite einen Zapfen. Der eine, auf dem der Hahn aufgesteckt ist, geht durch das Schloßblech durch; auf dem andern kleinern Zapfen steckt inwendig die Studel, unter der sich die Nuß wie ein Rad um ihre Achse bewegt. Die Nuß hat unten zwey Einschnitte, von denen der eine etwas tiefer, als der andere ist, vorne aber einen unter der Studel hervorragenden Arm, die Vorderrast genannt, auf dem die gekrümmte Spitze (die Krappe) der an der vordern inwendigen Seite des Schloßblechs angebrachten Schlagfeder ruht. Diese besteht aus einem langen und einem kurzen Schenkel; der letztere, welcher unbeweglich, ist oben an dem Schloßbleche fest gemacht; der längere an der Spitze gekrümmte Schenkel ist beweglich, um durch seine Federkraft auf die Nuß, auf deren Vorderrast er, wie vorerwähnt, aufliegt, wirken zu

können. An der hintern Seite des Schloßbleches, und zwar unmittelbar hinter der Nuß, ist die Stange mit einer unter der Nuß auslaufenden Spitze und einem seitwärts abgekehrten langen Zapfen, der, wenn das Schloß angeschrohen ist, in den Flintenschafft hereingeht; auf der Stange liegt die Stangenfeder, die diese, wenn das Schloß aufgezogen ist, in den Einschnitten der Nuß festhält. Wenn das Schloß abgedruckt ist, so ist der Pfannendeckel abgeschlagen, der Hahn liegt vorwärts nieder, die Nuß neigt sich sodann mit dem obern Theil nach vorne, die Vorderrast ist mehr nach unten gesenkt, und die auf dieser aufliegende Schlagfeder abgespannt. Wenn der Hahn aufgerichtet wird, dreht sich mit diesem zugleich die Nuß in eine andere Richtung. Die Vorderrast erhebt sich und bringt dadurch zugleich den auf ihr ruhenden beweglichen Schenkel der Schlagfeder in die Höhe; die hinter der Nuß befindliche Stange greift sodann mit der Spitze in den tiefern Einschnitt der Nuß, die Mittelrast genannt, und der Hahn steht sodann in der Ruhe, oder wie es andere nennen, in der Mittelruhe. Wenn er nun noch weiter zurückgezogen oder gespannt wird, so erhebt sich die Vorderrast der Nuß noch mehr, der lange bewegliche Schenkel der Schlagfeder wird dadurch ebenfalls noch höher gebracht, und diese hinfolglich stärker gespannt, die Stange greift in den hintern minder tiefen Einschnitt der Nuß. Die Hinterrast ist wie das Schloß selbst jetzt zum Abdrücken bereit. Das Abdrücken wird durch den von dem Schloß abgesonderten und für sich allein bestehenden Abzug bewürkt, der unter der Flinte in dem Schafft angebracht, und dessen obere Spitze gegen den in den Schafft hereingehenden seitwärts abgekehrten Zapfen der Stange gelehnt ist. *) Sobald nun der Abzug mit

*) Die Kugelbüchsen sind mit einem sogenannten Stechschloß versehen, dessen Abdruck vermittelst des Schnellers oder Stechers bewirkt wird. Ueber den Mechanismus und die Ein-

mit dem Finger zurückgezogen wird, welcht die Stange vermöge des Drucks, den sie durch den Abzug erhält, aus der Hinterrast der Nuß, die durch die Vorderrast gespannte Schlagfeder läßt beym Ausweichen der Stange nach, die aus der Ruhe gebrachte Nuß wird durch die Gewalt, mit der die nachlassende Schlagfeder die Vorderrast herunterdrückt, plötzlich umgedreht, und der auf der Nuß steckende Hahn gegen den Pfannendeckel abgeschlagen.

Ich habe absichtlich diese umständliche Beschreibung vorausgeschickt, um dem Liebhaber dasjenige, was ich über die zweckmäßige Einrichtung eines Flintenschlosses sagen werde, desto einleuchtender und verständlicher zu machen.

Ich werde nun kürzlich auseinander setzen, wie ein gut eingerichtetes Schloß beschaffen seyn muß. Alle vorbeschriebenen einzelnen Stücke werden aus zähem, aber hinlänglich gehärtetem Eisen gemacht, die Federn ausgenommen, die von Stahl seyn müssen. *) Der Hahn muß nicht nur von verhältnißmäßiger Größe und Form, sondern auch gut gestellt seyn. Steht er, wenn er aufgezogen wird, zu weit zurück, und in einer zu großen Entfernung von dem Pfannendeckel, so erfolgt die Wirkung zu langsam; steht er zu nahe, so hat er beym Losschlagen nicht Kräfte genug. Wenn er in Ruhe steht, so muß zwischen dem Steine und der Batterie ein Raum von wenigstens 2 Linien seyn. Aufgezogen darf er nicht weiter, als etwa 9 Linien abstehen. Er

Einrichtung des Stechschlosses findet man eine ausführliche Beschreibung in dem vorhin angeführten Handbuch für Jäger, Jagdbedienten und Jagdliebhaber III. 358.

*) Der Büchsenmacher beschmiert, wenn er die Feder macht, diese mit Talg und hält sie so lange über glühende Kohlen, bis der Talg brennt. Keine Feder wird aber, wie sonst bey dem Härten, in kaltem Wasser abgekühlt, weil sie sonst zu hart wird. Man läßt übrigens die Federn gemeinhin blau anlaufen.

muß übrigens fest stehen und so hoch seyn, daß, wenn er abgedruckt wird, der Stein gerade da an die Batterie anschlägt, wo sich, von oben ab gerechnet, die schwache Biegung derselben nach hintenzu anfängt. Wenn der Hahn niedergelassen ist, so muß der Stein mitten über die Pfanne herabhängen. Die Pfanne muß weder zu tief, noch zu flach ausgehöhlt seyn, weil sie im ersten Fall zu viel Pulver wegnimmt, dieses aber auch überdem beym Losbrennen einen zu starken Rauch vor den Augen macht; dagegen eine zu flach ausgehöhlte Pfanne aber nicht hinlänglich beschüttet werden kann. Man findet zuweilen an Gewehren goldene oder vielmehr mit Gold ausgelegte Pfannen. Es ist dies aber ein zweckloser und überdem wenig dauerhafter Putz. Einmal rosten sie leicht und zwar deshalb, weil das Eisen, ehe das Gold eingelegt wird, weich gemacht werden muß. Dann aber schmilzt das Zinn, womit die goldene Platte aufgelöthet wird, durch das auf den Boden der Pfanne fallende Feuer gar oft, und das Gold wird dadurch abgelöst.

Der Pfannendeckel muß mit dem untern Theile ganz genau auf die Pfanne passen, und kein Pulver durchlassen, aber auch dergestalt aufliegen, daß das Pfannenpulver nicht zerdrückt wird. Der in die Höhe gerichtete Theil des Pfannendeckels muß an der gegen den Hahn gekehrten Seite gehörig verstählt, der Stahl aber weder zu hart noch zu weich seyn, weil in beyden Fällen nicht das hinlängliche Feuer erfolgt, und dies aus folgenden Gründen:

Die Funken, die der Stein durch seine Reibung gegen den Pfannendeckel hervorbringt, sind nichts anders als Metalltheilchen, die durch den Stein von dem vor dem Pfannendeckel befindlichen Stahl abgeschlagen, und durch die Reibung dergestalt erhitzt werden, daß sie das Pulver entzünden. Ist der Stahl zu hart, so wird der Stein nur wenige kleine Metalltheilchen abschlagen, diese aber noch überdem, ehe sie auf das Pulver fallen, erkalten. Ist der Stahl zu weich, so werden im Gegentheil zu große und nicht hin-

hinlänglich erhitzte Theilchen abspringen; in beyden Fällen aber die Entzündung des Pulvers öfters ausbleiben. Um zu erfahren, ob die nicht erfolgende Entzündung von dem zu großen oder geringen Grad der Stahlhärte herrühre, merke man sich folgendes. Wenn beym Abdruck des Schlosses an dem Pfannendeckel gar keine Merkmale von der Reibung des Steins zu sehen sind, wenn nur wenige sehr kleine Funken zum Vorschein kommen, so ist dies ein Beweis, daß der Stahl zu hart ist. Wenn dagegen der Stein tiefe Einschnitte in den Pfannendeckel macht, wenn die Funken groß, wenig glänzend und von röthlicher Farbe sind, so ist der Stahl zu weich. Den hinlänglichen Grad der Härte endlich erkennt man daran, wenn die Reibung des Steins zwar einige, aber nicht tiefe Spuren zurück läßt, und dabey viele hellglänzende, ein zischendes Geräusch verursachende Funken erfolgen.

Die Nuß, die eines von den wichtigsten Stücken des Schlosses ist, muß mit großer Sorgfalt und Genauigkeit verfertigt, vorzüglich aber gehörig gehärtet seyn, wenn das Schloß die erforderliche Dauer und Sicherheit haben soll. Der vordere Einschnitt, die Mittelrast genannt, in den die Stange, wenn der Hahn in Ruhe steht, eingreift, muß gehörig tief seyn, damit der Hahn unter keinen Umständen aus der Ruhe schlagen kann. *) Der hintere Einschnitt, die Hin-

*) Da sich dies indessen, des hinlänglich tiefen Einschnitts der Mittelrast ungeachtet, ereignen kann, wenn nämlich die Stangenfeder zufällig springt, so pflegen einige Büchsenmacher zu Vermeidung der Unglücksfälle noch andere Sicherungsmittel am Schlosse anzubringen, die nicht verwerflich sind, und durch die man besonders dann, wenn man ein geladenes Gewehr auf Reisen im Wagen bey sich führt, vor dem Losgehen gesichert wird. Einige versehen das Schloß mit einem Umdrehdeckel, vermöge dessen die Batterie halb oder ganz umgedreht wird, die Pfanne aber durch eine kleine Plat-

Hinterraſt, muß zwar minder tief, aber doch ſo beſchaffen ſeyn, daß die Stangenſpitze hinlänglich eingreifen kann, damit der Hahn, wenn er geſpannt iſt, feſt ſtehe, und nicht von ſelbſt losſchlage. Die Stange muß zu dem Ende ebenfalls gehörig gehärtet ſeyn, weil ſich ſonſt die in die Einſchnitte der Ruß eingreifende Spitze gar bald abnutzt und das Schloß unſicher wird. Damit aber auch die Stange beym Abdrücken des Schloſſes mit der erforderlichen Schnelligkeit aus der Hinterraſt weichen könne, muß die auf der Stange ruhende Feder nicht zu ſtark, die Hinterraſt, wie ich ſchon erwähnt habe, nicht gar zu tief gefeilt ſeyn, der für ſich allein beſtehende Abzug aber auch die zum ſchnellen und leichten Abdruck erforderliche Stellung und Richtung erhalten. Wenn bey dieſer Einrichtung der mindeſte Fehler vorgegangen, und nicht gerade das richtige Verhältniß zwiſchen einem zu harten und zu leiſen Abzuge getroffen iſt, oder wenn dieſer ſich, anſtatt die Stange augenblicklich weichen zu machen, reckt und zieht, ſo geht das Gewehr entweder zu ſpät oder zu früh los, und man ſchießt, beſonders im Fluge, leicht fehl. Eine weſentliche Eigenſchaft an einem guten Flintenſchloſſe iſt nun endlich das richtige Verhältniß der Federkräfte. Es iſt nicht genug, daß eine jede Feder

für

te verdeckt bleibt. Andere bringen an der einen Seite des Schloßbleches zwiſchen den Schenkeln der Stangenfeder einen Schieber an, der in einem an der Raſt befindlichen Kerb eingreift, und vermöge eines an der Außenſeite des Schloßbleches hervorſtehenden Knopfes hin und zurück geſchoben werden kann. — Noch andere verſehen das Schloß mit einem ſogenannten Klappendeckel, welcher ſo eingerichtet iſt, daß ſich der obere Theil der Batterie vermöge einer an dieſer angebrachten Feder in die Höhe ſchlagen läßt, während eine beſondere Platte die Pfanne deckt. Der Schieber und der Umdrehdeckel verdienen den Vorzug, dagegen die Vorrichtung mit dem Klappendeckel ſelten von Dauer iſt, und gar bald wandelbar wird.

für sich die nöthige Spannkraft habe, sondern es muß dabey vorzüglich auf ihre gegen einander wirkenden Kräfte, oder mit andern Worten, darauf Rücksicht genommen werden, daß der Widerstand, den eine der andern entgegen setzt, mit der diesen überwältigenden Kraft im genauesten Verhältniß stehe. Wenn die Deckelfeder gegen die Schlagfeder zu schwach ist, so erfolgt nicht nur eine zu starke Erschütterung beym Losdrücken, die der Genauigkeit des Schusses nachtheilig wird, sondern der Hahn schlägt auch, wegen des zu geringen Widerstandes des Pfannendeckels mit zu großer Gewalt aus seiner Richtung und bricht gar leicht *). Ist im umgekehrten Fall die Deckelfeder stärker als die Schlagfeder, so hat der Hahn bey dem zu großen Widerstande des Pfannendeckels nicht Kraft genug denselben abzuschlagen, nicht zu gedenken, daß in beyden Fällen keine hinlängliche Reibung des Steins gegen den Stahl vor sich gehen kann, und das Gewehr mithin öfters versagen wird **).

Die Schrauben endlich anlangend, so müssen solche sämmtlich mit dem gehörigen Gewinde versehen und jedes einzelne Stück zweckmäßig befestigt seyn, wobey jedoch darauf gesehen werden muß, daß den beweglichen Stücken der nöthige Spielraum gelassen werde, welches vorzüglich vom Pfannendeckel, vom Hahn u. s. w. gilt, und welches der Liebhaber, wenn er erst die Einrichtung kennt, gar bald selbst

*) Dies geschieht auch nicht selten wenn man ein Schloß abdruckt ohne den Pfannendeckel aufzurichten, daher ich unkundige Liebhaber hievor warne.

**) Man bedient sich des Ausdrucks Versagen, wenn sich das Pulver auf der Pfanne nicht entzündet. Wenn sich das Pulver auf der Pfanne, nicht aber das im Laufe entzündet, so sagt man, es brennt ab. Wenn zwischen der Entzündung des Pulvers auf der Pfanne und der Explosion der Ladung ein Intervall Statt findet, so sagt man: es brennt vor.

selbst zu beurtheilen und dem etwanigen Mangel abzuhelfen wissen wird.

Ein gut eingerichtetes Flintenschloß kann wahrlich nicht zu theuer bezahlt werden. Man sehe hier nicht sowohl auf das Aeußere, und am wenigsten auf Verzierung oder getriebene Arbeit — dergleichen Schlösser sind ohnehin schwer rein zu halten — als auf die innere Einrichtung — und über diese ist der Liebhaber hoffentlich hinlänglich belehrt — vorzüglich aber auf ein leichtes bebendes klingendes Gefieder, das sich gleichsam spielend bewegen und handhaben läßt, welches man bey irgend einiger Aufmerksamkeit gar bald an dem verschiedenen Gefühl, das die Handhabung eines leichten und die eines lahmen harten Gefieders der Hand mittheilt, erkennen wird.

Von dem Schafft.

Der Schäffter, — ich habe schon vorhin erwähnt, daß einige Büchsenmacher zugleich Schäffter sind — legt die letzte Hand an das Gewehr und bringt es völlig zu Stande. Er muß nicht nur das Schafftholz gehörig auszusuchen verstehen, sondern auch vorzüglich ein sehr gutes getreues Augenmaas haben, und dem Rohr eine vollkommene gerade und richtige Lage zu geben wissen.

Das welsche Nußholz ist zu Flintenschäfften unter allen bekannten Holzarten, sowohl wegen seiner äußern Schönheit als sonst das beste, nächst diesem aber das Ahornholz. Es muß, wenn es die gehörige Tauglichkeit haben soll, vollkommen trocken, dabey leicht seyn und weder Aeste noch Risse haben. Der Schäffter verfertigt zuerst das Schafftmodell, welches ein Bret ist, das nach dem Umfange, den das Schafftholz bey dem Anfange der Bearbeitung erhalten soll, geschnitten wird. Hiernächst mißt und zeichnet

nat er nach diesem die bestimmte Größe des Schafftes auf dem Schafftholz — welches beyläufig erwähnt, aus einer starken Bohle nach der flachen Gestalt eines Schafftes geschnitten ist — ab, welches er den Schafft abrichten nennt. Hierauf arbeitet er den Schafft mit dem Schneidemesser im Groben aus, alsdann höhlt er mit dem Hohlmeißel die Rinne aus, in die das Rohr mit der Schwanzschraube zu liegen kommt, und bohrt sodann mit dem Hafthohrer die Löcher für die Hafken, durch die das Rohr in den Schafft befestigt wird. Hiernächst macht er die Vertiefungen, in die die innern Theile des Schlosses versenkt werden *), paßt sodann den Beschlag an, macht die hiezu nöthigen Vertiefungen, und bohrt die zur Befestigung erforderlichen Löcher, höhlt dann die Rinne für den Ladestock mit dem Schnitzer, Flach- und Hohlmeißel aus, und ebnet diese mit dem Nothhobel. Er bohrt sodann das Loch, in das die Spitze des Ladstocks hinter der Rinne in den Schafft dringt. Endlich bildet er mit dem Schneidemesser sowohl den vordern Theil des Schaffts als den Kolben samt der Backe völlig aus, und macht zuletzt den Schafft zuerst mit dem Fausthobel, und nächstdem vermittelst des Reibens mit Schachtelhalm und Bimsstein völlig glatt und eben. Wenn der Schafft fertig ist, wird er entweder blos mit Leinöhl angestrichen oder noch besonders gebeitzt. Ein gutes Nußholz bedarf im Grunde nur des Anstrichs mit Leinöhl, um die Adern sichtbar zu machen **), und ihn beym Gebrauch

*) Dieß muß mit einer vorzüglichen Genauigkeit geschehen, weil, wenn das Schloß nicht ganz genau paßt, und sich irgendwo preßt oder klemmt, dadurch der freye Mechanismus gehemmt wird.

**) In den Anecdotes des Arts Nr. 50. steht folgendes Rezept für Nußbaumholz zu beitzen, daß es dem Akajuholze gleich kommt. Wenn das zu beitzende Holz ganz rein gehobelt ist, reibt man es mit etwas verdünnter Salpetersäure und läßt es trocknen, hierauf löset man in einer Pinte Alkohol (Weingeist

brauch vor Näſſe zu ſichern. Ein aus ſchlechterem Holze verfertigter Schafft wird gewöhnlich gebeitzt. Er wird zu dem Ende mit Scheidewaſſer, welches, wenn er eine braunrothe Farbe erhalten ſoll, mit etwas Aloe, und wenn er dunkelbraun oder ſchwarz werden ſoll, mit Eiſen- oder Stahlfeilſpänen vermiſcht wird, beſtrichen, und ſo lange über glühende Kohlen gehalten, bis die Farbe, die er haben ſoll, zum Vorſchein kommt. Das Beitzen macht den Schafft rauch. Er wird daher von neuem geglättet, und zu dem Ende erſt mit Baumöhl beſtrichen, und dann nochmals mit Bimsſtein und Schachtelhalm abgerieben.

Zuletzt wird der Beſchlag und alle kleinen eiſernen Theile einige mit Schrauben, andere mit Nieten befeſtigt. Der Ladeſtock, welcher beſonders verfertigt wird, muß von gutem trockenen leichten und zähen Holze ſeyn. Er muß ganz genau in die Rinne paſſen, feſt ſtecken, aber ohne große Gewalt herein und heraus zu bringen ſeyn. Er muß aber auch mit dem obern, das heißt, demjenigen Ende, mit dem er, wenn er in der Rinne ſteckt, nach oben gekehrt iſt, den Lauf völlig ausfüllen, dabey die gehörige und zwar eine ſolche Länge haben, daß er, wenn er in die ungeladene Flinte geworfen wird, etwas aus derſelben hervorragt, und mit dem

geiſt) 1 1/2 Unze reines Drachenblut und 1/2 Unze Sodaſalz auf, filtrirt die Auflöſung wenn man will, und beſtreicht mit dieſer Flüßigkeit das Holz mit einem Pinſel und läßt es trocknen bis es ſich voll geſogen hat. Eben ſo löſet man in einer Pinte Alkohal 1 1/2 Unze Gummilack in Tafeln auf, läßt darin 2 Drachmen Sodaſalz ſchmelzen, und beſtreicht damit wie das erſtemal das Holz. Iſt die Oberfläche des Holzes gut getrocknet, ſo polirt man ſie und bedient ſich zu dieſer Arbeit des Bimsſteines und eines Stückchens Büchenholzes, das man in Leinöhl hart ſieden läßt. Auf dieſe Art kann man faſt jedem Holze beſonders aber dem Nußbaum- und Birnbaumholze den Ton und Glanz vom Akajuholze geben.

den Fingern gefaßt werden kann. Er wird gewöhnlich an dem obern Ende mit einem Aufsatz von Horn versehen. Auf dem untern Ende oder Spitze wird zuweilen ein Kratzer angebracht, welches zum Abziehen des Schusses bequem ist. Eiserne Ladestöcke taugen bey Jagdflinten deshalb nicht, weil sie die inwendige Politur des Laufs beschädigen, überdem aber auch durch ihre Schwere das Gewehr aus dem Gleichgewicht bringen. Es wird vorwichtig, senkt sich beym Abdruck, und man schießt häufig zu kurz. Ladestöcke von Fischbein verdienen zwar in so weit den Vorzug, weil sie nicht leicht brechen. Sie sind aber nicht so steif wie die hölzernen und der Vorschlag oder Pfropfer läßt sich, besonders wenn die Flinte unrein wird, schwerer herunterbringen. Die Form und Länge der Kolbe, das heißt desjenigen Theils des Schafts, wo das Gewehr an die Backen gelegt wird, imgleichen die Stärke des Backens muß sich ein jeder nach seinem körperlichen Wuchs einrichten lassen, jedoch kommt dabey vieles auf Gewohnheit an. In der Regel behagt demjenigen, der groß ist, einen langen Hals und lange Arme hat, eine langgeschäfftete Flinte besser als eine kurz geschäfftete; dagegen es sich mit einem Schützen von kleiner Statur gerade umgekehrt verhält. Ob die Kolbe lang genug ist, kann ein jeder daran wahrnehmen, wenn er beym Anschlagen der Flinte den Abzug ohne den Arm zu sehr ausstrecken zu müssen, mit der Fingerspitze erreichen kann. Hagere Personen finden gewöhnlich einen dicken, starke einen flachen Backenanschlag bequemer. Mit der mehrern oder wenigern Krümmung der Kolbe hat es eine ähnliche Bewandniß. Dem einen liegt eine gerade *) dem andern eine krumm geschäfftete Flinte besser. Es läßt sich hierunter nichts vorschreiben. Nur ist nicht abzuleugnen, daß man

*) De Marolles behauptet in seiner Chasse aux fusils, daß ein gerader Schafft ein Gewehr stärker zurückprallen macht, als ein gekrümmter, weil, wie er sagt, die Krümme die Gewalt des Stoßes bricht und schwächt.

man mit einer sehr krumm geschäfteten Flinte im Laufen leicht zu kurz, mit einer zu gerade geschäfteten dagegen im Fluge gerne zu hoch schießt. Ein Haupterforderniß des Schaftes aber ist das, daß die Kolbe mit der Schwanzschraube des eingelegten Laufes und dem Richtkorn in schnurgerader Linie fortlaufe, welches man leicht wahrnehmen kann, wenn man auf der Kante des Kolbens über die Schwanzschraube und den Lauf hinsieht. Wenn die Kolbe im mindesten aus der Linie weicht, so taugt der Schafft nichts. Er ist nach der Kunstsprache windschief. Die Lage läßt sich übrigens am besten beurtheilen, wenn man die Flinte mit zugedrückten Augen anschlägt. Wenn man dann die Augen öffnet, so muß das Korn gerade in der Mitte der Schwanzschraube stehen. Wenn das Gewehr gut liegt, und man einmal daran gewöhnt ist, so lasse man es ja nicht anders als im höchsten Nothfall, und wenn der Schafft etwa durch die Länge der Zeit oder durch zufällige Beschädigung völlig unbrauchbar wird, umschafften, weil die mindeste Veränderung in dem Anschlage, an den man sich einmal gewöhnt hat, das Fehlschießen befördert. Kleine Beschädigungen lassen sich ohnehin leicht ausbessern, dagegen es selbst bey einer beträchtlichen Beschädigung, wenn sie den vordern Theil betrifft, besser ist, einen halben Schafft ansetzen, als einen durchaus neuen verfertigen zu lassen. Wenn der Lauf nicht gar zu schwer ist, so lasse man ihn ganz schäfften, weil die halbgeschäfteten Läufe sich eher biegen und krümmen. Der Beschlag — welcher auch Garnitur oder auch Mundirung genannt wird, und aus der Kappe des Kolben, dem Bügel, in dem der Abzug steht, den Schloßschraubenblechen und den Ladestockhülsen besteht, hängt von der Wahl des Liebhabers ab. Die Tombachene- und Messingsbeschläge sind denen von Stahl, weil die letzten leichter rosten, ein glatter Beschlag, einem von getriebener Arbeit vorzuziehen, weil der erste leichter rein gehalten werden kann. Nur muß man, von welcher Art der Beschlag auch sey, darauf sehen, daß der

Bügel

Bügel eine hinlängliche Weite und Spielraum für den Abzug und den Zeigefinger, mit dem man losdrückt, habe, und daß er weiter hinwärts gut in der Hand liege, wenn man den Daumen über den so genannten Kropf, den zwischen dem Kolben und der Schwanzschraube befindlichen Theil des Schaffts, und die übrigen Finger unten über die Bügelverengerung schlägt. An der französischen Flinten findet man gemeinhin halbe Mundirungsbügel d. h. solche, die nur gerade eine so große Wölbung haben, daß der Abzug darinne frey steht. Die gewöhnlichen deutschen ganzen Bügel sind deshalb vorzuziehen, weil die Hand beym Anschlagen des Gewehrs mehr Haltung hat, und das Gewehr fester in der Hand liegt. Man hat Schäffte ohne Beschlag, an denen selbst die Bügel von Holz sind. Man nennt diese Art von Schäfften Kapuzinerschäffte. Auch hat man Schäffte, an denen die Bügel zwar von Holz gemacht, aber mit Messing oder Tombach beschlagen sind.

Ohnerachtet ich nun den Jagdliebhaber über die zweckmäßige Einrichtung einer Jagdflinte ziemlich umständlich belehrt, und die wesentliche Unterscheidungszeichen eines guten und schlechten Gewehrs angegeben habe, so wird der angehende Liebhaber dennoch wohl thun, wenn er beym Ankauf einer Flinte einen Sachverständigen zu Rathe zieht. Es gehört wahrlich viel Kenntniß und Erfahrung dazu, um nicht hintergangen zu werden. Man verlasse sich hierunter nicht auf die Empfehlungen der Büchsenmacher, und eben so wenig auf zwey drey Versuche, die man mit dem Anschießen nach dem Ziele macht. Es giebt Gewehre, die den Hagel einige Schüsse hintereinander treflich werfen, sich aber in diesem Vorzuge nicht fortdauernd erhalten, andere dagegen, die — wie die Büchsenmacher zu sagen pflegen — auf das reine Eisen schlecht schießen und bey denen sich der Schuß erst dann findet, wenn der Lauf etwas unrein und rauch wird.

Am wenigsten aber lasse man sich durch äußere Schönheit, oder durch die auf den Läufen befindlichen Nahmen und Zeichen blenden. Es werden beyde häufig nachgemacht *), und man muß wirklich ein sehr geübtes Auge haben, um zu erkennen, ob ein dergleichen Lauf ächt oder verfälscht ist. Wenn der Liebhaber daher z. B. die vorzügliche Güte der spanischen, englischen und französischen Gewehrläufe rühmen hört, so glaube er ja nicht, daß dies von allen gilt. Was die ersteren nehmlich die spanischen anbetrift, so ist zwar nicht abzuleugnen, daß die ächten und vorzüglich diejenigen, die in älteren Zeiten in Madrit von nachstehenden bereits verstorbenen Meistern *Nicolaus Bitz*, *Juan Belen*, und *Juan Fernandez*, *Diego Ecquibel*, *Alonzo Martinez*, *Gabriel Agora*, *Agostin Ortezzi*, *Matthias Varra*, *Luis Santos*, *Juan Santos*, *Francisco Garcia*, *Franzisco Targazone*, *Joseph Cano* und *N. Zelaga* verfertigt worden sind, einen entschiedenen großen Werth haben, so wie denn auch die in neueren Zeiten von *Franzisco Lopez*, *Salvador Ceravio*, *Miguel Zequarra*, *Isidoro Soles* und *Juan de Suto* in Madrit verfertigten, mit Recht geschätzt werden. Alle diese Läufe werden aber an andern Orten in Catalonien und Biskaja, ja selbst in Lüttich, Prag

*) Es war dies zu der Zeit wo die Läufe Lazaro Cominazzo noch in vorzüglichem Werthe standen, häufig der Fall und es sind vielleicht mit keinem Gewehre so viele Verfälschungen vorgegangen als mit diesen. Der Verfertiger dieser Gewehre Cominazzo lebte übrigens vor hundert und sechzig Jahren in Brescia, einer Stadt im Venetianischen Gebiet. Er schmiedete die Läufe nicht selbst, sondern vollendete sie nur: auf den Läufen seiner Gewehre steht gewöhnlich Lazaro Lazarino oder auch Lazaro Cominazzo. — Außerdem werden unter den italienischen Flinten die von Dominico Bonomino, F. Tiven Laine, Gio Batha Guerini und Sperando Muni vorzüglich geschätzt.

Prag und München unter dem Nahmen und Zeichen der vorbenannten Gewehrschmiede, von gewinnsüchtigen Professionisten nachgemacht, und es gehört, wie gesagt, ein Kennerauge dazu, um die ächten von den verfälschten zu unterscheiden. Die heute zu Tage in Spanien verfertigten Gewehre stehen den älteren, die man selten anders als in gut gewählten Gewehrkabinetten antrift, bey weitem nach, so wie denn überhaupt die heutigen spanischen Gewehrfabriken nicht mehr den ehemaligen Ruf behaupten.

Die englischen Jagdgewehre anlangend, so zeichnen sich diese, besonders diejenigen, die in den dortigen Gewehrfabricken oder auch bey einzelnen Meistern auf ausdrückliche Bestellung gemacht werden, durch eine vorzügliche Politur der Läufe, Schlösser und Mundirung wie durch die Nettigkeit und den Fleiß, womit jedes einzelne Stück gearbeitet ist, sehr vortheilhaft aus. So anerkannt aber auch der Werth der englischen Gewehre von dieser Seite ist, so kann ich doch nicht einräumen, daß sie in Hinsicht des Schusses so viel leisten sollten, als ihnen von mehreren nachgerühmt wird. Ich habe sowohl auswärtig als hier, wo Jagdliebhaber nicht selten Gewehre aus England kommen lassen, mehrere auf Bestellung verfertigte englische Jagdflinten gesehen, die bis zum Bewundern schön gearbeitet sind, auch recht gut schießen. Nur sind mir bis jetzt keine vorgekommen, die sich in Hinsicht des Schusses in einem so hohen Grade ausgezeichnet hätten, als man es dem überaus theuren Preise dieser Gewehre nach — sie sind bekanntlich wenn sie ausdrücklich bestellt werden, sehr theuer — erwarten sollte. Ich kenne und besitze zum Theil selbst Jagdflinten von deutschen Meistern, die in Hinsicht des Schusses — der bei weitem größeren Wohlfeilheit ungeachtet — mit den besten englischen Gewehren wetteifern, ja diesen den Rang ablaufen. Was nun die französischen Gewehre betrift, so findet man unter diesen wirklich mehrere, die in Absicht auf den Schuß außerordentlich viel leisten, und auch

sonst

ſonſt ſchön und fleißig gearbeitet ſind. Ich beſitze ſelbſt eine Doppeltflinte von Penel et freres die mit allen Schrootſorten außerordentlich dicht und ſcharf ſchießt und mir um keinen Preis feil iſt; auch glaube ich ohne Vorurtheil behaupten zu können, daß die von guten franzöſiſchen Meiſtern verfertigten Gewehre wie z. B. die von *Grüge* zu Paris, die Doppeltflinten von *André* à Nancy, von *Daire* à Charleville und à Dionville (Canon tordu) im Allgemeinen in Hinſicht auf Brauchbarkeit, den engliſchen wie den ſpaniſchen nicht nur nicht nachſtehen, ſondern im Gegentheil vielleicht den Vorzug vor jenen verdienen.

Es hat aber auch in Deutſchland, ſowohl in älteren als neuern Zeiten, nicht an guten Künſtlern gefehlt. Unter den älteren Deutſchen Gewehren werden, und zwar in Betref der Büchſen, folgende vorzüglich geſchätzt:

1) Die Pickelbüchſen, auf welchen nahe am Pulverſacke das Zeichen eines Pickels ſteht. 2) Die Müllerbüchſen von Hans Mähler, mit einem Mühlrad oder einem Männchen mit einem Eishammer auf oder inwendig am Laufe bezeichnet. 3) Die Regeleinsbüchſen 4) Die Steiner — von Johann Martin Stein aus Ansbach. 5) Die Cronacher — von Johann Linmer, mit einem Hirſch auf dem Laufe. 6) Die Villinger — von Johann Adam Baumbach und Melchior Wetſchgen, 7) Die Wißbader — von Melchior Ott. 8) Die Salzburger — von Johann Rayceiter. 9) Die Ravensburger — von J. M. Felber. 10) Die Homburger — von Johann Fich. 11) Die drey Eichelbüchſen — mit drey Eicheln oder einem Männchen mit drey Blümchen auf beyden Seiten des Laufes bezeichnet. 12) Die Hanß Löffler oder Pfeiferbüchſen mit einer Schaafſcheere auf dem Laufe. 13) *Valte Bayer* Büchſen mit V. B. oder (V3) auf dem Laufe. 14) Die Harzer Sternbüchſen mit einem ſilbernen Stern auf dem Laufe. 15) Die Hannöverſchen Schwanbüchſen mit einem ſilbernen Schwan

auf

auf dem Laufe. 16) Die Büchsen von Werner. 17) Die von Rettig. 18) Die von Peter Tanner. 19) Die von Dietrich Tanner zu Wasungen. 20) Die von Elias Schinzel. 21) Die von Melchior Felseisen. 22) Die von Carl Bienchiny zu Stuttgardt. 23) Die von Hampel daselbst. 24) Die von Wieneker zu Hanau. 25) Die von Knuß zu Strelitz. 26) Die von Carlson zu Dresden. 27) Die von Caspar Zöllner und 28) Von Meier zu Wien. 29) Die von Walther zu Meiningen 30) Die von Michael Wagner zu Cronach. 31) Die von Johann Reinhardt zu Hildburghausen. 32) Die von Johann Löwer zu Lind. 33) Die von Pistor zu Cassel — mit einem dreydoppelten ‡ und einem silbernen Grab auf dem Laufe. 34) Die von Pistor zu Schmalkalden — mit T. W. auf dem Laufe oder Schlosse. 35) Die von Freund in Fürstenau, welcher vorzüglich gute Büchsen, imgleichen einfache und Doppelflinten verfertigt hat. 36) Die von Leppert in Meklenburg. 37) Die von Wohlfarth in Fulda. 38) Die von *Bulman* à Lind, 39) Die von I. C. Peter à Carlsbad. 40) Die von J. Elias Eckardt à Bamberg. 41) Die von Johann Vollmar zu Pösneck. 42) Die von Abraham Willfing zu Stadt am Hof. 43) Die von Staudinger zu Würzburg. 44) Die von Michael Bayer daselbst u. a. m. Zu den besten alten deutschen Flinten zählt man folgende:

1) Die von Johannes Waas zu Bamberg. 2) Die von Johannes Kuffner zu Horb. 3) Die von Kellner zu Bachnang. 4) Die von Brecht zu Rayningen an der Ens. 5) Die von Lauser zu Böblingen. 6) Die von Christoph Stierlen zu Tübingen. 7) Die von *C. Bienchiny* zu Stuttgardt. 8) Die von Erdel — Müller — Zimmermann — Würsching und Fischer zu Dresden. 9) Die von von der Fecht zu Berlin — er arbeitete größtentheils nur für den damaligen Regenten König Friedrich Wilhelm I. — 10) Die von Klinge einem

Schüler des vorigen. 11) Die von Löhr zu Berlin. 12) Die Thürnauer von Johann Conrad Hain. 13) Die Bürgerläufe mit einem wilden Mann auf dem Laufe.

Unter den jetzt noch lebenden deutschen Büchsenmachern verdienen vorzüglich Spangenberg und Köllner zu Suhl, Fischer zu Zelle, Pistor und Cramer zu Schmalkalden, Eidel in Weilburg, Wittemann und Großmann in Gießen, Büchner in Dessau, Klaus imgleichen Hauer in Würzburg, Buchheister in Zerbst, Morgenroth zu Ballenstädt, Martini und Futter zu Dresden, Gemeiner zu Hildburghausen, Fecht in Berlin — ein Neffe des Verstorbenen wo ich nicht irre — endlich auch Kratzky zu Königsberg in Preußen, er arbeitet jetzt Altershalber nicht mehr, genannt zu werden.

In den deutschen Gewehrfabriken zu Suhl in der Grafschaft Henneberg, Dresden, Olberhan im Erzgebirge, Essen im westphälischen Kreise, Kronach im Bambergschen, Blasyzelle im Gothaischen, Wien, Breslau u. s. w. werden gute brauchbare zum Theil vorzügliche Jagdflinten verfertigt, nur freylich nicht auf den Kauf, welches aber beynahe in allen Gewehrfabriken der Fall ist, daher ich auch den Jagdliebhaber vor den Fabrikgewehren, die man in den Kramläden antrift, warne, und dies um so mehr, als sie selten zum Anschießen und Probiren gegeben werden, und man oft durch das schöne Aeußere verleitet, Gefahr läuft, untaugliche Gewehre an sich zu bringen. Man kaufe vielmehr gebrauchte, sattsam erprobte Gewehre und man wird weniger hintergangen werden. Wenn man aber einmahl in dem Besitz einer guten Flinte ist, so lasse man sich ja nicht dazu verleiten, sie durch etwannige von Jägern oder Büchsenmachern in Vorschlag gebrachte Künsteleyen zu einem noch höhern Grad der Vollkommenheit bringen, und die Schußweite oder das Zusammenhalten des Hagels verstärken zu wollen. Dergleichen angepriesene Mittel laufen größtentheils auf Betrügereyen hinaus, und man kommt in Gefahr,

fahr, ein gutes Gewehr völlig unbrauchbar zu machen. Man gehe aber auch, wenn etwa ein Gewehr aus dem Schuß gekommen zu seyn scheint, nicht minder vorsichtig zu Werke und lasse ja keine Behandlung damit vornehmen, ehe und bevor man sich nicht durch hinlänglich angestellte Proben und Versuche überzeugt hat, daß wirklich eine Schußveränderung vorgegangen ist, und woran der Fehler liegt. Zuweilen mißt der Schütze, wenn er an einem unglücklichen Tage ungewöhnlich oft fehlschießt, die Schuld dem Gewehre bey, und meint, dies habe den Schuß verlohren, nicht selten lag es blos an seiner Jagdhitze, daß er fehlschoß, oft aber haben die bey der Ladung vorgegangenen Fehler, oder die mehrere oder mindere Stärke des neu angeschafften Pulvers eine Veränderung im Schuß bewürkt. Alles das muß man genau untersuchen, zu dem Ende ein dem Anscheine nach aus dem Schuß gekommenes Gewehr zuvor nach der weiter unten vorkommenden Anleitung, nach dem Ziele anschießen und nur dann erst auf Verbesserungsmittel denken, wenn man sich hinlänglich überzeugt, daß die Schußveränderung Grund hat. Der Anschuß wird, vorausgesetzt, daß er mit Genauigkeit erfolgt ist, bald zeigen, ob das Gewehr entweder den Hagel nicht gerade oder nicht mehr so dichte werfe, oder minder scharf schießt. Auf den ersten Fall muß es gerichtet, in den beyden andern Fällen aber der Gewehrlauf untersucht und nachgesehen werden, wo der Fehler eigentlich steckt. In beyden Fällen aber vertraue man das Gewehr nie aufs Gerathewohl dem ersten besten Büchsenmacher zur Instandsetzung an. Gewöhnlich schreiten unwissende Büchsenmacher, wenn ein Gewehr aus dem Schuß gekommen ist, ohne hinlängliche Untersuchung und Kenntniß zu dem sogenannten Kolben, wodurch der inwendige Theil des Laufes, die Seele, auf ähnliche Art wie bey dem Feinbohren, mit dem vorhin beschriebenen hölzernen Kolben, bearbeitet wird, um dadurch das etwanige Rauchen und Unebene heraus zu bringen, oder sie erweitern wohl gar mit dem gespaltenen Kolben den Pulversack. Die

erste Behandlung ist und bleibt, wie ich schon vorhin erwehnt habe, um so mißlicher, als das Instrument mit der Hand regiert wird, diese aber sehr geübt seyn muß, um nicht auf einer Stelle mehr als auf der andern zu wirken, und eine Ungleichheit des Kalibers hervorzubringen. In welchem Grade aber die zweyte Behandlung, die Erweiterung des Pulversacks, besonders bey kugelgleich gebohrten Gewehren schädlich ist, darüber habe ich mich schon bey Gelegenheit des Bohrens erklärt. Man wende sich daher jederzeit an den geschicktesten zuverläßigsten Arbeiter des Orts. Man sey aber bey der Untersuchung des Laufs gegenwärtig. Man lasse zuerst vermittelst der so genannten Saite — ich habe dem Leser bereits eine Beschreibung von diesem Instrument mitgetheilt — prüfen, ob der Lauf sich etwa gekrümmt hat, welches man, sobald man nur erst das Instrument gesehen und sich von dem Gebrauch unterrichtet hat, gar bald selbst gewahr wird. Man lasse es auf diesen Fall in seinem Beyseyn in dem Richtstok richten, und überzeugt sich dann durch einen neuen Anschuß von dem Erfolg. Findet man aber, daß der Lauf sich nicht, wie man vermuthet, gekrümmt hat, so sehe man weiter nach, ob sich etwa, wenn man den Lauf vor das Licht hält, Rostflecken, oder Splitter zeigen. Im ersten Fall ist oft das sogenannte Schmirgeln mit dem Bleykolben anwendbar, dagegen wenn wirklich Splitter vorhanden sind, freylich nichts übrig bleibt, als den Lauf entweder kolben, oder wenn dieses ohne Erfolg ist, ihn wohl gar, und dies ist freylich der schlimmste Fall, von Grund aus neu bohren zu lassen. Man schreite aber wie gesagt, zu allen diesen Behandlungen nicht anders, als wenn man sich durch den Augenschein überzeugt hat, daß sie nothwendig sind. Sobald man daher auch beym Untersuchen des Laufs weder eine Krümmung noch Rostflecken, noch Splitter noch sonst etwas Rauches oder Unebenes wahrnimmt, und der Lauf vielmehr gerade, glatt und eben ist, so lasse man, fürerst wenigstens, alle Behandlung weg. Es ist beynahe keinem Zweifel unterworfen, daß

daß die Schußveränderung nicht sowohl an dem Gewehr, sondern an einem, bey der Ladung oder sonst vorgegangenen Fehler liegt, dem man noch nachspühren und abhelfen muß.

Sollte man sich aber mit völliger Gewißheit überzeugen können, daß ein Gewehr, welches Anfangs gut schoß, nach einiger Zeit wirklich den Schuß verlohren hat, und es ist dies besonders bey neuen Gewehren wohl hin und wieder der Fall, so schreite man zu folgenden Versuchen, die auch Herr a. d. Winkel in seinem Handbuch für Jäger vorschlägt. Man lasse entweder die Schwanzschraube verändern, und anstatt einer glatten, oder am Zündloch recht eingefeilten oder abgestutzten, eine Kammerschwanzschraube, und so umgekehrt einsetzen, oder man lasse, und dies ist freylich nur auf lange Läufe anwendbar, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll abschneiden, schieße dann den Lauf mit einem aufgeklebten Wachskorn an, schneide, wenn der Schuß sich nicht bessert, wiederum $\frac{1}{4}$ Zoll ab, und wiederhohle diesen Versuch, der nicht selten gelingt, oft aber auch ohne Erfolg bleibt, so lange, bis sich der Schuß findet, oder man verstopfe das Zündloch und gieße das vorhin rein geputzte Rohr voll scharfem Essig, stopfe dann die Mündung zu, und lasse den Lauf 24 Stunden stehen: gieße dann den Essig aus, ohne das Rohr auszuwischen, lasse es wiederum 3 Tage stehen, und treibe dann mit dem Wischstocke den Rostanflug aus. Ich habe dies letztere Mittel, bey welchem man anstatt Essig Urin anwenden kann, mehrmalen, besonders aber bey Gewehren, die nicht scharf schossen, oder, nach dem Jägerausdruck, nicht tödteten, mit vielem Erfolg angewandt, durch das successive Abschneiden aber, mehrmalen alte, zwar an sich gut geschmiedete, aber unförmlich lange *) Läufe in brauch-

*) Man war vormals der Meinung, daß die langen Röhre den Hagel weiter werfen, als die kurzen. Die vielen Versuche, die man in neuern Zeiten über die Schußweite der Gewehre angestellt hat, haben es sattsam erwiesen, daß diese Meinung falsch

brauchbare Stutzer verwandelt. Ehe ich zu der Handhabung des Gewehrs übergehe, werde ich zuerst über den zum Laden und Schießen erforderlichen Apparat einige Bemerkungen mittheilen.

Vom Schießpulver.

Die Auswahl des Pulvers erfordert um so mehr Aufmerksamkeit, als von dessen guter oder schlechter Beschaffenheit der mehrere oder mindere Effekt des Schusses abhängt.

Das Schießpulver wird bekanntermaaßen aus Staubkohlen, Schwefel und Salpeter verfertigt. Die Kohlen und der Schwefel befördern die Entzündung. Der Salpeter, welcher in seinen kleinsten Theilchen eine Menge zusammengepreßter Luft enthält, bewirkt die Explosion. Das Pulver wird auf den Pulvermühlen folgendergestalt zubereitet: Das Gemenge von Salpeter, Schwefel und Kohlen *) wird

falsch ist. Man hat gefunden, daß die Schußweite nicht sowohl von der Länge, als von dem Kaliber der Flinte und der diesem angemessenen stärkern oder schwächern Ladung abhängt, und daß hiernach die Ursachen, warum die sogenannten Entenflinten — eine Gewehrgattung von einer mehr als gewöhnlichen Länge, die einzig und allein zum Entenschießen gebraucht wird, und wegen ihrer Länge und Schwere zum gewöhnlichen Gebrauch unzulässig ist — weiter schießen, nicht sowohl ihrer Länge, als ihrer Stärke, und weil sie hiernach eine größere Ladung ertragen können, zuzuschreiben ist. Die sehr langen Jagdgewehre sind übrigens für den Gebrauch unbequem, besonders im Busche. Läufe von 30, höchstens 36 Zoll Länge sind nach meinem Dafürhalten zum gewöhnlichen Gebrauch am tauglichsten.

*) Das gewöhnliche Jagdpulver ist gemeinhin aus sechs Theilen Salpeter, einem Theile Kohlen — sie werden von Weiden

wird in hölzerne, Mörseln ähnliche Behältnisse gethan und mit hölzernen Stampfen äußerst fein zerstampft, vorher aber mit Wasser angefeuchtet, welches auch während des Stampfens von Zeit zu Zeit geschieht, um die Mischung in einen Teig zu bilden und zugleich zu verhüten, daß die feinen Schwefel- und Kohlentheilchen nicht verfliegen. Sobald das Gemenge anfängt trocken zu werden, wird es herausgenommen, wieder mit Wasser besprengt, durchgeknetet und von neuem gestampft. Das schlechtere Pulver muß wenigstens neun Stunden, das bessere vier und zwanzig, und das Pürschpulver, als das beste, dreyßig Stunden gestampft werden. Nach dem Stampfen wird es gekörnt, und zwar auf folgende Art. Die Masse wird, noch ehe sie getrocknet worden, in ein Sieb gethan, dessen Löcher von der Größe sind, die man den Körnern geben will. Ueber die Masse wird eine starke hölzerne Scheibe gelegt und diese mit Gewichten beschwert, die vermittelst ihrer Schwere das Pulver durch die Löcher des Siebes drücken, und wodurch sich die Körner bilden. Das auf diese Art gekörnte Pulver wird nun in walzenförmigen, sich um eine hölzerne Axe bewegenden Gefäßen einige Stunden umgedreht, damit sich durch die Reibung, die das Pulver sowohl an den Gefäßen, als unter sich erleidet, die Unebenheiten abschleifen, und das Pulver glatt und rund wird. Um aber das Zusammenkleben zu verhüten, werden die Gefäße nur etwas über den dritten Theil angefüllt, auch der sich beym Umdrehen ansetzende Staub durch ein Staubsieb abgesichtet. Das auf vorbeschriebene Weise zubereitete Pulver wird nun noch hinterher in einem mit Glasscheiben bedeckten, nach der Mittagssonne zu angelegten Schuppen gehörig ausgetrocknet, und dann zum Versenden in kleine Fässer gepackt.

Die

den auch Haseln gebrannt — und einem Theil Schwefel, das sogenannte Pürschpulver, dessen man sich zu den Pürschbüchsen bedient, aus 100 Theilen Salpeter, 12 3/4 Theilen Kohlen und 12 1/2 Theilen Schwefel zusammengesetzt.

Die wesentlichsten Eigenschaften, die man von einem guten Pulver erfordert, sind: daß es sich schnell entzünde, daß die Explosion der ganzen Masse auf einmal mit der möglichsten Geschwindigkeit erfolge, und daß es keine Unreinigkeit zurücklasse. Man erkennt seine Güte äußerlich daran, wenn es eine bläuliche, etwas ins röthliche spielende Farbe hat, wenn die Körner klein *), durchaus von gleicher Größe und wenig glänzend sind. Es muß einen kalten, salzigen Geschmack haben; sich nicht leicht zwischen den Fingern zerdrücken, wenn es aber mit einiger Gewalt zerdrückt wird, wenig oder gar keine Schwärze auf den Fingern zurücklassen. Wenn es auf Papier geschüttet und angezündet wird, so muß es schnell Feuer fangen, der Rauch gerade in die Höhe steigen, das Papier weder anbrennen noch schwarz werden **), beym Gebrauch aber nur wenig Schleim oder Feuchtigkeit im Laufe und auf der Pfanne ansetzen. Wenn auf der letzteren nach dem Schusse sich ein purpurröthlicher Anflug zeigt, so ist dies mit ein Beweis, daß das Pulver gut ist; dagegen es weniger taugt, wenn der Anflug eine schwefelgelbe Farbe hat.

Wenn man Kohlenstaub oder mehrere, in kleine Klumpen zusammengeklebte Körner unter dem Pulver findet: so ist

*) Kleingekörntes Pulver verzehrt sich aus guten chemischen Gründen schneller, als grobgekörntes, und dies vorzüglich deshalb, weil es dem Feuer größere Flächen darbietet; dieses mithin, da es wenigere Zwischenräume vor sich findet, sich geschwinder verbreiten, und die Zernichtung in einem kürzeren Zeitraum bewirken kann. Nur muß das Pulver nicht allzukleinkörnig seyn, weil sich unter diesem mehrmalen taube Körner befinden, die, wenn sie sich im Zündloche verlegen, zum Abbrennen von der Pfanne Gelegenheit geben. Die Körner müssen gerade so stark seyn, daß ein einzelnes ohne sich einzuklemmen durch das Zündloch fallen kann.

**) Je mehr es schwärzt und je mehr Schmutz und Feuchtigkeit es im Laufe oder auf der Pfanne zurückläßt, je schlechter ist es.

ist es unkänglich und hat nicht die gehörige Kraft. Das erstere, nämlich der Kohlenstaub, ist ein Beweis von unrichtiger Mischung der Bestandtheile, die zusammengeklebten Körner zeigen, daß das Pulver auf der Mühle zu heiß in die Fässer gepackt ward.

Es giebt ein Instrument, wodurch man die Stärke des Pulvers erforschen kann, das unter dem Namen: Pulverprobe bekannt ist. Es hat die äußere Gestalt einer kleinen Pistole. Der Lauf liegt aber nicht in horizontaler Lage, sondern steht neben dem Schlosse in die Höhe gerichtet, und ist von einer solchen Länge und Weite, daß er gerade einen mäßigen Schuß Pulver fassen kann. Die Mündung des Laufes ist von einer, genau darauf aufschließenden Klappe bedeckt, die durch einen Arm mit einem kleinen Rade in Verbindung ist. Das Rad, welches sich um seiner Axe bewegen kann, ist durch eine Anzahl Zacken in Grade getheilt, in die ein auf einer Feder ruhender Kamm eingreift. Bey der Probe wird der Lauf ganz voll mit Pulver gefüllt, die Pfanne mit Zündkraut beschüttet, und nun losgedrückt. Die Klappe schlägt dann bey der Explosion nach Verhältniß der Pulverstärke mehr oder weniger zurück, und es läßt sich aus der Anzahl der Grade, um welche das mit der Klappe in Ver-

es. Es ist dies vorzüglich ein Beweis, daß der Salpeter vor der Beymischung nicht gehörig geläutert, nicht von dem ihm beywohnenden gemeinen Salz gereinigt ist; daher denn auch dergleichen Pulver nie den gehörigen Grad der Trockenheit haben, ja selbst bey der sorgfältigsten Aufbewahrung Feuchtigkeiten aus der Luft anziehen wird. Um sich zu überzeugen, in welchem Grade das Schießpulver Feuchtigkeiten an sich zieht, darf man nur eine Quantität davon abwägen, und es einige Stunden der Luft aussetzen. Je nachdem es an sich feuchter oder trockner, oder je nachdem die Luft mehr oder weniger mit Dünsten angefüllt ist, je nachdem wird sich das Gewicht des Pulvers vermehrt haben.

Verbindung stehende Rad vorwärts getrieben wird, bestimmen, wie stark das erprobte Pulver ist.

Da das Pulver indessen nicht gleich groß gekörnt ist, und von dem fein gekörnten eine größere Menge in die Ladung geht, als von dem grob gekörnten, so kann der Versuch mit dieser Pulverprobe nicht als ganz zuverlässig und genau angesehen werden. Sicherer ist dagegen eine andere Methode, die Kraft des Pulvers zu untersuchen, die auch Herr a. d. Winkel in seinem Handbuch für Jäger anpreiset. Man legt 50 bis 60 auseinandergezogene Blätter Papier von gleicher Größe und Stärke übereinander, nagelt sie an allen 4 Ecken fest auf ein Bret, ladet dann eine und dieselbe Flinte mit jeder zu probirenden Pulversorte einmal, bedient sich aber bey allen Schüssen einer gleichen Schrotnummer und einer bestimmten Anzahl von Körnern und schießt auf eine unveränderte Entfernung von 25 bis 30 Schritten nach dem Papier. Man beobachtet dann nach jedem Schusse, durch wie viele Blätter das Schroot durchgedrungen ist. Aus der Mehrzahl der Blätter ergiebt sich, welche Pulversorte die stärkste ist. Nur muß das Gewehr nach jedem Schuß ausgewischt werden. Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß selbst das beste Pulver bey sehr trockener heißer, wie bey heller kalter Witterung weit mehr Kraft äußert, als bey dicker feuchter Luft; daher das zuweilen bey großer Winterkälte eintretende Stoßen oder Zurückprallen eines oft mäßig geladenen Gewehrs.

Schießpulver muß an einem sehr trockenen Ort aufbehalten werden. Der mindeste Grad der Feuchtigkeit hindert die schnelle Entzündung. Wenn das Pulver nicht zu viele Feuchtigkeiten an sich gezogen hat, so kann es ebenfalls, wenn es vorher an der Sonne oder auf einer heißgemachten Pfanne getrocknet worden, wieder gebraucht werden. Es wird aber immer an seiner Güte verlieren. Bey der Trocknung muß man den gehörigen Grad der Hitze beobachten, weil eine zu große Hitze den Schwefel auflöst, die Mi-

schung

hung verdirbt, und eben dadurch die Kraft des Pulvers mindert.

Ueber die Art, den Pulvervorrath aufzubewahren, sind die Meinungen getheilt. Einige bedienen sich der Karavinen von geschliffenem Glas, die mit Korkstöpseln, noch besser aber mit eingeschliffenen Glasstöpseln versehen sind, und die man zu mehrerer Sicherung vor der Feuchtigkeit in eine Schweinsblase hüllet. Auch soll es, wie H. a. d. Winkel anführt, gut seyn, wenn in die mit Pulver gefüllte Flasche eine trockene Zwiebel mit der Schaale gesteckt, und diese in das Pulver geschüttelt, die Flasche aber an einem trockenen, im Winter temperirt warmen Orte, etwas von der Wand entfernt aufgehangen wird. Andere verwerfen diese Methode; sie behaupten, daß die in den gläsernen Flaschen mit verschlossene atmosphärische Luft Wasser erzeuge, welches gleich an einer verstopften, und in die Sonne gesetzten gläsernen Flasche an den inwendig sich angesetzten Thautropfen wahrgenommen werden kann, die im verschlossenen Zustande nicht verdünsten können, sondern sich dem Pulver in Gestalt der Dämpfe mittheilen. Sie halten es daher für besser, den Pulvervorrath in einem wohlausgetrockneten hölzernen Fäßchen mit einem hölzernen wohlverstopften Hahn zu verwahren, in welchem sich aus der Luft kein Wasser erzeugen kann.

Die letztere Methode scheint allerdings den Vorzug zu verdienen, nur muß der Pulvervorrath, wenn er irgend beträchtlich ist, auf jeden Fall der Sicherheit wegen ganz oben im Hause unter dem Dache im Trockenen aufbehalten werden, wo das Pulver bey etwaniger Entzündung höchstens nur das Dach sprengen kann, ohne den Bewohnern des Hauses schädlich zu werden. Je älter gut verwahrtes Pulver wird, je besser ist es.

Auf der Jagd bedient man sich der Flaschen von Kupfer, von Zinn, von Leder, von Horn u. s. w. Die letzteren

teren sind hier zu Lande die gewöhnlichsten. Wenn sie durchsichtig sind, haben sie den Vortheil, daß man den Vorrath nachsehen kann. Die obere Oeffnung muß mit einem tüchtigen Stöpsel verwahrt seyn, um das Eindringen der Luft so viel als möglich zu verhindern.

Von dem Hagel oder Schroot.

Der Hagel oder das Schroot, wie man es hier zu Lande nennt, wird auf den Bleyfabriken verfertigt. Das Bley wird geschmolzen, und wenn es flüssig ist, mit rothgelbem Operment *) vermischt: dann aber mit einem Schmelzlöffel in die Schrootformen — welche von geschmiedetem Eisen sind, den Durchschlägen in den Küchen gleichen, und nach Verschiedenheit der Schrootgröße kleinere oder größere Löcher und Oeffnungen im Boden haben — gegossen, aus denen es in die unter die Schrootformen gestellte, mit Wasser angefüllte Gefäße läuft, wo es sich nach Verhältniß der Formen in große oder kleine Tropfen bildet. Die sich in dem Wasser hin und wieder unförmlich bildenden Körner werden durch ein Sieb abgesondert. Es werden gewöhnlich acht verschiedene Nummern gegossen. Für jede Nummer ist eine besondere Form und ein besonderes Sieb. Nro. I. ist das stärkste Schroot; dieses wird durch zwey verschiedene Sieben, alles übrige nur einmal gesiebet. Was bey dem ersten Durchsieben zurückbleibt, und dies sind die größesten unförmlichsten Körner, wird mit Nro. 0. bezeichnet. Daß es hierbey vorzüglich auf die sorgfältige Absonderung der unförm-

*) Das Operment (Auripigment) ist ein arsenikalisches Halbmetall, welches Schwefel bey sich führt, und deshalb dem Bley beygemischt wird, weil es dasselbe vereinigt, und ihm die Eigenschaft mittheilt, daß es gut körnt.

unförmlichen ungleichen Körner ankommt, ist wohl sehr einleuchtend. Guten Hagel erkennt man daher auch vorzüglich daran, wenn die Körner so viel möglich rund und von gleicher Größe sind; dagegen er, wenn die Körner ungleich, wenn sie hohl sind, wenn sie Löcher haben, untauglich ist. Der beste Hagel wird in England verfertigt *). Man kann sich die verschiedenen Schrootsorten selbst verfertigen, und verfährt dabey folgendergestalt: Man läßt sich — ich entlehne die Beschreibung aus dem von Bechstein herausgegebenen Handbuch der Jagdwissenschaft — von einem Klempner eine flache unverzinnte Schüssel am Boden mit Löchern, durch welche eben die beliebige Nummer, wozu man die Probe im Laden kaufen kann, durchläuft, wie einen Durchschlag verfertigen. Zu jeder Nummer ist eine solche Schüssel erforderlich, überhaupt aber auch eine Gießkelle von starkem Eisenblech. In dieser wird das Bley zerlassen, jedoch so, daß es nicht zu heiß werde. Man streut auf 10 Pfund Bley ein halb Quentchen gepulvertes gelbes Auripigment darüber, daß es darauf verbrenne, wobey man sich hüten muß, etwas von dem schädlichen Dampf zu verschlucken; das Bley läutert sich dadurch und bekommt die Eigenschaft, daß es sich gut körnt. Man wiederholt dies einigemale. Den eben auf dem Bley verbrannten Schaum nimmt man mit einem eisernen Löffel herunter, thut ihn in die warmgemachte Formschüssel, welche man über ein Gefäß mit kaltem Wasser stellt, und gießt sodann das Bley aus der Kelle auf den Schaum, welches durch denselben am

*) Dies gilt vorzüglich von sogenanntem gemahlenen Hagel, welcher nicht gegossen, sondern folgendergestalt verfertigt wird: Das Bley wird in einer besondern Maschine in kleine Würfel geschnitten, und diese demnächst in einen großen hohlen Cylinder geschüttet; der Cylinder wird vermittelst einer Winde gedreht, und durch das Reiben der Würfel gegen einander diese letzten rund und eben gemacht. Der englische gemahlne Hagel wird sonst auch Patenthagel genannt.

zu schnellen Durchlaufen verhindert wird. So wie die Bleytropfen von der Größe der Formlöcher in das Wasser fallen, gerinnen sie in Körner, welche nachher durch Siebe von allen ungestalteten, oder zapfenförmigen Körnern geschieden werden, die man wieder einschmelzen kann. Zu dem groben Schroot muß das Bley heißer, als zu dem kleinen seyn. Man muß zu jeder Nummer eine besondere Formschüssel und ein besonderes Sieb haben.

Einige Jäger bedienen sich der einfachen, andere des gedoppelten Schrootbeutel, in denen man zweyerley Schrootsorten aufbehalten kann. Es giebt eine Gattung einfacher Schrootbeutel, die mittelst eines am untern Ende befestigten und oben zusammengeschnallten Riemens um die Schultern gehangen werden, und die zum Fortbringen des Schroots sehr bequem sind.

Vom Stöpsel oder Pfropfen, sonst auch Vorschlag genannt.

Das Pulver wird aus einem zweyfachen Grunde mit einem Stöpsel bedeckt, einmal um durch den ihm entgegengesetzten Widerstand die zum Forttreiben des Hagels nöthige Kraft zu erhalten: und dann auch um zu verhindern, daß die Flamme nicht den Hagel berühre, weil diese ihn sonst zum Theil schmelzen, zum Theil durch ihre zu früh erfolgende Ausdehnung nach allen Seiten auseinander streuen würde. Der Stöpsel auf dem Hagel hat nichts anderes zur Absicht, als um diesen in dem Laufe fest zu halten. Hieraus wird es einleuchten, daß der auf dem Pulver befindliche Stöpsel sowohl die zum Widerstande erforderliche Konsistenz haben, als auch den Lauf so vollkommen ausfüllen müsse, daß sich die Flamme nirgends durchdrängen könne. Pfropfen von dickem Hutfilz, die nach dem Kaliber des Laufs mittelst eines zir-

kelför-

keilförmigen Meißels, Filzschläger genannt, ausgeschlagen und auf eine Schnur gereihet an der Jagdtasche angehängt werden, sind nun zwar jenem Entzwecke vollkommen entsprechend, nur machen sie für Jemand, der häufig schießt, immer einige Ausgabe, so, wie sie denn die Unbequemlichkeit haben, daß man sie nicht leicht mit einem gewöhnlichen Krätzer, das heißt, einem solchen, der doppelte Schenkel hat, aus dem Lauf bringen und mithin den Schuß nicht abziehen kann; daher sie denn in dieser Rücksicht auf den Hagel, da zuweilen Fälle eintreten, wo man eine andere Nummer aufsetzen muß, nicht wohl anwendbar sind.

Heede oder Werg ist nicht allein ungleich wohlfeiler, wie der Hutfilz, sondern es läßt sich auch leichter, wie jeder andere Pfropfen mit dem Krätzer aus dem Lauf ziehen. Nur muß man es vorher in 1 Zoll lange Stücke schneiden, auch wenn man in Busch-, und vorzüglich in Kiehnwäldern, oder nahe an Gebäuden schießt, auf seiner Hut seyn, weil Heede, und nächst diesem Papier anschwelt und man leicht Feuerschaden anrichten kann. Einige laden daher mit Baumwolle, die aber deshalb nicht taugt, weil sie zu weich ist, um den gehörigen Widerstand leisten zu können. Baummoos, imgleichen Kuhhaare sind ebenfalls zum Laden brauchbar, wie nicht minder weiches Papier, nur muß das letztere unpräparirt oder ungeleimt, auch nicht zu weich oder zu dünne seyn. Makulatur und das sogenannte Löschpapier taugen nicht zum Vorschlage. Der Verfasser des von mir unter der Rubrik von Gewehrläufen angeführten Versuchs über Gewehrfabriken bringt Korkholz, das er aber seinem Geständniß nach nicht versucht hat, in Vorschlag. Auch erwähnt er einer Art Wollenzeuch, das in England unter dem Namen Fearnought, Schäfertuch, bekannt ist, und das nach der Beschreibung mit dem in der hiesigen Provinz bekannten Litthauschen Baurenwand Aehnlichkeit zu haben scheint.

Da ich keines von beyden versucht habe, so halte ich mein Urtheil zurück, so wie ich denn bis dahin, daß ich etwas

was besseres kenne, die Heede und nächst diesem Papier jeden andern Pfropfen vorziehe.

Von den Flintensteinen.

Die Verfertigung der Flintensteine ist erst in neuern Zeiten bekannt geworden. Man glaubte vormals, dies Produkt sey eine Thonmasse, die durch gewisse Instrumente geformt, dann getrocknet und dadurch zu dem großen Grade der Härte und Festigkeit gebracht würde. Es ist dies aber nicht der Fall. Das Material, aus dem die Flintensteine verfertigt werden, ist der sogenannte Hornstein. *) Er gehört zu dem Geschlecht der Kiesel. Er findet sich da, wo er wirklich zu Hause gehört, und nicht blos einzeln und zerstreut angetroffen wird, wie z. B. in Frankreich, England, Italien, Tyrol, Pohlen, in Kreidegebürgen und zwar in Schichten, die, obwohl sie Nierenweise isolirt sind, horizontale Bänke bilden. In Pohlen in den Vorgebirgen Podoliens werden kugelförmige Blöcke von oft 280 Pfund schwer gefunden. In Frankreich werden die besten in den Gegenden von Menilonst und Ly im Departement du Char gefunden. Die zu Flin-

ten-

*) Er hieß ehemals Flins, oder wie andere schreiben, Vlyntz, und im Bayreuthschen werden die Feuersteine noch jetzt Flinssteine genannt. Im Schwedischen, Dänischen und Englischen heißt der Hornstein auch Flinta, Flint. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Gewehr den Nahmen Flinte von dem Steine (zum Unterschiede der Gewehre, die durch Lunten abgefeuert wurden) erhalten, man hinterher aber den Stein wieder nach dem Gewehre Flintenstein genannt hat. Das Alter der Flintensteine, ich rede vom Gebrauch derselben, ist nicht so groß, als man glauben sollte. In Braunschweig z. B. wurden im Jahr 1687 die ersten Flintensteinschlösser bekannt.

tenſteinen tauglichen Hornſteine müſſen halb durchſichtig, gleichfarbig, honiggelb oder ſchwärzlich, der Bruch muß glatt, gleichförmig und etwas muſchlig ſeyn. Die Blöcke, die dieſe Eigenſchaften vereinigen, werden in Frankreich von den Arbeitern *Cailloux francs* genannt; diejenigen, welche Flecke, Riſſe, kryſtalliſirte Brocken haben, als untauglich verworfen. Das Verfahren beym Hauen der Flintenſteine iſt folgendes. Der Block wird zuvörderſt mit dem Bruchhammer in Stücken von 1 — 1½ Pfund zerſchlagen, und zwar ſo, daß die Stücke ebene Oberflächen haben. Alsdann werden dieſe Stücke mit dem Spitz- oder Schieferhammer in ſchuppigte Blätter geſpalten. Die letzte Operazion beſteht in der Bildung der Steine. Man unterſcheidet an jedem Steine fünf Theile, die Anſchlagsſpitze, die Seitenwände, der Rücken, die Sohle oder die untere gerade auslaufende, oft ein wenig convexe Fläche, und der Sitz, die kleine Oberfläche der Anſchlagsſeite hinten gegen über. Um den Steinen die gehörige Bildung zu geben, wird die Schuppe auf die Schärfe des Meiſels geſtrumpt, der an beyden Enden ſcharf, an Gewicht ½ Pfund und drüber ſchwer, und welcher beym Gebrauch in einen hölzernen Block geſchlagen wird, und nun der Stein mit dem Scheidenhammer, einem kleinen eiſernen Cylinder 4 Zoll im Durchmeſſer und 4 bis 5 Linien dick, in deſſen Mittelpunkt ein hölzerner Stiel ſteckt, mit äußerſter Genauigkeit beklopft, und auf dieſe Art die Seiten, der Rücken u. ſ. w. gebildet. Die ganze Operazion der Bearbeitung dauert nicht viel über eine Minute. Uebung macht hier den einzigen Lehrmeiſter. Arbeiter, die noch ſo unwiſſend ſind, erlangen oft in Zeit von 14 Tagen eine ſolche Fertigkeit, daß ſie 5- bis 800 in einem Tage zu verfertigen im Stande ſind, dagegen vollkommene Arbeiter nun freylich 1000 - 1500 Flintenſteine in einem Tage verfertigen können. Daher ihre große Wohlfeilheit. Die größeſten Blöcke geben des vielen Abwurfes wegen kaum 50 Flintenſteine. Kein Strich in Europa liefert übrigens ſo viele Flintenſteine, wie Frankreich, wo ſie in

ungeheurer Menge verfertigt werden. Ihre Tauglichkeit erkennt man daran, wenn sie rein, ohne Flecken und Adern sind, und wenn sowohl der Rücken, derjenige obere Theil, welcher von dem Maul des Hahns gehalten wird, als die Unterfläche, die auf dem unbeweglichen Theil des Hahns ruht, egal, die vordere-Seite, die den Pfannendeckel aufschlägt, dünne und scharf ist. Wenn der Rücken vollkommen glatt ist, und man keine Ausspränge an demselben bemerkt, so ist dieses ein Beweis, daß der Stein nicht geschlagen, sondern geschliffen ist. Diese besondere Gattung ist vorzüglich gut, kostet aber auch mehr. Einige Jäger bedienen sich anstatt der gewöhnlichen Flintensteine der Agatsteine, weil sie angeblich härter sind und länger vorhalten. Wenn man indessen bey der Auswahl vorsichtig zu Werke geht, so leistet der gewöhnliche Flintenstein eben so gute Dienste. Die Größe wird nach Verhältniß des Hahns gewählt. Um den Stein, wenn er zu breit oder zu lang ist, kleiner zu machen, weil er im ersten Fall auf den Lauf schlägt und diesen beschädigt, auch gerne springt; im zweyten Fall aber das Feuer nicht gerade in die Pfanne fällt, darf man nur das Stück, welches man abschlagen will, naß machen, und wenn man ihm zuvor eine harte Unterlage gegeben, mit einem Hammer darauf schlagen. Er springt nicht weiter ab, als er angefeuchtet ist. Beym Aufsetzen muß man darauf sehen, daß die vordere scharfe Seite in einer durchaus geraden Richtung gegen den Pfannendeckel zu stehen komme, und ihn überall gleich berühre, imgleichen daß der Rücken, um den man gewöhnlich ein Stück Leder oder Bley schlägt, zwischen den Lippen des Hahns gehörig befestigt werde, weil er sonst beym Aufschlagen des Pfannendeckels aus seiner Lage gebracht wird, oder wohl gar herausfällt. Der Rücken muß weder zu dick, noch zu dünne seyn, weil im ersten Fall die vordere Seite des Hahns zu hoch, im letzteren zu niedrig gegen den Pfannendeckel aufschlägt, in beyden Fällen aber weder der Pfannendeckel aufgeschlagen, noch hinlängliches Feuer erfolgen wird. Der

Stein

Stein muß gerade in der Mitte des Pfannendeckels anschlagen, wenn die gehörige Wirkung erfolgen soll. Man muß beständig einige gute Flintensteine in der Jagdtasche vorräthig haben, um, wenn der Stein bricht oder stumpf wird, einen andern aufsetzen zu können.

Von andern kleinen beym Schießen erforderlichen Geräthschaften.

Der Jäger muß, außer einem hinlänglichen Vorrath an Pulver, Schrodt u. s. w., auch einige andere, beym Laden und Schießen nothwendige, kleine Geräthschaften bey sich führen. Hieher gehört zuerst der Schraubenzieher oder dasjenige Werkzeug, vermittelst dessen man die an einer Flinte befindlichen Schrauben auf- und zudrehen kann, und welches dem Jäger, wenn er einen andern Stein aufsetzen oder vorkommenden Umständen nach das Schloß abnehmen will, unentbehrlich ist. Man findet dieses kleine Instrument bey jedem Eisenkrämer. Jeder Büchsenmacher verfertigt dergleichen, und es ist dabey weiter nichts zu bemerken. Nächst diesem muß er mit einem Krätzer — der entweder auf dem Ladestock befestigt, oder los in der Jagdtasche geführt wird — versehen seyn, um, wenn man sich beym Laden versehen hat, oder wenn man andern Hagel aufsetzen will, den Pfropfen herausziehen zu können. Auch dieses Instrument findet man bey den Eisenkrämern, und man hat bey der Auswahl blos darauf zu sehen, daß die Spitze scharf und hinlänglich gekrümmt sey. Die mit zwey gegen einander laufenden Gewinden und Spitzen versehenen Krätzer sind den einfachen vorzuziehen, ausgenommen, wenn man sich zum Vorschlage der Filzpfropfen bedient, die nicht leicht anders, als mit einem einschenkeligen Krätzer herausgebracht werden können. Eine eiserne Räumnadel, und diese wird gewöhnlich unter dem Stöpsel der Pulverflasche fest gemacht,

macht, gehört ebenfalls hierher, um das Zündloch, wenn es verstopft ist, oder auch die Oeffnung der Pulverflasche, wenn etwa zufällig Hagelkörner unter das Pulver gekommen sind, und diese sich in der Oeffnung festsetzen, aufräumen zu können. Ein Hämmerchen zum Zurichten der Flintensteine, imgleichen ein Messer, das man verschiedentlich braucht, sind ebenfalls unentbehrlich. Man findet hin und wieder diese Instrumente, das heißt, den Krätzer, Schraubenzieher, Räumnadel, in einem einzigen vereint, und dies ist zum Gebrauch um desto bequemer. Auch hat man kleine portatife Feder-Schraubstöcke, sonst auch Federhacken genannt, um mit diesen, wenn man ein Schloß aus einander nehmen will, die Federn einzuzwängen, und es ist gut, wenn man auch dieses Instrument, mit dem gewöhnlich ein Schraubenzieher verbunden ist, bey sich führt. Alle diese Sachen werden in der Jagdtasche aufbehalten. Die gestrickten sind die besten. Die gemeinen Jäger hier zu Lande bedienen sich häufig der aus einer Dachsschwarte (Dachshaut) verfertigten Jagdtaschen, andere der aus einer Dachs-, Ottern- oder Seehundehaut verfertigten Büchsensäcke, oder Büchsenranzen, die zwar freylich den Vortheil haben, daß sie die Näße besser abhalten, die aber wegen ihrer Schwere und Steifigkeit unbequem sind. Die gestrickten Taschen sind entweder einfach oder gedoppelt, um im letzten Fall in der obern Tasche die Pulverflasche und Schrootbeutel, in der untern die Heede, Papier, oder was man sonst zum Laden braucht, Flintensteine u. s. w. aufbehalten zu können. Man thut besser, wenn man eine einfache gestrickte Tasche wählt, und an diese eine zweyte von Leder verfertigte heransetzen läßt, und dann in der obern gestrickten blos das Schroot, in der untern ledernen aber das Pulver und die Heede aufbewahrt, weil es hier mehr vor der Näße gesichert ist. In der untern kann man auch noch eine besondere kleine Tasche anbringen, um in dieser die Flintensteine und andere Geräthschaften zu verwahren. Die Jagdtasche dient zugleich zum Fortbringen des erlegten Wildprets; sie muß also hinlänge

länglich groß und geräumig seyn. Rebhühner und vorzüglich Schnepfen hängt man besser an kleinen, an der auswendigen Seite der Jagdtasche befestigten Schlingen an, weil sie und vorzüglich Schnepfen sich in der Jagdtasche zu sehr erhitzen und zusammendrücken. Das Maas zur Ladung wird gewöhnlich an einer Schnur oder kleinen Riemen an die Jagdtasche angehängt. Einige bedienen sich hierzu eines sogenannten Grademaaßes — es ist dies eine eiserne Röhre mit einem beweglichen Boden, wodurch es vermittelst eines Stieles, auf dem die Grade markirt sind, größer und kleiner gemacht werden kann — andere lassen sich zu jedem Gewehre ein besonderes abgepaßtes Lademaaß verfertigen. Auch giebt es englische Pulverflaschen mit einer eben eingeschraubten doppelten Hülse, die durch angebrachte Aufschieber der äußern Hülse die verschiedenen Grade des Pulvermaaßes abgiebt. Ich gestehe, daß ich die zu jedem Gewehr besonders abgepaßten Lademaaße allen andern vorziehe. An dem Jagdtaschenriemen kann man ein kleines Behältniß zum Aufbehalten der Federn, die man beym Laden zum Aufräumen des Zündlochs braucht, anbringen.

Vom Laden, Anschießen, Tragen und Handhaben des Gewehrs.

Jedes Gewehr erfordert eine seinem Kaliber angemessene Ladung, die am sichersten vermittelst des Anschießens erforscht werden kann. Es giebt zwar im Allgemeinen Vorschriften, die das Verhältniß des Pulvers zu dem Hagel bestimmen. Die Meinungen hierüber sind aber abweichend und getheilt. In dem Versuch über Gewehrfabriken z. B. wird (S. 169) hierüber folgendes gesagt: „Für ein gutes „Jagdgewehr von gewöhnlichem Kaliber (d. h. von einem „solchen, wo 15 bis 18 Paßkugeln auf ein Pfund gehen) *) „sind

*) Einige drücken die Kalibergröße mit Zahlen aus, und sagen z. B.

„sind 1½ oder höchstens 1¾ Quentchen gutes Pulver und 1½
„Unze Hagel nothwendig. Braucht man aber groben Ha-
„gel, so kann man von diesem den 4ten Theil Hagel mehr
„nehmen. Diesem Verhältniß kommt ein anderes ziemlich
„gleich, nach welchem man den dritten Theil der Paßkugel-
„schwere für das Gewicht des Pulvers bestimmt. Der Ha-
„gel soll in diesem Falle um ein halbmal, oder höchstens dop-
„pelt so schwer wiegen, als die Paßkugel. Noch andere
„nehmen zur Ladung ein Maaß, dessen Durchmesser dem
„des Rohrkalibers gleich ist, das aber die Tiefe des doppel-
„ten Diameters hat. Mit Hagel wird dieses Maaß ganz
„angefüllt, vom Pulver aber nimmt man so viel weniger,
„als das Drittel des Rohrkalibers beträgt.“

In von Wildungs Neujahrsgeschenk vom Jahr 1796 wird das Verhältniß des Pulvergewichts zur Hagelschwere wie 1 zu 8 angegeben, und dabey zugleich festgesetzt, daß man eine Flinte, deren Kaliber so weit ist, daß 27 bis 28 Paßkugeln ein Pfund wiegen, mit einem Quentchen Pulver und 2 Loth Hagel laden könne.

Herr a. d. Winkel sagt in seinem Handbuch für Jäger III. 389: seinen Erfahrungen zu Folge würde die in von Wildungs-Neujahrsgeschenk angegebene Ladung überhaupt, und vorzüglich bey schwachen Röhren — wie an Doppelflinten z. B. — um ein beträchtliches zu stark seyn, und einen bedeutenden Stoß (Rückprall) verursachen. Er giebt daher das Verhältniß des Pulvergewichts zur Hagelschwere bey der größesten Hagelsorte Nr. 1. von 1 zu 6, bey den schwächeren Nummern aber von 1 zu 7 an, und ich muß meinen eigenen Erfahrungen zu Folge hierunter seiner Meynung beytreten.

Beym

z. B.: das Gewehr hat ein Kaliber von 22 bis 24. Dies will so viel sagen, als 22 oder 24 in den Lauf passende Kugeln wiegen gerade ein Pfund.

Beym Laden der Flinte hat man, und dies gilt nicht nur beym Anschießen, sondern auch auf der Jagd, folgendes zu beobachten. Es ist nicht undienlich, das Gewehr, wenn es zum erstenmal geladen wird, mit einem kleinen Schuß Pulver ohne Vorschlag auszuflammen. Sachkundige behaupten, daß die Kälte des Laufes die Kraft des ersten Schusses verringert. Es ist aber auch deshalb gut, weil sich immer einige Feuchtigkeiten in dem Laufe ansetzen, besonders wenn ein Gewehr einige Tage gehangen hat, oder das Wetter feucht ist. Die Pfanne vor dem Laden zu beschütten taugt schon deshalb nicht, weil der Hahn, sey der Fall nun auch selten, während des Ladens aus der Ruhe schlagen, oder wenn man die Flinte unvorsichtig bewegt, der Hahn irgendwo anhacken, sich spannen, das Gewehr losgehen kann. Am besten, man räumt erst mit einer Schnepfen- oder Rebhuhnfeder das Zündloch auf, und läßt diese während des Ladens — jedoch ohne sie zu tief eindringen zu lassen — stecken, oder man bedeckt die Pfanne, wenn das Zündloch geräumt ist, mit Heede oder Papier. Beym Einschütten sowohl des Pulvers als des Schroots muß man die Flinte sehr gerade halten, sie auch, ehe man den Pfropfen aufsetzt, mit der Kolbe sanft gegen die Erde stoßen, damit sich die Ladung gehörig auf einander lege. Der Pfropfen auf dem Pulver muß zwar etwas stärker seyn, als der, den man auf das Schroot setzt. Nur muß er nicht zu gedrängt in den Lauf gehen, am wenigsten aber, wie viele Jäger zu thun pflegen, mit Gewalt aufgestampft, sondern sanft niedergedrückt werden. Es ist ein falscher Wahn, daß das feste Niederstoßen des Pfropfens dem Schusse mehr Kraft giebt. Es zerdrückt im Gegentheil immer einige Pulverkörner, und vermehrt mithin nicht die Gewalt des Schusses, wohl aber das Zurückstoßen des Gewehrs. Nur muß man darauf Acht haben, daß der Pfropfen völlig heruntergebracht werde und kein Zwischenraum zwischen diesem und dem Pulver bleibe, weil man sonst Gefahr läuft, die Flinte zu sprengen. Man muß daher, sobald der Pfropfen niederge-

gedrückt ist, den Ladestock ohne Anstrengung in den Lauf werfen. Wenn man gewahr wird, daß der Ladestock zurückprallt, nach dem Jäger-Ausdruck springt, so ist dies ein Beweis, daß der Pfropfen völlig heruntergebracht ist. Wenn man sich der Filzpfropfen bedient, so muß man — da diese sich sehr oft unter dem Ladestock auf die Seite, den einen Rand nach oben gekehrt, wenden — vorsichtig zu Werke gehen, weil man sonst, wenn besonders der Ladestock dünne ist, gar leicht neben dem Pfropfen vorbey stößt, und dieser oft in der Mitte des Laufs stecken bleibt. Der Pfropfen auf dem Hagel muß ganz los aufgesetzt werden, weil der Hagel, wenn er zu fest auf einander gepreßt wird, auseinander streut, das Gewehr aber ebenfalls zurückprallt. Wenn der Lauf geladen ist, zieht man die Feder sachte und vorsichtig aus dem Zündloch zurück, damit nicht etwas von den Fasern der Fahne abreißt und im Zündloch stecken bleibt, weil sonst das Gewehr entweder vorbrennt oder wohl gar nicht losgeht, und blos das Zündkraut abbrennt. Wenn bey dem Herausziehen der Feder keine Pulverkörner mitkommen, so thut man einen sanften Schlag gegen die Kolbe, um sich zu versichern, ob das Zündloch offen ist. Man beschüttet dann die Pfanne hinreichend, aber nicht zur Ungebühr, weil sonst der Pfannendeckel die ihm zunächst liegenden Pulverkörner zerdrückt. Man muß die Flinte jederzeit unmittelbar nach dem Schuß, auf den Brand wie man zu sagen pflegt, laden. Verschiebt man dies bis der Lauf kalt wird, und sich Feuchtigkeiten ansetzen, so wird immer etwas Pulver im Lauf hängen bleiben. Einige Jäger haben die Gewohnheit, nach dem Schusse in den Lauf hineinzublasen, um dadurch, ihrer Meinung nach, dem Zündloch Luft zu schaffen, welches aber höchst ungereimt ist, weil gerade dadurch der Lauf noch feuchter wird. Ehe man ladet, muß man die Pfanne, den Pfannendeckel und den Stein abwischen, welches besonders bey feuchtem Wetter und wenn man schon einigemal geschossen hat, nothwendig ist. Beym Laden einer Doppelflinte — deren Gebrauch angehende Liebhaber,

haber, der damit für einen Unkundigen verknüpften Gefahr wegen, billig ganz und gar vermeiden und sich mit einer einfachen begnügen sollten — ist folgende Vorsicht nothwendig:

Zuerst werden die Zündlöcher — ich rede hier von solchen Doppelflinten, bey denen jeder der neben oder auf einander liegenden Läufe sein besonderes Schloß hat, und an denen mithin zwey Schlösser *) sind — wie bey einer einfachen aufgeräumt. Alsdann wird der linke Lauf, oder, wenn sie auf einander liegen, der untere, mit Pulver geladen, und der Ladestock, um die Verwechselung der Läufe beym Laden zu vermeiden, in dem Laufe gelassen. Man ladet dann den rechten, bey auf einander liegenden den obern Lauf mit Pulver, und läßt den Ladestock nun wieder in diesem stecken. Nun wird das Schroot in den zuerst mit Pulver geladenen Lauf geschüttet und der Pfropfen aufgesetzt. Der Ladestock bleibt auf dem Pfropfen, und man geht nun endlich zur Schrootladung des zweyten Laufs über. Der Pfropfen auf dem Schroot muß bey einer Doppelflinte etwas stärker, wie bey einer einfachen seyn, weil, wenn der eine Lauf abgeschossen wird, der Pfropfen in dem andern durch die Erschütterung aus seiner Lage gebracht wird, welches sich besonders dann ereignet, wenn die Läufe noch rein sind.

*) In vorigen Zeiten bediente man sich solcher Doppelflinten, bey denen die auf einander liegenden Läufe, von denen jeder seine besondere Pfanne und Deckel, beyde aber einen gemeinschaftlichen Hahn hatten, umgedreht wurden, um nach Abfeurung eines Laufs den andern an dessen Stelle zu bringen. Da man bey diesen das Gewehr bey jedem Schusse absetzen muß, so verdienen diejenigen, die man jetzt verfertigt, den Vorzug; hauptsächlich aber solche, bey denen die Läufe neben einander liegen. Bey der Auswahl einer Doppelflinte hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß beyde Läufe gleich stark sind, weil sonst der schwächere nachgiebt und sich leicht biegt. Selten schießen indessen beyde Läufe gleich gut.

sind. Es ist daher auch, wenn man nur einen Lauf abgeschossen hat, nothwendig, daß man, ehe dieser geladen wird, zuvörderst den Pfropfen in dem andern Lauf nochmals niederdrücke, so wie man denn, sobald man nur einen Lauf abgeschossen hat, nicht aus der Acht lassen muß, den Hahn des andern geladenen Laufs in die Ruhe zu setzen, und die Pfanne zu bedecken, um den abgeschossenen Lauf ohne Gefahr laden zu können. Wenn man bey einer geladenen Doppelflinte den Hahn in die Ruhe setzt, muß man vorzüglich darauf Acht haben, daß die Abzüge nicht verwechselt werden. Der Gebrauch der Doppelflinte ist, ich wiederhole es, in jeder Absicht Gefahrvoll, und es erfordert äußerst viel Vorsicht, Uebung und Erfahrung, um sie mit Sicherheit handhaben zu können. Beym Anschießen einer Flinte verfährt man nun auf folgende Weise. Man nimmt einen Bogen Papier, mit einem runden schwarzen Fleck von 3 Zoll im Durchmesser in der Mitte, und nagelt diesen ausgespannt auf ein an einem Pfahle befestigtes Brett von Kiefern-, oder noch besser von Eichenholz, weil man an letzterm am besten gewahr werden kann, ob die Hagelkörner tief genug eindringen, und ob die Flinte scharf schießt. Einige schießen eine mit groben Schroot Nro. 1. geladene Flinte gewöhnlich auf 50, und mit den kleineren Sorten auf 40 Schritte, andere aber, und ich trete diesen bey, mit allen Nummern ohne Unterschied auf 40 Schritte an. Herr a. d. Winkel verlangt, daß jede gute einfache starke Flinte, deren Kaliber eine Paßkugel von 7 bis 8 Quentchen faßt, auf 40 Schritte von dem Hagel Nro. 1. wenigstens 14 bis 16, von Nro. 2. 16 — 20, von Nro. 3. 18 — 24, von Nro. 4. 28 — 36 Körner, eine schwache aber, wo die Paßkugel nur 4 — 6 Quentchen wiegt, von Nro. 2. 12 — 16, von Nro. 3. 14 — 20, von Nro. 4. 20 — 28 Körner in den Bogen werfen soll.

Nach meinen Erfahrungen muß man nicht sowohl auf die Körnerzahl, die man beym Anschießen in den Bogen bringt, als auf ihre Stellung und vorzüglich darauf sehen,

ob

ob sie tief genug in das Brett eingedrungen sind — bey Brettern von Kieferholz muß Nro. 1. durchschlagen — und ob sie sich mehr oder weniger in dem Mittelpunkt oder im Umkreise concentriren. Erfolgt das letztere, so ist der Schuß, wenn gleich im Ganzen eine beträchtliche Körnerzahl in das Papier kommt, hohl und im Grunde schlechter, als wenn eine mindere Körnerzahl, von denen aber einige in der Mitte nahe bey einander stehen, hereingebracht wird. Ueberhaupt aber verdient der Anschuß nur dann gut genannt zu werden, wenn er sich bey einer hinlänglichen Körnerzahl verhältnißmäßig und zwar dergestalt über den ganzen Bogen verbreitet, daß man nirgend große Zwischenräume wahrnimmt. Wenn nun aber noch überdem die Körnerzahl beträchtlich ist; wenn hin und wieder und vorzüglich in der Mitte und dem Centro zwey, drey Körner dicht neben einander stehen, so ist dies ein Beweis, daß das Gewehr vorzüglich gut schießt. Man darf nie erwarten, daß man bey einer gleichen Ladung und Entfernung auch immer eine gleiche Körnerzahl in das Ziel bringen wird. Nur muß die Veränderung im Ganzen nicht gar zu groß seyn, nicht etwa ein Schuß außerordentlich gut, ein anderer ungewöhnlich schlecht ausfallen.

Wenn man nach einigen wiederholten Versuchen, die man vermittelst eines mit einem beweglichen Boden versehenen Pulver- und Hagelmaaßes anstellt, das richtige Verhältniß der Ladung gefunden hat, so wird man wohl thun, wenn man sich hiernach ein besonderes Maaß sowohl zum Pulver, als zum Schroot machen läßt, und diese an der Pulverflasche oder dem Waidetaschenriemen fest macht. *)

Aus

*) Einige Jäger bedienen sich zum Laden der hölzernen oder eisernen Patronen, die man in einer kleinen um den Leib geschnallten Patrontasche mitführt. Da in diesen unter der Pulverladung das Zündkraut mit begriffen ist, so verursacht dies immer einige Ungleichheit beym Laden, nicht zu gedenken,

Aus der Hand und nach Gutdünken zu laden, wie viele Jäger gewohnt sind, taugt auf keinen Fall. Es ist dieses besonders bey dem Pulver nachtheilig, weil die mindeste Vermehrung oder Verminderung desselben eine Veränderung im Schuß hervorbringt.

Daß es hierbey mit auf die Güte des Pulvers ankommt, verstehe sich von selbst, daher man um so sorgfältiger bey der Auswahl zu Werke gehen muß. Man hüte sich vor dem Ueberladen des Gewehrs. Es ist nicht nur gefahrvoll, sondern man schießt auch schlecht. Das Gewehr stößt, und man wird, wenn dies oft geschieht, Feuerscheu. Das Zurückprellen des Gewehrs wird im Grunde weniger durch die übermäßige Pulvermenge, als wenn bey dem Hagel das Maaß überschritten oder der Pfropfen zu stark aufgestampft wird, bewürkt. Zu viel Pulver streut den Hagel auseinander. Zu viel Hagel macht wegen des zu großen Widerstandes das Gewehr zurückprallen. Oft werden zwar auch andere Ursachen, und ich habe dieser zum Theil erwähnt, das Zurückstoßen zuwege bringen. Vorausgesetzt aber, daß die Flinte gehörig gebohrt, und sowohl die Schwanzschraube, als das Zündloch, richtig geordnet ist, so wird die Ursache des Zurückprallens größtentheils in dem unrichtigen Verhältniß des Schroots zu dem Pulver zu suchen seyn. In der Regel schießt ein Gewehr die kleinern Schrootsorten dichter, als die gröberen. Es giebt indessen Ausnahmen, und man trifft Flinten, die im entgegengesetzten Fall die gröberen Sorten dichter, als die kleineren, schießen.

Die

ken, daß man die Pfanne zuerst beschütten muß, welches nichts taugt. Ist aber der Schuß allein abgemessen, und muß man das Zündkraut aus der Pulvertasche nachholen, so wird der Endzweck der Patronen, das geschwindere Laden, nicht erreicht. Ich gestehe daher, daß ich die gewöhnliche Art, mit einem Maaße zu laden, vorziehe.

Die erstern verdienen nun allerdings den Vorzug, weil sie, vorausgesetzt, daß sie jede Sorte verhältnißmäßig dicht schließen, zum allgemeinen Gebrauch tauglicher sind.

Man wird nicht selten von Jägern erzählen hören, daß sie Gewehre besitzen, mit denen sie auf eine Entfernung von 70 bis 80, ja wohl hundert Schritten den ganzen Schuß in das Ziel bringen und das Wild tödten. Es ist am besten, dergleichen ungereimte Prahlereyen unbeantwortet zu lassen. Wenn ein Gewehr auf 40 — 50 Schritte den Hagel gehörig zusammenhält, und man zuweilen auf 60, ja hin und wieder auf 70 Schritte das Wild erlegt, so kann man zufrieden seyn. Es kann sich freylich dann und wann zutragen, daß einzelne Körner auf eine ungewöhnliche Entfernung fortgetrieben werden, und wenn sie zufällig den rechten Fleck treffen, das Wild tödten. Es ist dies aber Zufall, und man kann dies von keiner Flinte in der Regel erwarten.

Jede Gattung von Wildprett erfordert nach Verhältniß der Körpergröße und des Knochenbaues eine andere Schrootsorte. Ich habe schon vorhin angeführt, daß die verschiedenen Schrootsorten durch Nummern bezeichnet werden. Die Nummern sind indessen oftmals, und dies sollte freylich nicht seyn, in den Kramladen verschieden. Man trifft oft in einem unter Nro. 6. die Sorte, die der andere unter 8. verkauft; daher man sich nicht immer darnach richten, sondern nach dem Augenschein wählen muß. In der Regel bedient man sich zu Haasen und Füchsen der Nro. 1., zu Enten nach Verschiedenheit der Größe der Nro. 2. — 4. — 6., zu Hühnern und Waldschnepfen der Nro. 5. — 6., zu Pfuhl-Schnepfen und Becassinen der Nro. 7., obwohl man diese auch, besonders die Pfuhlschnepfen, wenn sie fett sind und sehr fest liegen, mit Dunst, der kleinsten Schrootsorte, schießen kann. Man richtet sich aber auch nach der Jahreszeit, weil das Wildprett zu einer Zeit den Jäger näher, als zur andern kommen läßt. So halten die Hühner z. B. im spä-

ten

ten Herbst nicht so gut, als im Monat August. Der Hase sitzt zu einer Zeit fester, als zu der andern. Beym Aufgang der Jagd ist sein Haar dünner u. s. w.

Und nun noch einige Vorschriften über die Art, wie man das Gewehr tragen, handhaben, rein machen und aufbewahren muß.

Wenn man das Gewehr unter dem Arme trägt, muß man nie die Mündung zu sehr gegen die Erde sinken lassen. Entweder drückt die Schwere des Hagels, besonders wenn das Gewehr rein ist, den Pfropfen zurück, oder man bringt wohl gar unvorsichtigerweise Erde oder Schnee in den Lauf, und läuft, wenn man dies nicht gewahr wird, Gefahr, den Lauf bersten zu machen. Ueberhaupt ist die Art, wie man das Gewehr trägt, nicht gleichgültig, und man hat Ursache, hierunter alle mögliche Aufmerksamkeit und Vorsicht zu beobachten. Man gewöhne sich daher bey Zeiten und gleich im Anfange, so wie beym Laden als Tragen der Flinte, an eine nach gewissen Grundsätzen feststehende Handhabung des Gewehrs; man übe sich in solcher oft und vielfältig zu Hause mit einer ungeladenen Flinte, und ruhe nicht eher, bis man sie sich gewissermaaßen mechanisch eigen und zwar dergestalt eigen gemacht hat, daß sie selbst in den Augenblicken der Jagdhitze zur andern Gewohnheit und Natur wird. Wenn man mit dem Hühnerhunde sucht, so hänge man die Flinte entweder um, und nehme sie nicht eher herunter, bis man sieht, daß der Hund vernimmt, oder anzieht, oder vorsteht, oder man trage sie, jedoch ohne den Hahn aufzuziehen, unter dem Arm. Sobald das Gewehr gespannt ist, muß man bis dahin, daß man anschlägt, stets den Daumen der rechten Hand auf dem gespannten Hahne halten, damit es nicht unwillkührlich losgehe. Nie muß man ein gespanntes Gewehr anders als so, nie muß man es aufgezogen unter dem Arm tragen, nie damit herumfahren, nie, wenn man in Gesellschaft jagt, die Mündung gegen seine Begleiter kehren, nie, wenn man zu Pferde ist, eine gela-

dene

dene Flinte anders, als den Lauf in die Höhe gerichtet, umhängen; nie, wenn man stille steht, die Hand oder den Arm auf der offenen Mündung halten u. s. w.

Wenn man das Gewehr anschlägt, muß man es fest an die Schulter und Backe drücken, mit der linken Hand, auf der es zwischen dem Daumen und Zeigefinger ruhen muß, weder zu weit vorgreifen, weil man die Flinte alsdenn nicht so schnell handhaben kann, noch aber die Hand dicht vor dem Schlosse, sondern in einer mäßigen Entfernung vor diesem halten, den linken Fuß etwas vorsetzen, sich aber überhaupt gleich im Anfange einen festen ungezwungenen, sichren und zugleich bequemen Anschlag und Stellung anzugewöhnen bemühen.

Daß man beym Abdrücken nicht den Kopf zurückziehen, nicht das Gewehr sinken lassen, nicht die Augen zumachen, sondern in einer unveränderten Lage durch das Feuer hinsehen muß, versteht sich von selbst. Ich kenne Jäger, die beym Schießen beyde Augen offen behalten, und es ist dies, wenn man sich daran gewöhnen kann, obwohl es schwer ist, nicht unrecht. Wenn man es dahin bringen kann, das Gewehr sowohl rechts als links anzuschlagen, so ist es desto besser. Die mehresten schießen indessen rechts. Man muß sich vorzüglich einen schnellen Anschlag oder Anwurf zu erhalten bemühen, welches besonders beym Flugschießen nothwendig ist. Wenn das Gewehr von der Pfanne brennt, so muß man es nicht gleich von der Backe nehmen, sondern in der unveränderten Stellung liegen bleiben. Oft geht das Gewehr hinterher los, und dies ist gefahrvoll. Daß beym Zielen der hintere Theil der Schwanzschraube, das Korn und der Gegenstand, nach dem man zielt, in einer Linie zusammentreffen, und daß man über den Lauf, so daß dieser verdeckt bleibt, hinsehen muß, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Man muß aber auch, wenn man im Fluge schießt, und der Vogel nicht in einer geraden Richtung, sondern seitwärts fliegt, seiner Bewegung folgen, und

das

das Gewehr nicht in dem Augenblicke, da man abdrückt, still halten, sondern mitziehen. Man muß aber auch weiter, wenn der Vogel in einiger Entfernung fliegt, und man einen Queerschuß thut, etwas vorhalten, mehr oder weniger, je nachdem die Entfernung groß oder gering ist, und der Vogel langsam oder schnell fliegt, welches man auch im Laufschießen beobachten, in einer Entfernung von 30 — 40 Schritten kurz vor dem Wildprett, wenn es weiter ist, eine Spanne und mehr vorhalten muß. Wenn ein Vogel über einem wegfliegt, muß man auf den Fall, daß man ihn kommen sieht und ihm entgegen schießen will, ebenfalls etwas vorhalten. Sicherer aber ist es, wenn man ihn über sich wegfliegen läßt und ihm nachschießt. Wenn die Entfernung in einer geraden Richtung sehr groß ist, muß man etwas über den Gegenstand hinhalten, weil der Hagel nur auf eine gewisse Distanz gerade fliegt, dann aber sich senkt. Wenn der Hase in einer geraden Richtung fortläuft, muß man zwischen den Löffeln (Ohren), wenn er in dieser Richtung ankommt, zwischen den Vorderläufen (Vorderfüßen) abhalten. Es dauert lange, ehe ein angehender Schütze die richtige Schußweite nach dem Augenmaaß abschätzen lernt. Er pflegt, wenn gleich ein Vogel in einer sehr großen Entfernung auffliegt, es gemeinhin nicht für zu weit zu halten und oft auf eine ungebührliche Entfernung hinzuschießen; dagegen er hinwiederum, wenn der Vogel nahe auffliegt, größtentheils aus Besorgniß, er werde ihm entkommen, mit dem Schuß zu eilen pflegt. Das letzte rührt nun freylich größtentheils daher, weil man im Anfange beym plötzlichen Auffliegen eines Vogels gewöhnlich zusammenfährt und die Fassung verliehrt. Es kostet viel Mühe, sich dies abzugewöhnen, so wie denn das Temperament hier allerdings mit ins Spiel kommt. Indessen kann man, wenn man auf sich Acht hat, und gleich im Anfange mit einiger Aufmerksamkeit zu Werke geht, viel über sich erlangen. Um für die Schußweite ein richtiges Augenmaaß zu erhalten, ist es sehr zweckmäßig, daß man, wenn man im Felde ist, oft und vielfäl-

tig

tig bald nähere bald weitere Distanzen von der Stelle, auf der man steht, bis zu einem Baum, einem Strauch oder anderem Object, das man sich wählt, erst in Gedanken abschätzt, und dann abschreitet.

Um aber die zum Flug wie zum Laufschießen so nothwendige Fassung zu erlangen, und dies ist allerdings schwerer, muß man fürs erste im Anfange, wenn man merkt, daß man noch zu hitzig ist, beym jählingen unversehenen Auffliegen eines Vogels, oder wenn ein Hase unvorbereitet herausspringt, lieber gar nicht schießen, sondern abwarten, bis der Hühnerhund vorsteht, alsdenn nie anders als sehr langsam herangehen, wenn das Blut stark in Bewegung ist, stehen bleiben, und abwarten bis man sich kälter fühlt, sich aber, wo immer möglich, im voraus von der Besorgniß, man werde zu spät kommen, losmachen, sich im Gegentheil fest setzen, nicht eher losdrücken zu wollen bis man auf dem Korn hat.

Ich weiß freylich, daß es leichter ist hierunter Vorschriften zu geben als sie in Ausübung zu bringen. In dem Augenblick der Jagdhitze fällt alle kalte Ueberlegung weg. Nur wird man mir eingestehen, daß es dabey zum Theil mit auf die Art des Benehmens ankommt, an das man sich gleich anfangs gewöhnt. Man räth angehenden Schützen gewöhnlich sich im Schwalbenschießen zu üben. Es kann dies allerdings von einigem Nutzen seyn; jedoch wird dies höchstens nur dazu beytragen, um einige Fertigkeit im Anschlagen und Handhaben der Flinte zu erlangen. Dies ist nun freylich etwas. Nur erwarte man nicht, daß man sich durch diese Uebung die zum Flugschießen erforderliche Kaltblütigkeit und Sicherheit erwerben wird. *) Wenn man nach

*) Dies gilt auch von dem Vorschlage, den der Verfasser des von mir unter dem Artikel vom Gewehrlauf citirten Versuchs über Gewehrfabriken in seinem Anhange über die Jagd macht, und wornach er angehenden Schützen anräth, sich nach einem

nach einer vorüberfliegenden Schwalbe oder nach einem andern kleinen Vogel im Fluge schießt, so empfindet man nichts von der Unruhe, die sich im Anfange beym Auffliegen einer Schnepfe gewöhnlich einzustellen pflegt, und von der man sich nur mit Mühe los macht. Man sieht die Schwalbe von weitem ankommen, man wählt gewöhnlich, man läßt vorbey, wenn sie zu schnell oder zu unregelmäßig fliegt. Man schießt mit einem Worte mit minderem Interesse, und mithin schon an und für sich kaltblütiger.

Wenn man mir daher glauben will, so übe man sich gleich vor dem Hühnerhunde und zwar vor einem gut dreßirten fermen Hunde. Der gewöhnliche Weidespruch: Ein guter Hund macht einen guten Jäger, ist selbst in Beziehung auf das Flugschießen sehr wahr. Das Zutrauen, das man zu einem fermen Hunde hat, die Ueberzeugung, daß er einen nahe an das Wildprett heranbringen, nicht einspringen, nicht nachprellen wird, trägt viel zur Verminderung der Jagdhitze bey. Man übe sich aber auch im Anfange vorzüglich an solchem Federwildprett, das einen langsamen geraden Flug hat z. B. dem Wachtelkönig, sonst auch Schnarrwachtel genannt, ingleichen der Pfuhlschnepfe. Das Repphuhn fliegt zwar ebenfalls gerade, aber sehr schnell. Die Bekassine ist wegen ihres unregelmäßigen Fluges am schwer-

Sperling, den man mit einem um den Hals gemachten Stück Papier auffliegen läßt, zu üben. Ueberhaupt aber muß ich bey dieser Gelegenheit anmerken, daß, so sehr ich auch dieses Buch zur Lektüre empfehle, dies doch nur vorzüglich von demjenigen Theil des Inhalts, der die Gewehrverfertigung betrift, gilt, dagegen ich dasjenige, was der Verfasser über die Jagd und besonders über die Dressur des Hühnerhundes sagt, nicht durchgehends unterschreiben kann. Wenn man seine und meine Vorschriften gegen einander hält, wird man bald gewahr werden, wo wir übereyn kommen, und von einander abweichen.

schwersten zu schießen, im späten Herbst ausgenommen, wo sie fetter und schwerer ist, und dann auch langsamer und gerader fliegt. Man merke sich aber auch gleich Anfangs folgende Regel. Je langsamer und gerader der Vogel abfliegt, um desto mehr muß man ihm nach dem Jägerausdruck ausziehen lassen, oder man muß mit andern Worten selbst dann, wenn man den Vogel auf dem Korne hat, nicht eher losdrücken, bis er sich nicht auf eine verhältnißmäßige Weite entfernt hat. Es ist dies deshalb nothwendig, weil der Hagel sich erst auf einer gewissen Entfernung auseinander breitet, und man, wenn man zu nahe schießt, entweder fehlt oder den Vogel ganz und gar zu Schanden und in Stücken schießt. Mit der Bekassine hat es eine andere Bewandtniß. Da sie unendlich schneller fliegt, und hiernach der Fall nicht eintritt, daß sie sich nicht geschwinde genug entfernen sollte, so ist das Uebereilen hier aus einer andern Ursache und zwar deshalb nachtheilig, weil ihre erste Bewegung beym Auffliegen äußerst unregelmäßig ist, und man dahero abwarten muß, bis der Flug nach einigen Schwenkungen eine gerade Richtung nimmt. Es giebt Jäger, die so geübt sind, daß sie die Bekassine, ohne erst den geraden Flug abzuwarten, gleich beym Herausfliegen, trotz ihrer schwankenden Bewegung, herunterschießen. Man nennt dies einen Tempeschuß, der nun freylich eine große Fertigkeit erfordert. Es ist aber auch ausgemacht, daß ein Tempeschütze, wenn er einmal aus dem Wurf kommt und die Fassung verliert, weit öfter als ein anderer, der die Bekassine so wie ein jedes Federwildprett ausfliegen läßt, fehlen wird. Wenn man an einem unglücklichen Tage aus der Fassung kommt, und einigemal hinter einander fehl schießt, so ist das Beste, daß man eine Zeitlang abbricht. Man setze sich hin, man ruhe aus und warte ab, bis sich das Blut abkühlt und die Hitze verraucht ist.

Ehe man von der Jagd nach Hause kehrt, muß man die Flinte abschießen oder den Schuß mit dem Krätzer abziehen.

hen. Einmahl taugt es schon an und für sich nicht, den Schuß zum anderweiten Gebrauch in der Flinte zu lassen, und man fährt mit einem frischgeladenen Gewehr immer sicherer. Es ist aber auch, der sich ereignenden Unglücksfälle wegen, nicht rathsam, ein Gewehr geladen nach Hause zu nehmen. Will und muß man aber, vorkommenden Umständen nach, ein geladenes Gewehr im Hause haben, so verwahre man es entweder in einem verschlossenen Gewehrschranke, oder man decke, wenn es nicht mit einem Schieber oder Umdrehdeckel versehen ist — ich habe beyder Sicherungsmittel in dem Artikel vom Flintenschlosse erwehnt — einen ledernen Ueberzug über den Stein, welches auch, wenn man ein geladenes Gewehr im Wagen bey sich hat, nothwendig ist. Den Pfannendeckel durch einen dergleichen Ueberzug zu sichern, oder das Zündkraut mit Papier zu bedecken, ist nicht hinlänglich, weil im ersten Fall der Stein bey etwannigem Anschlagen an den Lauf, so selten dies auch ist, immer einen Funken hervorbringen, dagegen es sich im zweyten Fall, des auf der Pfanne befindlichen Papiers ohnerachtet, ereignen kann, daß ein Funken zwischen dem Papier durchfällt und das Gewehr losbrennt. Noch weniger aber taugt es, wenn man bey einer geladenen Flinte, der vermeintlichen Vorsicht wegen, das Zündkraut von der Pfanne abschüttet. Wenn ein Unkundiger über ein dergleichen Gewehr kommt, so wird er gerade dadurch am ersten verleitet, die Flinte für ungeladen zu halten und damit Versuche anzustellen. Daß aber ein einziger zufälligerweise gerade in das Zündloch fallender Funke hinlänglich ist, die Ladung im Laufe zu entzünden, wird niemand, der mit der Würkung des Pulvers bekannt ist, abläugnen. Bey denen so oft und vielfältig, durch unvorsichtige Handhabung geladener Gewehre sich ereignenden Unglücksfällen, kann man wahrlich nicht vorsichtig genug seyn, und man muß hier der Sicherheit wegen selbst auf die unwahrscheinlichsten und seltensten Fälle Rücksicht nehmen, und diesen vorzubeugen suchen.

Sobald man heim kommt, muß man das Gewehr rein machen, selbiges aber wenn es draußen kalt und feucht ist, zuvor mit einem trockenen leinenen Tuche wohl abwischen, und es mit der Mündung gegen die Erde gekehrt, und zwar zur Winterszeit an den Ofen, oder auf der Flur hinstellen, damit es abschwitzt. Hat man nur einige wenige Schüsse gethan, so ist es genug, wenn man den Lauf ohne ihn aus dem Schafft zu nehmen, mit dem Wischstocke — es ist dies ein langer Stock von Eichen oder anderm Holtze, der oben einen starken Knopf oder Griff, unten aber, wo er mit Eisen beschlagen ist, Einschnitte hat, um den Werg oder die Heede, die man dort herumwickelt, fest zu halten — — auswischt, man muß dies aber einigemal und so lange wiederhohlen, bis sich keine Schwärze und Unreinigkeit weiter an der Heede zeigt. Hat man aber oft und viel geschossen, so wird das Schloß abgeschraubt, der Lauf aus dem Schafft genommen, *) ein kleiner hölzerner Zapfen in das Zündloch gesteckt, und heißes Wasser oder noch besser Essig in den Lauf gegossen, damit der Pulverschmutz losweiche, der Lauf zu dem Ende eine kurze Zeit bey Seite gesetzt, dann die Schwanzschraube herausgenommen **) und der Lauf zuerst naß und hinterher trocken ausgewischt. Man umwickelt nehmlich den Wischstock und zwar den untern mit Eisen beschlagenen Theil mit Heede, feuchtet den umwickelten Theil mit Wasser an, steckt dann den Wischstock in den Lauf

*) Es müssen zu dem Ende die Stifte, die den Lauf im Schafft festhalten, vermittelst eines Dorns, den man auf die Stifte setzt, herausgeschlagen, der Riembügel aber losgeschraubt, dann aber auch die Kreuzschraube, vermöge der die Schwanzschraube im Schafft befestigt ist, vermittelst des Schraubenziehers geöffnet werden.

**) Dies kann freylich nur dann geschehen, wenn man mit einem so genannten Schraubestocke versehen ist. Ohne diesen ist das Herausnehmen der Schwanzschrauben unmöglich.

Lauf bis zur Schwanzschraube, oder wenn man diese herausgenommen hat, bis zur untern Oeffnung hinab, und fährt mit dem Wischstocke, während man ihn im Laufe umdreht, auf und ab. Man nimmt dann die schmutzig gewordene Heede ab, umwickelt den Wischstock aufs neue, feuchtet die frische Heede wieder an, wischt den Lauf abermals aus, wiederhohlt dies so lange bis sich kein Schmutz weiter an der Heede zeigt, und setzt nun den Lauf, die Mündung nach unten gekehrt, eine kurze Zeit bey Seite. Man nimmt unterdessen die nasse Heede vom Wischstocke ab, trocknet diesen, umwickelt ihn aufs neue, und wischt nun den Lauf trocken d. h. mit trockner Heede einigemal und zwar so lange aus, bis er durch die Friktion warm wird, und man keine Unreinigkeit, wohl aber einen silberfarbnen Glanz inwendig wahrnimmt, welches ein Beweis ist, daß er völlig rein und trocken ist. Der äußere Lauf wird alsdann, wenn er nicht angelaufen ist, mit feinem Sande oder Schmirgel, vermittelst eines mit Leder oder Filz belegten Holzes, (Fimmelholzes) von allen Rost- und Schmutzflecken gereinigt, und mit Hammerschlag abpolirt. Ist aber der Lauf, wie gemeinhin bey Jagdflinten, blau oder braun angelaufen, so wird er mit Baumöhl bestrichen, und zuerst mit einem wollenen, hinterher aber mit einem leinenen Lappen abgerieben. Endlich wird nun, wenn man die Schwanzschraube herausgenommen hat, diese gehörig gereinigt und wieder eingesetzt, das Zündloch aber ebenfalls mit einer Feder, die man zu wiederhohltenmalen in selbigem umdreht, ausgetrocknet und ausgewischt, nach dem Jägerausdrucke ausgefedert.

Das Schloß muß nun gleichfalls geputzt und zu dem Ende, wenn es sehr schmutzig ist, auseinander genommen werden. Man geht hiebey folgendergestalt zu Werk. Man schraubt zuerst den Hahn mit dem Schraubenzieher ab, zwängt dann mit dem Federhacken, dessen ich bereits im Artikel von den Jagdgeräthschaften erwehnt habe, die Pfannen

nen- oder Batteriedeckelfeder ein, und schraubt nun den Pfannendeckel ab. Auf ähnliche Art verfährt man mit denen an der inwendigen Seite des Schlosses befindlichen Stücken. Man zwängt zuerst die Schlagfeder ein, stemmt zu dem Ende die untere bewegliche Hervorragung des Federhackens, die vermittelst der Schraube auf und niedergeschoben werden kann, unter der Schlagfeder, den obern unbeweglichen Hacken aber oben über dem Schloßbleche hinter der Pfanne an, und schraubt nun die auf der Vorderrast der Nuß ruhende gekrümmte Spitze (Krappe) der Schlagfeder in die Höhe, um hinterher die übrigen am inwendigen Theile des Schlosses befindlichen Stücke los machen zu können. Man schraubt nun zuerst die über der Nuß befindliche Studel los, hebt diese so wie die Nuß selbst, imgleichen die Stange heraus, schraubt nun die Stangenfeder und endlich auch die Schlag- und Batteriedeckelfeder ab, und legt alle diese Stücke, und neben jedem derselben die dahin gehörigen Schrauben, die ja nicht verwechselt werden müssen, vor sich hin. Es wird nun jedes einzelne Stück, und zwar zuerst die äußern, als das Schloßblech, der Hahn, die Pfanne, der Pfannendeckel und die Pfannen- oder Batteriedeckelfeder, und dann auch die innern die Studel, Nuß u. s. w. geputzt. Die erstern, nehmlich die äußern Stücke, werden, wenn sie Rostflecken haben, mit feinem Sande und Schmirgel vermittelst des Zimmelholzes, gereinigt, und mit Hammerschlag polirt, die inwendigen aber, da sich hier, wenn das Schloß sonst gut paßt, nicht leicht Rost ansetzen kann, blos mit einem leinenen Lappen abgewischt und nur dann, wenn etwa Näße eingedrungen und Rostflecken vorhanden seyn sollten, mit Sand und Schmirgel gereinigt. Es werden nun aber auch die Schraubenmutter, wie die Schrauben selbst, mit einer Repphuhn- oder andern Vogelfeder gereinigt und wie die Nuß ingleichen die Stangen und Schlagfeder eingeöhlt. Beym Zusammensetzen des Schlosses wird zuerst die Batteriefeder ingleichen die Schlagfe-

der

der angeschraubt. Dann wird die letztere, nehmlich die Schlagfeder, mit dem Federhacken zusammen gezwängt und die Nuß, Stange, Studel und Stangenfeder eingesetzt und angeschroben. Hierauf wird die Batteriefeder mit dem Federhacken zusammen gezwängt, und der Pfannendeckel, zuletzt aber der Hahn eingesetzt und angeschroben, aber auch zwischen dem Hahne und dem Schloßbleche, ingleichen an der Pfannendeckelfeder etwas Oehl eingelassen, wobey man aber behutsam zu Werke gehen muß, damit nichts von dem Oehl auf die Pfanne komme, weil diese sonst schmierig wird. Dann wird aber auch der Stein mit seinem Futter wieder eingesetzt, nachdem zuvor, wie es sich von selbst versteht, sowohl das Maul wie die obere Schraube besonders gereinigt und geputzt, die Schrauben aber ebenfalls etwas eingeöhlt werden. Nun werden aber auch die Garniturstücke mit pulverisirtem Bimsstein, Ziegelmehl und Trippel gehörig geputzt, dann der Schafft, wenn er etwa naß geworden seyn sollte, gehörig getrocknet und nöthigenfalls mit Schachtelhalm abgerieben, dann endlich das Gewehr im Ganzen wieder zusammen gesetzt, und eine trockene Feder in das Zündloch gesteckt.

Um ein Gewehr vor Rost zu sichern, bestreicht man den Lauf auswendig mit etwas Baumöhl und verstopft die Mündung mit einem Pfropfen, oder man steckt einen mit Flanell überzogenen ganz genau in die Flinte passenden Wischstock in den Lauf, welches aber nur dann, wenn ein Gewehr selten gebraucht wird, oder das Zimmer sehr feucht ist, geschehen darf. Um das gemeine Baumöhl zu verbessern, ist es gut, wenn man geschmolzen Bley darin abkühlt und in dem Oehl liegen läßt. Noch besser aber, man schüttet das Oehl in einen Becher von Lindenholz und hebt blos das, was durchquillt, zum Gebrauch auf.

Anhang.

Von den Windbüchsen.

Obwohl die Windbüchsen nicht leicht anders als von Wilddieben zur Jagd gebraucht werden, so halte ich es doch nicht für überflüßig über dieses Schießgewehr ein paar Worte herzusetzen. Es giebt häufig Liebhaber, die sich der Windbüchsen zum Vogel- und Scheibenschießen bedienen, ohne mit dieser in mancher Hinsicht gefährlichen *) Maschine bekannt zu seyn. Ich glaube bey diesen Dank zu verdienen, wenn ich ihnen darüber einige Bemerkungen mittheile.

Die Erfindung der Windbüchsen rührt von einem holländischen Mechaniker Namens Barth. Coas her. Es giebt vier Arten von Windbüchsen 1) die Flaschenbüchsen mit einer in der Kolbe des ausgehöhlten Schaftes befindlichen Flasche von Messing und zwei Ventilen, eines, womit sie den Wind fangen und eines andern, welches die Kugel heraus treibt. 2) Die Windstücke, die anstatt des Schlosses einen Schneller haben, den man abnehmen und sammt der kleinen Pumpe in die Tasche stecken kann. 3) Die Windbüchsen mit zwey Läufen von verschiedenem Kaliber von denen der kleinere in einem weit größeren eingelöthet ist, und bey denen die Luft, vermittelst eines in der Kolbe des Schaftes angebrachten Pumpenrohrs, in den zwischen den beyden Läufen befindlichen Raum eingepumpt wird, die man aber wie die Windstücke wegen ihrer mancher

*) Ich könnte eine Menge Beyspiele von Personen anführen, die beym Pumpen einer Windbüchse durch das Zersprengen der Flasche gefährlich verwundet ja wohl gar getödtet worden sind.

chen Mängel und wenigen Dauer *) in neuern Zeiten ganz verworfen hat. 4) Die von Dokter Nathan Lüberkühn in Berlin im Jahr 1750 verbesserten Flaschenbüchsen, bey denen die Luft in eine Kugel von Messing eingepumpt wird, welche man bey dem Gebrauch auf das Schloß der Büchse schraubt. Sie sind mit einem einzigen beweglichen Ventil versehen, welches beym Pumpen den Wind fängt, beym Abschießen sich aber durch die Kraft des Schlosses öffnet, und die Kugel heraus treibt.

Die von Lieberkühn verbesserten Windbüchsen haben zwar vor den ersteren dreyen, sowohl ihrer ganzen Einrichtung nach, als besonders deshalb den Vorzug, weil der Schuß ungleich mehr Kraft hat, und weil man bey weitem mehr Schüsse nach einander als aus den ersteren thun kann **). Nur ist das Pumpen bey den ersteren mit minderer Gefahr als bey den letzteren verknüpft. Bey den ersteren wird man es nehmlich gar bald an dem Wiederstande der Luft, wie an dem Lautschlag und Knallen des sich öffnenden Ventils gewahr, ob und wenn die Flasche hinlänglich gefüllt ist, und ob man das Pumpen fortsetzen, oder einhalten muß. Bey den letzteren ist dies nicht immer der Fall. Das Pumpen geht durchaus leichter von Statten, man bemerkt oft selbst dann, wenn die Flasche oder Kugel bereits hinlänglich gefüllt ist, wenig oder gar keinen Widerstand, und man kann, wenn man nicht vorsichtig zu Werke geht, — eine Flasche zersprengen, ehe man Gefahr ahnet.

Ohne

*) Sie haben alle drey das Mangelhafte, daß die mit Zinn eingelötheten Ventile, jedesmal, so oft sich ein Fehler zeigt — und sie werden häufig wandelbar — aus und eingelöthet werden müssen.

**) Es giebt Windbüchsen von der letzteren Gattung, die mit 2000 Pumpenstößen gefüllt werden, und aus denen man 40 Schüsse nacheinander thun kann, dagegen aus den ersteren selten mehr als zehn Schüsse hintereinander folgen.

Ohne mich in eine ausführliche Beschreibung der innern verschiedenen Einrichtung der Windbüchsen einzulassen, begnüge ich mich blos, diejenigen Liebhaber, welche sich dieses Schießgewehrs hin und wieder bedienen, auf folgende Vorsichtsregeln aufmerksam zu machen.

Man pumpe nie aufs Gerathewohl und ohne die Stöße zu zählen. Man erkundige sich daher, wenn man eine Windbüchse kauft, sehr genau, wie viel Stöße sie aushalten kann. Man pumpe sie aber, der Vorsicht wegen und wenn man sie nicht genau kennt, lieber nur mit der Hälfte der angegebenen Stöße an, lasse sie dann erkalten und pumpe nun erst die andere Hälfte der Stöße, weil durch ein zu anhaltendes Pumpen die Flasche leicht erhitzt wird, und man sie schon dadurch allein zersprengen kann. Man nehme dabey auf die Temperatur der Luft Rücksicht. Es ist dies ein wesentlicher Umstand. Man weiß aus Erfahrung, daß bey einer Temperatur von 25 Grad Wärme, 600 Stöße so wirksam sind, als 800 bey einer Temperatur von 5 Grad. Man pumpe schnell und mit Kraft, weil, wenn der Stoß langsam und kraftlos ist, bey weitem mehr Luft neben dem Pumpenstiele vorbey geht, als im ersteren Falle.

Da das Leder auf dem Stöpsel der Pumpenstange und dem Kopfe des Ventilstöpfels oftmals eintrocknet, so muß man die Pumpe zuweilen einschmieren. Man zieht zu dem Ende die Pumpenstange völlig in die Höhe, gießt einen Löffel voll Baumöhl zur Hälfte mit Wasser gemischt in den Pumpenstock, und stößt diesen hinterher herab. Man lasse aber ja nicht aus der Acht, das Oehl auf die vor angezeigte Art mit Wasser zu vermischen. Das unvermischte Oehl entzündet sich beym Pumpen gar leicht, und es erfolgt bey der Entzündung im eingesperrten Raum oftmals eine Explosion, die die Flasche zersprengt.

Man ziehe beym Pumpen den Kopf zurück, weil man sonst beym etwanigen Zerspringen der Flasche der Gefahr ausgesetzt ist, verwundet ja wohl gar gerade hin getödtet zu wer-

werden. Wenn beym Abschießen der Windbüchse nicht die gehörige Wirkung, sondern ein schwächerer Schuß als gewöhnlich erfolgt, so lasse man sich nicht gleich zu dem Wahn verleiten, als ob die Flasche nicht hinlänglich gefüllt sey. Oft liegt der Fehler am Schloß, oft am schadhaft gewordenen Ventil, oft an andern Ursachen, die man genau untersuchen, nie aber aufs Gerathewohl zum wiederholten Pumpen schreiten muß. Will man das letztere versuchen, so leere man zuvörderst die Flasche ganz und gar, fülle sie dann erst nochmals mit der gewohnten Anzahl von Pumpenstößen, und probiere nun die Wirkung. Wenn sie dann demungeachtet nicht erfolgt, so lasse man von einem bewährten Büchsenmacher das Schloß und das Ventil nachsehen, um zu erfahren wo der Fehler steckt.

Zweyter Abschnitt.

Naturgeschichte, Wartung, Erziehung und Abrichtung der Hunde, ingleichen von den Hundekrankheiten.

Einleitung.

Da in meinem Werke über die kleine Jagd, außer den Hunden, auch von mehreren andern Säugethieren die Rede seyn wird, so halte ich es für nöthig zuerst eine kurze Uebersicht der Naturgeschichte der Säugethiere im Allgemeinen, dann aber auch die Naturgeschichte der Hunde ins besondere, voraus zu schicken.

Natur-

Naturgeschichte der Säugethiere im Allgemeinen.

Alle Thiere, die ihre Jungen in ihrem Leibe ausbilden, sie völlig gebildet gebären, und dann so lange an ihren Brüsten säugen, bis sie sich selbst ernähren und forthelfen können, werden von den Naturkündigern zu den Säuge- oder säugenden Thieren gezählt.

Sie unterscheiden sich, außer den vorangeführten Kennzeichen, von allen übrigen Thieren auch durch folgende Merkmale.

1) Das Herz der Säugethiere hat zwey Kammern, zwey Ohren, und rothes warmes Blut.

2) Die Lungen athmen wechselsweise.

3) Die Kiefer liegen auf einander und bedecken sich.

4) Die meisten sind vierfüßig, nur wenige leben in Wasser und haben Flossen.

5) Die äußere Bedeckung der Säugethiere besteht in einer Haut, die bey den mehresten mit Haaren *); bey einigen, wie bey dem Igel, mit Stacheln, bey andern mit Schuppen, bey noch andern aber mit einem hornartigen Schilde — Panzer — wie z. B. der Armadille bekleidet ist.

Die Säugethiere — zu denen auch der Mensch gehört — besitzen alle 5 Sinne, Gefühl, Geschmack, Gesicht, **) Geruch und Gehör. Alle haben zur Unterstützung

*) Die steifen stärkern Haare einiger Thiere, wie die des Schweines z. B. werden Borsten, die weichern, oft krausern Haare beym Hasen, — Schaafe u. a. werden Wolle genannt.

**) Mehrere ältere Naturkündiger wie z. B. Markus Aurelius, Severinus, Aristoteles, Plinius, Albertus Magnus; ja selbst Schwenkfeld hatten dem Maulwurf

zung des Körpers Knochen. Der innere Bau ihres Körpers, die Eingeweide und Werkzeuge haben unter allen Thieren mit dem Menschen die mehreste Aehnlichkeit. — Die Zähne der Säugethiere sind in zwey übereinander liegenden Kinnladen befestigt, wovon die untere, die allein beweglich ist, sich von selbst herunter senkt, und durch die Kraft besonderer Muskeln an die obere festliegende angezogen wird.

Die Zähne werden ihrer Lage nach in Vorderzähne, (Schneidezähne), Eckzähne, (Seiten- oder Hundszähne), und Backzähne oder Stockzähne getheilt. Die Fleischfressenden Säugethiere haben scharfe, die, die sich von Pflanzen nähren, stumpfe runde Backzähne. Einige, wie der Ameisenfresser und das Schuppenthier, haben gar keine Zähne. Noch andern fehlen theils die Vorder- theils die Eckzähne.

Einige Säugethiere sind zu ihrer Vertheidigung mit Hörnern auf dem Kopfe versehen, die theils hohl, theils dicht theils einfach, theils in Nebenäste getheilt sind, auf welchen letzten Fall sie Geweihe heißen *). Sonst sind sie noch in der Biegung, Richtung und Gestalt verschieden.

Die

wurf das Gesicht abgesprochen. Neuere Naturkündiger haben mit Hülfe guter Gläser, sehr deutlich die Glasartige, Crystallinische Feuchtigkeit, das Augenbraunenband, den runden Augapfel und das Conische Hornhäutchen am Maulwurf wahrgenommen. Die Augen sind aber äußerst klein und gleichen zwey kleinen schwarzen Punkten, die man nicht wohl anders, als wenn man das Thier ganz in der Nähe betrachtet und zuvor die Haare, zwischen denen die Augen verborgen sind, auseinander streicht, entdecken kann.

*) Die mit Hörnern versehenen Thiere erhalten diese erst dann, wenn ihr Wachsthum größtentheils vollendet ist — sie sich der Mannbarkeit nähern. So lange das Thier sich noch in seinem Wachs-

Die Nase ist bey einigen in einen beweglichen Rüssel verlängert, der bald kürzer, z. B. bey dem Schweine, bald länger, z. B. bey dem großen Ameisenbäre, am längsten bey dem Elephanten ist. Die Brüste oder Euter der Säugethiere, in denen die zur Nahrung der Jungen bestimmte Milch abgesondert wird, sind mit Säugewarzen versehen. Die Euter liegen paarweise, entweder an der Brust, oder am Bauche, oder zwischen den Hinterfüßen. Die Zahl der Warzen ist unbestimmt, oft, aber nicht immer, noch einmahl so groß als die Zahl der Jungen, die gewöhnlich gebohren werden.

Die Füße der Säugethiere sind entweder mit Hufen, hornartigen Schaalen, oder mit Fingern oder Zehen versehen; dagegen bey einigen, wie bey dem Wallfische, die Füße zum Schwimmen verwachsen, und den Flossen ähnlich sind *).

Bey

Wachsthum befindet, sagt Büffon in der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, und zwar in dem Artikel vom Hirsche, ist alle Nahrung zur völligen Ausdehnung und Entwickelung des Körpers nöthig. Es bleibt also nichts übrig, was zur Verfertigung und Absonderung der Saamenfeuchtigkeit angewandt werden könnte. Die jungen Thiere sind also noch keiner Zeugung fähig. Haben sie aber erst ihr Wachsthum erreicht, so fängt alsdann der Ueberfluß an, sich durch neue Hervorbringungen sichtbar zu machen. Bey den Menschen kündigt der Bart, das Aufschwellen der Brüste u. s. w. die angehende Mannbarkeit an. Bey den Thieren überhaupt, und bey den Hirschen insbesondere, zeigt sich dieser Ueberfluß durch noch beträchtlichere Kennzeichen. Diesem Ueberflusse hat man das heranwachsende Geweihe, Erweiterung des Halses u. s. w. beyzumessen.

*) Bey den Wallfischen sind die sehr kurzen Vorderfüße ganz mit Haut umzogen, so daß man keine Finger oder Zehen gewahr wird, daher sie den Flossen der Fische ähnlich sehen; die Hinterfüße sind dagegen in einen wagerechten Schwanz verwachsen.

Bey den hufigen Thieren ist der Huf entweder in zwey, drey, vier, auch fünf Theile gespalten, oder einfach und ungespalten. Diejenigen, die mit Zehen versehen sind, haben entweder zwey, drey, vier oder fünf Zehen, bey letzteren sind die Zehen entweder frey, oder wie bey dem Fischotter, imgleichen der Fledermaus *) mit einer Haut verbunden. An dem hintern und äußersten Theile des Rumpfes befindet sich der Schwanz, der aus dem, außerhalb des Körpers verlängerten, Rückgrade gebildet ist. Er ist bey den meisten Säugethieren eben so wie der Körper mit Haaren bedeckt, bey einigen nackt (z. B. bey einigen Mäusen). Bey andern z. B. dem Bieber, schuppicht, bey den Gürtelthieren mit hornartigen Ringen besetzt.

Die Haare am Schwanze sind bald lang und bilden einen Schweif, wie bey dem Pferde, oder sie sind kurz, liegen dicht an der Haut, und der Schwanz endigt sich mit einem Büschel längerer Haare, wie beym Elephanten. Ausserdem ist der Schwanz bald abgekürzt, z. B. beym Hasen, bald abgestumpft, z. B. beym braunen Pavian, bald lang und so beweglich, daß er zum Steigen und andern Absichten dient, z. B. bey vielen langgeschwänzten Affen, alsdann er ein Wickelschwanz heißt; ferner, zuweilen gerade, wie beym Fuchs, überwärts gebogen, wie beym Hunde, unterwärts gebogen, wie beym Wolfe, rückwärts geschlagen, wie bey den meisten Eichhörnern. Einige Säugethiere haben keinen Schwanz, z. B. einige Affen, Fledermäuse, das Meerschweinchen u. a. m.

Die

sen. Doch zeigt die Zergliederung, daß darin die Fußknochen wirklich vorhanden und mit Haut umgeben sind.

*) Die Zehen des Fischotters, der sich zum Theil im Wasser aufhält, sind mit einer Schwimmhaut verbunden. Der Fledermaus, deren Vorderbeine durch eine weite Haut mit dem Körper verwachsen sind, dient diese Naturveranstaltung zum Fliegen.

Die Säugethiere bewohnen den ganzen Erdboden, die meisten halten sich auf der Erde auf. Einige, wie die Eichhörner, wohnen und nisten fast blos auf den Bäumen oder auch in Gebäuden, andere machen sich unterirdische Wohnungen, wie der Fuchs, der Dachs, das Kaninchen u. a. m. Die Robben leben meistentheils im Wasser, gehen aber auch an das Land, die Wallfische leben ganz im Wasser. Verschiedene nagende Säugethiere stellen zu gewisser Zeit Wanderungen aus einer Gegend in die andere an.

Die meisten verrichten ihre Geschäfte bey Tage, andere, vorzüglich die Raubthiere, suchen ihre Beute des Nachts zu erhaschen. Einige Säugethiere bringen die kältesten Monate des Winters in dem sogenannten Winterschlafe, einer Art von Erstarrung, ohne irgend einige Nahrung, zu, wie z. B. das Murmelthier, der Hamster u. a. m. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wahrscheinlich in dem geringen Grad der Wärme, den das Blut dieser Thiere hat. Sobald die äußere Luft kälter, wie ihr Blut ist, so hört die Bewegung und der Umlauf desselben entweder ganz auf oder geht nur sehr langsam von Statten, und das Thier erstarrt dann. Dieser Zustand dauert jedoch nur so lange, bis die äußere Luft wiederum wärmer, als ihr Blut ist, alsdann das letztere wieder in den gehörigen Umlauf kommt *). Anmerkenswerth ist es, daß diejenigen Thiere, die nach der Einrichtung der Natur den Winterschlaf schlafen, sich aus

Ju-

*) Abt Spallanzani will dies nicht unbedingt einräumen. Er behauptet in seinem Opusculo eli fisica animale e vegetabile, das die Fühllosigkeit während des Winterschlafes bey manchen Thieren nicht von einer Wirkung der Kälte auf das Blut herrühre, weil nach einer von ihm angestellten Beobachtung ein Frosch, der seines Blutes beraubt war, im Eise ebenfalls in einen betäubenden Schlaf verfiel; hernach aber wie zuvor schwamm, als er wieder erwärmt wurde.

Instinkt, sobald die Zeit herannaht, einen bequemen Ort aufsuchen *) oft blos zu diesem Zwecke, wie die kleine Haselmaus, eine Art von Umhüllung verfertigen, oder wie der Hamster und das Murmelthier, sorgfältig ihre Höhlen vor dem Zugang der Luft verstopfen, und sich dann, gewöhnlich in einen Klumpen zusammengerollt, dem Winterschlafe bis zum Frühling überlassen.

Die Nahrung der meisten Säugethiere besteht in Kräutern, Feld- und Gartenfrüchten; viele fressen nichts als Fleisch, einige wenige nähren sich theils von Fleisch, theils von Vegetabilien. Es giebt unter den Säugethieren einige, die man wiederkäuende Thiere nennt, weil sie ihr verschlungenes Futter aus dem Magen wieder in das Maul stoßen, um dasselbe noch besser zu zermalmen, und sodann zum zweytenmale wieder in den Magen zu schieben. Die meisten dieser Thiere, z. B. der Hirsch, der Ochs u. s. w. sind daher mit einem vierfachen Magen versehen, wo von jeder einen besondern Namen hat. Der erste, welcher der Wanst genannt wird, hat 2 oder 3 große Säcke, in welche das eingeschluckte Futter zuerst durch die Kehle sinkt, um dort durch die Wärme erweicht zu werden. Aus diesem kommt es wieder in das Maul zur Wiederkäuung. Hierauf wird es durch einen Kanal in den zweyten Magen, Garn oder die Mütze genannt, aus diesem in den dritten, den sogenannten Faltenmagen, auch Psalter genannt; aus diesem endlich in den vierten eigentlichen Magen, Laab genannt, zur wirklichen Verdauung gelassen.

Die Säugethiere sind dem Menschen auf vielerley Art nutzbar. Einige dienen ihm mit ihrem Fleische zur Nahrung, wie

*) Die Fledermaus hängt sich mit ihren Hinterfüßen an die Decke oder Wände einer Höhle an, hüllt sich in ihre Flügel, wie in einen Mantel ein, und überläßt sich so der Winterserstarrung.

wie z. B. die Rinder, Schaafe u. a. m. Einige gebraucht er zum Ackerbau und Reisen, wie z. B. Ochsen, Pferde, Kameele u. s. w. Noch andere kleiden ihn mit ihrer Wolle und Häuten; wieder andere, z. B. die Hunde, bewachen ihn und dienen ihm zur Jagd, und obgleich manche ihm Schaden zufügen können, so giebt es doch keines in der Welt, das der Mensch nicht mit Hülfe seiner Vernunft entweder lebendig zu fangen und zu bändigen oder zu tödten wüßte. So groß die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Säugethiere auch ist, so hat es den Naturforschern doch geglückt, sie in gewisse Ordnungen, Klassen u. s. w. abzutheilen *). Einige haben dabey die Beschaffenheit der Füße, andere die Verschiedenheit der Zähne, noch andere sowohl diese als ihre Lebensart u. s. w. zum Grunde gelegt.

Der Naturforscher Linné, der sein System in Ansehung der Säugethiere vorzüglich nach der Verschiedenheit der Zähne und der Lebensart geordnet hat, theilt die Säugethiere in sieben Ordnungen und vierzig Geschlechter ein **).

*) Das Ganze einer solchen Eintheilung wird System oder Methode genannt. Thiere, die gewisse Haupteigenschaften unter sich gemein haben, bilden eine Ordnung; aus mehreren Ordnungen entstehen Klassen. Die unter einer und derselben Ordnung begriffenen Thiere werden nun hinwiederum, je nachdem sie außer den Haupteigenschaften gewisse besondere Aehnlichkeitsmerkmale an sich tragen, nach diesen in Gattungen, Geschlechter, Familien u. s. w. abgetheilt und klassifizirt. Das älteste System rührt von Aristoteles her, welcher alle Thiere in solche, die lebendige Junge gebären, und in die, welche Eyer legen, eintheilte. Linné war in neuern Zeiten der erste Erfinder eines vollständigen Systems.

**) Ungeachtet das seit der ersten Ausgabe meines Werkes erschienene, nach Pennant abgeänderte Bechsteinsche System, einen entschiedenen Vorzug vor dem Linneeschen hat: so habe ich doch

247541

Erste Ordnung. Menschenähnliche Thiere, *Primates*, wohin er alle diejenigen Säugethiere zählt, die oben vier Schneidezähne haben.

Zweyte Ordnung. *Bruta* — ohne Schneidezähne.

Dritte Ordnung. Raubthiere, *Ferae*, mit sechs spitzigen Schneidezähnen.

Vierte Ordnung. Nagende Thiere, *Glires*; oben und unten zwey Schneidezähne.

Fünfte Ordnung. Wiederkauende Thiere, *Pecora*; oben keine, unten sechs — acht Schneidezähne.

Sechste Ordnung. Thiere mit Pferdsgebiß, *Bellua*; oben sechs stumpfe Vorderzähne.

Siebente Ordnung. Säugende Seethiere, *Cetae*; anstatt der Vorderfüße Floßfedern, die Hinterfüße in einen platten, horizontalliegenden Schwanz verwachsen.

Naturgeschichte der Hunde.

Der Hund, dieses in so mancher Hinsicht äußerst merkwürdige Thier *) wird von dem Ritter Linné zu den Raubthieren,

doch das letztere in der gegenwärtigen neuen Auflage beybehalten müssen, wenn ich nicht die alte Ausgabe, die ohnehin schon beträchtliche Abänderungen und Zusätze erhalten hat, durchaus umarbeiten wollte, wozu es mir aber an Zeit gebrach.

*) Zum Nachlesen über die Naturgeschichte und merkwürdige Eigenschaften des Hundes empfehle ich folgende Schriften:

Buffon

thieren, die nach seinem Systeme zur dritten Ordnung gehören, gezählt, wobey gedachter Naturkündiger die ganze zwölfte Gattung mit dem Hauptnamen *Canis* (Hund) belegt, und davon 4 Arten, den eigentlichen Hund (*Canis familiaris*), und von diesem allein ist hier die Rede, den Wolf, die Hyäne und den Fuchs angiebt. Bey der überaus großen Mannigfaltigkeit der Hundearten ist eine Beschreibung der Gestalt dieses übrigens bekannten Thieres im Allgemeinen, nur in Absicht derjenigen Hauptkennzeichen, in denen sie alle übereinkommen, zulässig. Hier sind sie.

Der Kopf ist bey allen Hunden, zu welcher Race oder Art sie gehören, die Varietäten und Spielarten nicht ausgenommen, mehr oder weniger länglich, und horizontal stehend; der Scheitel flach und vorwärts abhangend, mit einer scharfen fühlbaren Erhöhung am Hintertheile versehen; die Schnauze macht fast bey allen, von dem Auge an gerechnet, ungefähr die Hälfte des Kopfes aus; die Unterlippe, die an dem Seitenrande nackt und gezähnelt ist, wird hier von der obern bedeckt; die im gesunden Zustande des Thieres immer feuchte Nase ist chagrinartig, und über der untern Kinnlade hervorragend; die halbmondförmigen Nasenlöcher immer auswärts gebogen; der Rachen an beyden Seiten mit 5 bis 6 Reihen Haarborsten versehen. In beyden Kinnladen stehen 6 Vorderzähne parallel und senkrecht,

Buffon hist. nat., Uebers. von Martini und Otto, II. 88.
Pennant hist. of Quadr. Uebers. von Bechstein, I. 243.
Bechsteins gem. Nat. Gesch. Deutschl: Neue Auflage. I. 544.
Zimmermanns geogr. Zoologie, I. 130.
Dorndorfs zool. Beyträge, I. 150.
P. Schrebers Säugethiere, III. 328.
P. Mellins Anweisung zu Anlegung der Wildbahnen, 1799.
Goeze's europ. Fauna.
Naturgeschichte der Hunde nach ihren verschiedenen Arten. Augsburg 1790.

senkrecht, einige davon an einer oder beyden Seiten einigekerbt, und von denen die äußersten in der obern Kinnlade nicht genau an die inneren anschließen, die äußersten in der untern aber Zäckchen zur Seite haben *). Bey allen stehen die gekrümmten längeren Eck- oder Hundezähne einzeln. In der obern Kinnlade stehen auf jeder Seite 6, in der untern meist immer 7 Backzähne, wovon die vordern schmal und einspitzig, die hintern breit und vielspitzig sind. Im Allem gewöhnlich 42 Zähne. Die Zunge ist bey allen flach und glatt; die Augen stehen fast immer ein wenig schief und haben am inneren Winkel eine kleine Nickhaut. Die Ohren sind immer zugespitzt, aber bald hängend, bald in die Höhe stehend, der obere Rand der Gehöröffnung ungebogen, der hintere Rand zweyfach, der vordere dreyfach: im Gesicht 7 mit Haaren besetzte Warzen; der Hals rund und beynahe so lang wie der Kopf; der Leib fast rund, so weit die Brust geht stark, nach hinten zu etwas dünner. Immer sind die Hinterbeine etwas höher, als die vordern. Vollkommene Zehen haben sie eigentlich nur 4, der 5te ist ein unvollkommener Daumen an den Hintertheilen der Füße. Die Ferse ist eine kahle Zehe ohne Klaue, und steht höher an den Beinen. Den Schwanz (Ruthe) tragen die Hunde bald mehr oder weniger in die Höhe, bald mehr oder weniger gekrümmt und nach der linken Seite zu gebogen **), bald geringelt, bald auch, wie einige Dachshundarten, herabhangend. Die Farbe ist sehr mannichfaltig und verschieden. In den Haaren der Haut lassen sich, welches man vorzüglich bey kurzhaarichten Hunden gewahr werden kann, 15 Näthe unterscheiden: eine auf jeder Seite hinter dem kleinen

*) Im dritten und vierten Monate fangen sie an, die Vorderzähne, die sie mit auf die Welt bringen, zu verlieren, und mit neuen zu wechseln.

**) Man bemerkt dies vorzüglich bey dem gemeinen Haushunde, welche fast alle einen schiefen, mit dem Hintertheile gegen die linke Seite gekehrten Gang haben.

am Augenwinkel, eine auf jeder Seite in einem halben Zirkel um das Ohr herum, eine auf jeder Seite von dem Ohre an, mit verschiedenen Biegungen an dem Halse herunter, bis zu dem obern Ende des Brustbeins, eine von da bis zur untersten Spitze, eine auf jeder Seite des Bauchs zwischen dem Nabel und den Weichen (Dünnungen), eine auf jeder Seite am After, eine hinten an jedem Beine bis an die Ferse. Das Weibchen hat an jeder Seite 5, selten nur 4 Brüste, nämlich an jeder Seite der Brust zwey, des Bauchs drey. Bey der Zergliederung, die Goeze mit mehreren Hunden von verschiedenen Arten angestellt, hat er gefunden, daß die Geruchsnervenhaut, womit dieses Thier versehen ist, äußerst merkwürdig, vorzüglich stark gefaltet und so groß ist, daß, wenn man alle ihre Falten auseinanderzieht und ausbreitet, man den ganzen Hundekörper damit bedecken kann: da hingegen die Geruchshaut des Menschen kaum hinreicht, seinen Kopf damit zu belegen. In der merkwürdigen Einrichtung dieser Geruchsnervenhaut und in dem drüsichten Bau der Nase setzt daher Goeze den Grund, daß der Hund, und besonders der Jagdhund, einen so äußerst scharfen Geruch hat, und mit seiner Nase die feinsten Ausdünstungen aufzufangen und zu den Nerven zu bringen im Stande ist, wovon er bey dieser Gelegenheit in seiner europäischen Fauna mehrere merkwürdige Beyspiele erzählt. Er hat weiter gefunden, daß die Lungen der Hunde, besonders derjenigen, die sich durch eine vorzügliche Schnelligkeit im Laufen auszeichnen, sehr groß und fest gebauet sind. Auch dem sogenannten Tollwurme, dem man vormals mehr als heut zu Tage die Entstehung der Tollwuth oder Wasserscheue der Hunde zuschrieb, worüber ich mich weiter unten, bey Gelegenheit der Hundekrankheiten, näher auslassen werde, hat Goeze nachgespührt. Er hat gefunden, daß es nichts weniger, als ein wirklicher Wurm sey. Er hat, wie er anführt, nichts von organisirten Theilen, was man Kopf, Mund, Glieder und Schwanz nennen könne, entdeckt. Er hält ihn vielmehr für eine bloße Muskelfiber, die unter der Zunge sitzt und

das Vorstrecken derselben erleichtert, wenn der Hund saufen will. Goeze ist daher auch der Meinung, daß dem Hunde durch Beraubung dieses Theils das Saufen erschweret, und er der Gefahr, toll zu werden, noch mehr ausgesetzt wird. Häufige Erfahrungen, sagt er, haben es bewiesen, und auch ich kann dies bezeugen, — daß Hunde, denen der sogenannte Tollwurm genommen war, nachher doch toll wurden. Er bemerkt hiebey, daß wenn man die Muskelfiber ausschneidet und ins Wasser wirft, sie sich wurmförmig zusammenkrümmt: daher es, wie er sehr richtig glaubt, wohl gekommen seyn mag, daß man sie für einen Wurm angesehen hat. Wie sehr dieses Thier mit Eingeweidewürmern geplagt ist, davon hat sich Göeze ebenfalls bey der Zergliederung überzeugt. Er hat viele Rund- oder Spulwürmer, und mit diesen zugleich zwey bis dreyerley Arten von Bandwürmern, unter andern den kürbiskernartigen oder langgliedrichten, zweyerley Arten mit korallenförmigen Gliedern, ja von letztern bey jungen Hunden im Darmkanal auf 200 angetroffen. Sogar in ungebohrnen Hunden hat Goeze Eingeweidewürmer gefunden. — Er führt bey dieser Gelegenheit eine Merkwürdigkeit an, die hier einen Platz verdient.

„Ein junger Hund hatte so viele Bandwürmer, daß sie „gliederweise mit dem Unrath abgiengen; ich gab ihn — „sagt er — einem Apotheker, der sie ihm durch eine „ziemliche Portion Gummi gutta abtrieb, und ihn „nach der gewaltsamen Kur mit Kalbfleischbrühe erquickte. „Von der Zeit an blieb der Hund, ob ich ihn gleich erzogen hatte, bey seinem Arzte, als wenn er die Wohlthat „fühlte, und war gar nicht wegzubringen. So oft ich „hinkam, war er sehr freundlich, begleitete mich bis vor „die Hausthüre, und ließ mich gehen, gleichsam, als ob „ihn eine größere Verpflichtung, gegen dieses Haus zurückhielte. Er hat darin noch wohl 12 Jahre sehr gesund „gelebt. — Sonderbar war es doch, daß dieser Hund,

„so

„so lange er mit Bandwürmern geplagt war, gar nicht „bellen konnte. So bald er sie los war, war das erste, „daß er mit munterem Bellen um seinen Arzt herum„sprang.“

Büffon setzt die Lebensdauer des Hundes auf 10 Jahre. Bey vorsichtiger Pflege und Nahrung lebt er aber 15, ja 20 Jahre, und verliert mehrentheils im Alter sein Gesicht, oft auch das Gehör. Sein Alter erkennt man theils daran, daß die Zähne, welche in der Jugend weiß und scharf sind, nach Verhältniß der Jahre gelber, stumpfer und ungleich werden, auch zuletzt ausfallen, theils an denen sich im Alter an der Schnauze, Stirne und Augen findenden grauen Haaren. Ungeachtet der Hund seit langen Zeiten auf der ganzen bewohnten Erde, und zwar in einigen, obwohl wenigen Gegenden noch wild in ganzen Rotten, in den mehresten aber in Gesellschaft des Menschen als Hausthier verbreitet, und hiernach allgemein bekannt ist, so sind doch die Naturkündiger über seinen Ursprung und sein eigentliches Vaterland nicht einig, und es ist wohl der Mühe werth, die darüber obwaltenden verschiedenen Meinungen näher zu beleuchten. Unter den älteren Naturkündigern hat vorzüglich Büffon über den Ursprung und die nachmals seiner Meinung nach durch Klima, Nahrung, Erziehung u. s. w. von der ersten ursprünglichen Hunderace erfolgte Abweichung, eine, wenn gleich nicht hinlänglich erwiesene, so doch sinnreiche Hypothese aufgestellt.

„Die Verwirrung und Vermischung der mancherley „Racen,“ sagt er in seiner Naturgeschichte der Hunde, (deutsche Uebersetzung von Martini und Otto, II. 109 et sequ.) „ist so zahlreich, daß man sie kaum alle zu „nennen vermag. Was für Mannichfaltigkeit und Ver„schiedenheit in der Größe, Leibesbildung, in der Länge „der Schnauzen, in der Gestalt des Kopfes, in der Län„ge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in den „Haaren u. s. w.! Läßt sich also wohl bey diesen Thie-

ren

„ren auſſer der Bildung des innern organiſchen Baues „und dem Vermögen, ſich unter einander zu vermehren, „etwas wirklich Beſtändiges und Allgemeines angeben? „Weil indeſſen auch diejenigen Hunde, die ſich in allen „Stücken am ſtärkſten von einander unterſcheiden, den„noch fruchtbare Jungen zeugen, die wieder zur Hervor„bringung ihres Gleichen fähig ſind, ſo läßt ſich daraus „augenſcheinlich abnehmen, daß bey der großen Mannig„faltigkeit und Verſchiedenheit der Hunde ſie doch Alle zu „einem Geſchlechte gehören.“

„Bey der großen Verſchiedenheit der mannichfaltigen „Gattungen,“ fährt er fort, „liegt ohnſtreitig die Haupt„ſchwierigkeit in Entdeckung der erſten, urſprüngli„chen oder derjenigen Race, die man als Mutter „aller übrigen zu betrachten hat. Wer kann ſich rüh„men, die Wirkungen, welche der Einfluß des Himmels„ſtrichs, die Nahrungsmittel u. ſ. w. bey dieſem Ge„ſchlecht hervorgebracht hat, genau zu wiſſen? Dieſe „Urſachen, einzeln oder zuſammengenommen, ſind aller„dings hinlänglich, mit der Zeit auch die beſtändigſten „Formen abzuändern. Das wahre Gepräge der Natur iſt „bey Gegenſtänden, womit ſich der Menſch viel zu ſchaf„fen gemacht, den meiſten Verfälſchungen unterworfen.“

Nur bey den unabhängigen Thieren, die nach eigenem Gefallen den bequemſten Himmelsſtrich und die ſchicklichſten Nahrungsmittel ſuchen können, ſagt er weiter — und es verlohnt der Mühe, ſein ſcharfſinniges Räſonnement hierüber im Zuſammenhange nachzuleſen — ſey das urſprüngliche Gepräge der Natur, und das ächte Bild vom erſten und älteſten Thiere dieſer Art, noch jetzt in den ſpäteſten Nachkömmlingen anzutreffen. Alle Thiere dagegen, welche ſich unter dem Joche der Menſchen befinden, von ihnen aus einem Himmelsſtrich in den andern geſchleppt, auch dadurch zu andern Futter, zu einer andern Lebensart, und zu andern Verrichtungen gezwungen werden, müßten ihre Geſtalt noth-

nothwendig mehr als andere verändern; daher auch die Verschiedenheit unter den zahmen Thieren viel sichtbarer und häufiger, als unter den wilden sey. In so fern nun der Hund unter allen zahmen Thieren sich immer am nächsten um den Menschen befände, folglich auch wie dieser am unordentlichsten lebe, in sofern er noch überdem von seinen herrschenden Empfindungen am stärksten zum Gehorsam und zur Gelehrigkeit angetrieben werde, und zur Annehmung aller Arten von Eindrücken und zur Duldung alles Zwanges die vorzüglichste Fähigkeit besäße, dürfe man sich nicht wundern, wenn sich bey dieser Thiergattung die meiste Verschiedenheit in Ansehung der Figur, der Bildung, der Farbe und anderer Eigenschaften zeige. Hiezu käme noch, daß die Anzahl der Fortpflanzungen von der Schöpfung an bey denjenigen Thieren, die nur einige wenige Jahre lebten, beträchtlicher, ihre Verschiedenheiten, Veränderungen und Ausartungen aber auch viel merklicher, als bey denjenigen, die ein entfernteres Lebensziel hätten, sey: und daß, da hiernach der jetzige Mensch, welcher achtzig Jahre lebt, seinem Stammvater Adam wenigstens achtmal näher, als die jetzigen Hunde, die nur zehn Jahre zu leben hätten, dem ersten ihres Geschlechts wären, die Ausartungen bey den letzten wenigstens achtmal stärker und merklicher, als bey dem Menschen seyn müßten. Es hätte hier mit den Hausthieren die nämliche Bewandniß, wie mit den Gewächsen, mit deren Kultur sich der Mensch beschäftigte. Das Getreide z. B. sey durch diese Kultur so verändert worden, daß es der Pflanze, wovon es ursprünglich herstamme, gar nicht mehr ähnlich sey, und so gliche denn auch von den jetzigen zahmen Hunden sehr wahrscheinlich kein einziger mehr dem ersten Thiere ihres Geschlechts.

So wie aber dagegen diejenigen Pflanzen und Gewächse, die sich selbst überlassen blieben, sich auch mehr ihrer ursprünglichen Form näherten, so könnte man diese in Hinsicht auf die Hunde, vielleicht nur noch an denjenigen wahrnehmen, die sich noch jetzt im wilden Zustande befänden.

Nach

Nach der Angabe und Beschreibung aller reisenden Beobachter wären die von ihnen in den amerikanischen Wüsten, in Bonga auf Sanct Domingo u. s. w. angetroffenen wilden Hunde mehr oder weniger dem gemeinen Bauer- oder Schäferhunde ähnlich, und es ließe sich hieraus ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spitz- oder Schäferhund sich der ursprünglichen Race dieses Geschlechts am mehrsten nähere. So wie Büffon nur hiernach, und aus mehreren, weitläufig von ihm erörterten Gründen, von denen ich nur die vorzüglichsten ausgehoben habe, und die man, wie vorhin erwähnt, im ganzen Zusammenhange nachlesen muß, den Spitz- oder Schäferhund als den einzigen Stammvater aller jetzt lebenden Hunde annimmt: so giebt er auch in Ansehung der nach und nach erfolgten Ausartungen der Hunde in unterschiedenen Himmelsstrichen mit Beyfügung einer ordentlichen Stammtafel, die ich für diejenigen Jagdfreunde, die Büffons Naturgeschichte nicht selbst gelesen haben, hier mittheile, folgenden Aufschluß: Als die unmittelbaren Abkömmlinge des ersten Hundes, meint er, in die sehr kalten mitternächtlichen Länder gebracht wurden, hätten diese in der Folge bey den Lappländern ein kleines häßliches Ansehen bekommen, in dem minder strengen Rußland und Siberien dagegen die Race sich nicht nur erhalten, sondern sich noch sogar verbessert. In gemäßigten Himmelsstrichen unter vollkommen gesitteten Völkern, als in England, Frankreich, Deutschland hätte der Schäferhund sein wildes Ansehen, seine steifen Ohren, sein grobes, dickes und langes Haar verlohren, und wäre, durch den Einfluß des Himmelstrichs, zum Bullenbeisser, Jagd- oder Bauernhund umgeformt. Aus dem Jagdhunde sey bey seiner Verpflanzung nach Spanien und in die Barbarey bald ein spanischer Wachtelhund, bald ein Pudel, aus dem Bauernhunde in mitternächtlichen Ländern der große dänische Hund, in mittäglichen ein Windspiel; aus dem Bullenbeisser in England und Dännemark der kleine dänische Hund,

Hund, [illegible]
u. s. w.; [illegible]
aber in der [illegible]
Racen: [illegible]
chen [illegible]
Stammtafel, [illegible]
zu ersehen ist.

Mit so [illegible]
nung, — [illegible]
machen [illegible]
gern [illegible]
Zweifel [illegible]
dagegen ein, daß, [illegible]
Anfange der [illegible]
allein so [illegible]
noch eine [illegible]
hätte da seyn [illegible]
vermischen können, [illegible]
Aber auch dies, sagen sie, [illegible]
denn die alsdann [illegible]
Begattung wieder keine [illegible]
terlicher oder [illegible]
nichts anders entstehen können, [illegible]
wiederum in der [illegible]
Es sey mithin nicht wahrscheinlich, daß es nur eine [illegible]
ursprüngliche Hunderace geben sollte: [illegible]
durchaus vom Anfang der Welt an [illegible]
vorhanden gewesen seyn.

So wie nun die neueren [illegible] fast allgemein
diese letzte Meinung angenommen haben, [illegible]
ge noch ausserdem, daß der Hund eigentlich aus der [illegible]
schung dreyer verwandten [illegible], [illegible]
worden, des Wolfes — des [illegible]*), und des [illegible]

*) Canis aureus, Linn. Goldfuchs. In Asien häufig. Der
Ein-

Nach der Angabe und Beschreibung aller reisenden Beobachter wären die von ihnen in den amerikanischen Wüsten, in Bonga auf Sanct Domingo u. s. w. angetroffenen wilden Hunde mehr oder weniger dem gemeinen Bauer- oder Schäferhunde ähnlich, und es ließe sich hieraus ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spitz- oder Schäferhund sich der ursprünglichen Race dieses Geschlechts am mehresten nähere. So wie Büffon nur hiernach, und aus mehreren, weitläufig von ihm erörterten Gründen, von denen ich nur die vorzüglichsten ausgehoben habe, und die man, wie vorhin erwähnt, im ganzen Zusammenhange nachlesen muß, den Spitz- oder Schäferhund als den einzigen Stammvater aller jetzt lebenden Hunde annimmt: so giebt er auch in Ansehung der nach und nach erfolgten Ausartungen der Hunde in unterschiedenen Himmelsstrichen mit Beyfügung einer ordentlichen Stammtafel, die ich für diejenigen Jagdfreunde, die Büffons Naturgeschichte nicht selbst gelesen haben, hier mittheile, folgenden Aufschluß: Als die unmittelbaren Abkömmlinge des ersten Hundes, meint er, in die sehr kalten mitternächtlichen Länder gebracht wurden, hätten diese in der Folge bey den Lappländern ein kleines häßliches Ansehen bekommen, in dem minder strengen Rußland und Siberien dagegen die Race sich nicht nur erhalten, sondern sich noch sogar verbessert. In gemäßigten Himmelsstrichen unter vollkommen gesitteten Völkern, als in England, Frankreich, Deutschland hätte der Schäferhund sein wildes Ansehen, seine steifen Ohren, sein grobes, dickes und langes Haar verlohren, und wäre, durch den Einfluß des Himmelstrichs, zum Bullenbeisser, Jagd- oder Bauernhund umgeformt. Aus dem Jagdhunde sey bey seiner Verpflanzung nach Spanien und in die Barbarey bald ein spanischer Wachtelhund, bald ein Pudel, aus dem Bauernhunde in mitternächtlichen Ländern der große dänische Hund, in mittäglichen ein Windspiel; aus dem Bullenbeisser in England und Dännemark der kleine dänische

Hund,

Hund, aus diesen in heißen Ländern der türkische Hund u. s. w.; aus der Vermischung dieser verschiedenen Hunde aber in der Folge der Zeit die Blendlings- (Bastards) Racen: aus diesen die sogenannten doppelten, ja dreyfachen Blendlinge entstanden, wie dieses alles aus der Stammtafel, mit Bezeichnung der Himmelsstriche, näher zu ersehen ist.

Mit so vielen Gründen Büffon nun auch seine Meinung, — der auch mehrere andere beytreten, — geltend zu machen gesucht hat, so ist sie doch von andern Naturkündigern hinwiederum bestritten, und manche nicht unerhebliche Zweifel dagegen beygebracht worden. So wenden einige dagegen ein, daß, wenn nur eine einzige Hunderace vom Anfange der Welt da gewesen wäre, diese unmöglich für sich allein so beträchtlich hätte ausarten können; sondern daß noch eine zweyte, merklich abweichende, gleich im Anfange hätte da seyn müssen, mit der sich der Schäferhund hätte vermischen können, um eine dritte Gattung hervorzubringen. Aber auch dies, sagen sie, wäre noch nicht hinlänglich, denn die alsdann hervorgebrachte dritte Gattung hätte zur Begattung wieder keine andere Wahl, als eine Art von väterlicher oder mütterlicher Seite gehabt, und es hätte hieraus nichts anders entstehen können, als daß die Bastarde sich wiederum in der Fortpflanzung der Hauptrace genähert hätten. Es sey mithin nicht wahrscheinlich, daß es nur eine einzige ursprüngliche Hunderace geben sollte: sondern es müßten durchaus vom Anfang der Welt an mehrere Hauptarten vorhanden gewesen seyn.

So wie nun die neueren Naturkündiger fast allgemein diese letzte Meinung angenommen haben, so behaupten einige noch außerdem, daß der Hund eigentlich aus der Vermischung dreyer verwandten Hauptarten, die zuerst erschaffen worden, des Wolfes — des Schackals*) und des Fuchses

*) Canis aureus, Linn. Goldfuchs. In Asien häufig. Der Sim-

ses entstanden seu, welche letzte Meinung auch Pallas, (S. Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte II. S. 157.) hegt, und sich darüber folgendermaaßen ausläßt:

„Die Hauptrace unserer Hunde," sagt er, „stammt „zuverlässig von dem Schakal her, der sich von Natur „wenig vor dem Menschen fürchtet, (daher hat auch Sim„son leicht so viele zusammenbringen können), — Zunei„gung zu demselben gewinnt, Unterweisungen annimmt, „und dem Schäferhunde ähnlich ist, wie man an demje„nigen gesehen hat, der vor zwey Jahren aus Persien „gebracht wurde. Dennoch halte ich die Race der Hun„de nicht so ganz unverfälscht, sondern glaube, daß sie „sich von undenklichen Zeiten mit dem gemeinen Wolf, „dem Fuchs, und selbst mit der Hyäne vermischt habe, „welches die ungemeine Verschiedenheit der Gestalt und „Größe der Hunde verursacht hat. Die größte Gattung, „die zu Alexanders Zeiten aus Indien kam, war vermuth„lich von der Hyäne. Der Schackal, dessen Größe „zwischen diesen ihm verwandten Gattungen das Mittel „hält, wird zahm gemacht, um so viel geschickter, sich „mit andern auch zahmgemachten Thieren der andern „Gattung zu paaren und mit ihnen Junge zu erzeugen. „Es ist kein Zweifel, daß solche Erzeugungen statt finden „können *), weil unter günstigen Umständen auch der „Hund, wie er heut zu Tage ist, sich mit dem Wolf in „England, und mit dem Fuchs in Mecklenburg „fruchtbar begattet hat; des Wolfshunds der Alten zu „geschweigen."

Es

Simsons Fuchs. Er ist wie ein Spitz gestaltet, und hat die Größe zwischen dem Wolf und dem Fuchs. S. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen. I. 142.

*) Büffon bestreitet dies mit Beziehung auf die von ihm hierüber angestellten Versuche. S. Büffons Naturgeschichte. Deutsche Ausgabe von Martini und Otto. II. 126 et sequ. A. d. V.

Es sey mir erlaubt, auch meine Meinung über diesen Gegenstand beyzubringen *). Diejenigen, welche mit Büffon nur eine einzige ursprüngliche Hunderace annehmen wollen, scheinen überhaupt zu glauben, daß im Anfange der Welt von jedem Thiere nur ein einziges Paar erschaffen worden. So wie sich nun aber wider diesen Satz wohl noch so manches einwenden lassen möchte, welches ich aber, da es nicht hieher gehört, an seinen Ort gestellt seyn lasse, so sind auch, meines Dafürhaltens, wohl allerdings mehrere triftige Gründe vorhanden, die die Behauptung als ob alle Hunde nur einen und den nämlichen Stammvater hätten, unwahrscheinlich machen. Welche Abänderungen und Ausartungen auch immer durch Klima, Nahrungsmittel, Vermischung u. s. w. unter den Hunden vorgegangen seyn mögen, so haben doch jene Einflüsse, meiner Ueberzeugung nach, nur lediglich eine Abweichung und Verschiedenheit in Hinsicht auf äußere Gestalt, Größe, Farbe, Konstitution, Temperament, Naturel u. s. w. bewirken können. Wenn man aber erwägt, daß die Hunde nicht blos in jenen, sondern einige davon — und ich will hier blos die Jagdhunde, diese Benennung im weitesten Verstande des Worts genommen, anführen — auch in mehreren, und zwar in solchen Unterscheidungsmerkmalen von einander abweichen, an denen eine gewisse nähere Bestimmung zu dieser oder jener besondern Beschäftigung unverkennbar wird, so dürfte man wohl schwerlich darthun können, daß selbst diese Unterscheidungszeichen ihnen einzig und allein durch die Einflüsse des Klima, der Nahrungsmittel u. s. w. mitgetheilt seyn sollten.

Man

*) Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß dasjenige, was ich in meiner, den Damen gewidmeten kleinen Schrift: Der Freund der Schooßhündchen, im zweyten Kapitel, über diesen Gegenstand gesagt habe, für nichts mehr und nichts weniger, als — Scherz anzusehen ist.

Man wird mich nun freylich auf die mit den Hunden vorgenommene Kultur verweisen wollen. Die Jäger, wird man vielleicht sagen, haben, so bald sie die, diesem Thiere vorzüglich eigene feine Witterung und Gelehrigkeit wahrgenommen, sie mit leichter Mühe bald zu dieser bald zu jener Jagdbeschäftigung gebildet und angeführt. In der Folge, so wird man weiter schließen, haben sich die durch Kultur entwickelten Kunsttriebe in dem Maaße, als man diesen zur Haasenjagd, jenen zum Vorstehen, einen andern zum Dachsgraben angeführt hat, auf seine Abkömmlinge fortgepflanzt, die Jäger aber, um hieraus Vortheil zu ziehen, nur immer auf eine reine Vermischung der zu eben und derselben Beschäftigung ausgebildeten Hunde Bedacht genommen, und sich so nach und nach besondere Racen gebildet u. s. w. Allein auch dies zugegeben, so kommen wir immer in den nämlichen Zirkel zurück. Es bedarf warlich nur einer mäßigen Jagdkenntniß, um sich zu überzeugen, daß, je nachdem ein Hund zu dieser oder jener Jagd insbesondere tauglich seyn soll, er unter mehreren andern Fähigkeiten auch diesen oder jenen, besonders dazu eingerichteten Körperbau besitzen; der Windhund anders, als der Jagdhund, der Jagdhund anders, als der Dachshund, gebauet und organisirt seyn muß. Nun muß man entweder annehmen, daß selbst diese körperlichen Erfordernisse durch eine künstliche Kultur hervorgebracht worden sind, — und dies wird doch wohl Niemand im Ernst behaupten wollen — oder man muß solche ebenfalls den Einflüssen des Klimas, der Nahrungsmittel u. s. w. zuschreiben, und dann wäre es wohl in der That sonderbar genug, daß jene Einflüsse zufälligerweise und gewissermaaßen zu Gunsten der Jäger eine der verschiedenen Bestimmung der Hunde so ganz genau entsprechende Richtung genommen haben sollten ꝛc. Nach allen diesen Umständen scheint es mir wenigstens weit wahrscheinlicher, daß die Natur aus einer weisen Vorsicht und mit besonderer Rücksicht auf den Nutzen der Menschen gleich im Anfange mehrere im Körperbau und Organisation von einan-

einander abweichenden Hundearten geschaffen habe, als daß sie im Anfange nur eine einzige ursprüngliche Art hervorgebracht und es dem Zufall überlassen haben sollte, diese durch die Einflüsse des Klimas, Nahrung u. s. w. in mehrere verschiedene Hauptracen — denn von den sogenannten Spielarten ist hier nicht die Rede, — abzuändern und umzuformen. Ich bekenne aber auch hiernach ohne Rückhalt, daß mir die anderweite Meinung einiger neuern Naturkündiger, wornach sie die Hunde überhaupt für keine ursprüngliche Thierart halten, sondern behaupten, daß der Wolf, Schackal und Fuchs ihre gemeinschaftlichen Stammväter sind, eben so wenig einleuchtet. Ohne den allgemein anerkannten Verdiensten jener großen Männer zu nahe zu treten, erlaube ich mir nur blos die Bemerkung, daß bey dieser Hypothese eben dieselben Bedenklichkeiten eintreten, die den Verfechtern einer einzigen ursprünglichen Hundeart entgegenstehen, und daß, sobald nicht abgeleugnet werden kann, daß es außer den Varietäten und Spielarten gewisse, für sich bestehende, sogenannte reine Hunderacen giebt, und dies scheinen diejenigen, die den Wolf, Schackal und Fuchs für die gemeinschaftlichen Stammväter angeben, denn doch ebenfalls einzuräumen, es mir wenigstens, man mag nun einen oder drey verschiedene Stammväter annehmen, noch immer aus den vorangeführten Gründen unerklärbar bleibt, daß jene sogenannte reine Racen, anstatt gleich im Anfange da gewesen zu seyn, erst in der Folge der Zeit durch Klima, Vermischung ꝛc. entstanden seyn sollten. Weit entfernt indessen die Meinung jener einsichtsvollen Naturkündiger geradezu bestreiten zu wollen, so bringe ich hier blos die sich mir aufdrängenden Zweifel und Bedenklichkeiten bey, und bin sehr bereit, mich eines andern belehren zu lassen.

Aber auch in Ansehung der Klassification und Anzahl der für sich bestehenden sogenannten reinen oder Hauptracen herrscht unter denjenigen Naturkündigern, die das Daseyn dieser Racen übrigens einräumen, noch immer

eine verschiedene Meinung. So giebt unter den ältern Naturkündigern d' Aubenton z. B. folgende Hauptracen an:

1) Den Bauerhund, 2) den großen dänischen Hund, 3) den Windhund, 4) den Schäferhund, 5) den Wolfshund, 6) den sibirischen Hund, 7) den isländischen Hund, 8) den Jagdhund, 9) den Spührhund, 10) den Dachshund, 11) den großen Pudel, 12) den spanischen Wachtelhund, 13) den englischen Wachtelhund, 14) den kleinen dänischen Hund, 15) den türkischen Hund, und 16) den Bullenbeißer; dagegen er die übrigen, und es würde zu weit führen, seine Klassifikation in ihrem ganzen Detail hierher zu setzen, nun wieder in einfache, zwiefache, dreyfache Blendlinge u. s. w. eintheilt; dagegen Linné unter der Hauptbenennung: der gesellige Hund (Canis familiaris,) folgende 10 besondere Arten, den Jagdhund, Windhund, Bullenbeißer, Pudel, Bologneser, Mops, Dachshund, Hühnerhund, spanischen und türkischen Hund angiebt. — Ich übergehe die von andern Naturkündigern, Schriftstellern und Jägern angenommenen Klassifikationen, und gestehe vielmehr, daß mir diejenige Eintheilung am natürlichsten und angemessensten zu seyn scheint, die Bechstein in seiner Naturgeschichte für Deutschland — in Hinsicht der in unserem Welttheile einheimischen Hunde — aufgestellt hat, und der ich für meinen Theil völlig beytrete. Er giebt nämlich folgende 9 reine Hauptracen an:

1) Den Haushund, 2) den Bullenbeißer, 3) den Jagdhund, 4) den großen Pudel, 5) den spanischen Wachtelhund, 6) den eigentlichen Hühnerhund, 7) den großen dänischen Hund, 8) den gemeinen Windhund, 9) den Dachshund; dagegen er diesen hinwiederum die durch mannichfaltige Vermischung entstandenen Spielarten, als einfache, doppelte, dreyfache u. s. w. Blendlinge — von denen er die bekanntesten nahmhaft macht, — unterordnet, —

So

So wie ich nun von denen zur Klasse der Hauptracen gehörigen Hunden diejenigen, die zur kleinen Jagd gebraucht werden, weiter unten näher beschreiben werde, so erfolgt hier auch zuerst eine nähere Auseinandersetzung der mancherley Fähigkeiten, Kunsttriebe und Eigenheiten dieser merkwürdigen Thiergattung. Wenn irgend Jemand Gelegenheit hat, das Naturel der Hunde zu studieren und zu beobachten, so ist es wohl vorzüglich der Jäger, der sie mehr wie jeder Andere als tägliche Gefährten, Begleiter und Gehülfen seiner Berufsgeschäfte um sich hat. Und wie nützlich, ja unentbehrlich sie ihm bey diesen sind, und wie wenig er ohne ihren Beystand ausrichten würde, muß selbst denjenigen, die keine Jagdhunde besitzen, einleuchten. — Man kann aber auch überhaupt, und ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß der Hund unter allen bekannten Thieren dasjenige ist, welches seiner Natur und Anlage nach ganz eigentlich zur Gesellschaft und Dienstleistung der Menschen geschaffen zu seyn scheint. — „Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechts," sagt Büffon sehr wahr, „leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn „man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden „gewesen. Wie hätte der Mensch ohne Beyhülfe der Hunde „sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen, oder unter „seine Bothmäßigkeit bringen sollen? Durch welche Mittel „sollte der Mensch noch jetzt wilde und schädliche Thiere aufsuchen, jagen und vertilgen? Um bey hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geschöpfe zu seyn, war es nothwendig, sich unter den Thieren selbst einen Anhang zu verschaffen, und vornehmlich diejenigen durch Freundlichkeit „und Liebkosungen zu gewinnen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zu gewöhnen, und eine vorzügliche „Neigung, ihm zu gehorsamen, zutraute, damit er sich ihres Beystandes hernach wider die andern bedienen könne. „Des Menschen erste Kunst war also die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieser Kunst aber die Eroberung „und der ruhige Besitz des ganzen Erdbodens."

Auch wird man wohl schwerlich unter der zahlreichen Thiermenge nur ein einziges nahmhaft machen können, dem, die Bereitwilligkeit, sich an den Menschen zu gewöhnen, die Neigung ihm zu gehorsamen, in einem so hohen Grade wie dem Hunde eigen seyn sollte. Der Kontrast, in welchem er sowohl in diesen, als mehreren anderen Eigenschaften, im Vergleich mit allen übrigen Thiergattungen, erscheint, ist in der That auffallend. In eben dem Maaße, als alle andere Thiere den Menschen zu fliehen scheinen, sucht der Hund im Gegentheil sich ihm zu nähern und an ihn anzuschließen. In eben dem Maaße, als der Mensch selbst die durch Kunst gezähmten Thiere mehr oder weniger einzäunen, einsperren, und ihr Entkommen zu hindern suchen muß, hat er im Gegentheil bey weitem mehr Mühe, den Hund, wenn er ihm etwa überlästig wird, von sich zu entfernen, als an sich zu ziehen. In eben dem Maaße, als die übrigen Hausthiere, sobald sie nur hinlängliche Nahrung haben, sich wenig oder gar nicht um die Gesellschaft des Menschen bekümmern, fühlt der gezähmte Hund sich im Gegentheil, selbst bey hinlänglichem Futter, unglücklich, so bald er sich vom Menschen getrennt sieht. Sein ihm eigenes Bestreben, um den Menschen zu seyn, seine unaufhörliche Sehnsucht, sich an ihn anzuschmiegen, seine sichtbare Begierde, ihm zu dienen und nützlich zu werden, sind wahrlich so einzig und karakteristisch, daß hier die Absicht der Natur, dieses Thier dem Menschen näher, wie jedes andere, zuzugesellen, unverkennbar wird. Auch verlieh sie ihm eben deshalb die ihm ausschließend vor allen andern Thieren eigene Gabe, seine Liebkosungen und Anhänglichkeit für den Menschen durch äußere Zeichen an den Tag zu legen. Das Pferd, die Katze, mehrere andere Hausthiere gewöhnen sich, wenn man will, mehr oder weniger an den Menschen, kommen auf den Ruf herbey, scheinen auch wohl, wie die Katze z. B., eine Art von Zuneigung und Zutrauen zu ihm zu fassen. Aber welch ein auffallender Unterschied in ihren Zuneigungsäußerungen und denen des Hundes? Einigen, und zwar den mehresten,

resten, sind diese Aeußerungen gar nicht, anderen nur im geringen Theil, keinem einzigen aber in dem Maaße, wie dem Hunde, zu Theil geworden. Auge, Miene, Körperbewegung, alles ist bey ihm in Augenblicken, wo er den Menschen liebkoset, ausdrucksvoll und sprechend. Alles verräth einen sichtbaren innern Drang, sich bey dem letztern beliebt zu machen. Er äußert diesen selbst bey Strafen und Mißhandlungen, und wenn die anderen Hausthiere unter solchen Umständen den Menschen fliehen, oder sich wohl gar widersetzen, verdoppelt er vielmehr seine Liebkosungen und geräth selbst dann, wenn man ihm hart begegnet, statt Abneigung, Liebe. *) Wie sehr er sich in seiner, ich möchte beynahe sagen, grenzenlosen Treue für seinen Herrn, dem er sich einmal hingab, vor allen andern Thieren auszeichnet, und in welchem Grade er diese selbst dann, wenn er sein Futter nicht durch ihn selbst, sondern durch andere erhält, an den Tag legt, davon sind die Beyspiele zu allgemein bekannt, als daß ich sie anzuführen nöthig hätte; **) und doch würden alle diese seltenen Eigenschaften, selbst seine Treue, ihm nur höchstens eine vorzügliche Stufe unter denjenigen Hausthieren, die der Mensch des Vergnügens wegen um sich hat, anweisen, wenn ihn nicht die Natur zugleich mit solchen seltenen und ausgezeichneten Fähigkeiten ausgerüstet hätte, daß er von dieser Seite dem Menschen nicht nur äußerst nützlich, sondern würklich beynahe unentbehrlich wird.

Goe

*) So sehr der Hund dem Menschen indessen, selbst bey Strafen, zugethan bleibt, so wüthend ist er dagegen, wenn er durch zu weit getriebene Mißhandlungen zum Zorn gereizt und zur Verzweiflung gebracht wird. Ich werde mich hierüber weiter unten, wenn von der Dressur des Hühnerhundes die Rede seyn wird, näher auslassen.

**) Goeze führt von der Treue des Hundes, so wie überhaupt von mehreren seiner seltenen Eigenschaften, in seiner europäischen Fauna Beyspiele und Anekdoten an, die nachgelesen zu werden verdienen.

Sowohl seine äußern als innern Sinneswerkzeuge sind von einer so bewundernswürdigen Beschaffenheit, daß er auch hierunter beynahe allen übrigen Thieren den Vorzug streitig macht. Seiner überaus feinen Geruchsnerven habe ich bereits erwähnt, und man muß würklich erstaunen, wenn man sieht, was nur die Jagdhunde, z. B. durch ihre feine Witterung, zu leisten im Stande sind. Daß diese allenfalls den Haasen, den Fuchs, der vielleicht nur so eben auf der Stelle, wo sie mit der Nase am Boden schnaufeln, vorübergieng, wittern, möchte allenfalls hingehen, und keine große Bewunderung verdienen; daß sie aber seine Spur selbst dann, wenn er vor mehreren Stunden an dem Orte, wo sie suchen, vorüber kam, — und zwar nicht etwa durch das Auge, und weil sie seine Fußstapfen gewahr werden, sondern einzig und allein durch ihre Geruchswerkzeuge — und man bedenke nur, wie äußerst gering die Ausdünstung seyn kann, die sich von dem flüchtigen Fußtritt eines so kleinen Thieres, wie der Haase ist, dem Boden mittheilte — wahrnehmen; daß der Hühnerhund eine Schnepfe, ein Repphuhn ꝛc. oft auf eine Entfernung von hundert und mehr Schritten wittert, und diese Witterung so stark auf seine Geruchsnerven wirkt, daß er davon gleichsam betäubt und erstarrt zu seyn scheint; daß der Leithund, wenn er einmal auf die Fährte eines jagdbaren Hirsches gebracht wird, diese von denen sich oft in Menge durchkreuzenden Fährten anderer Hirsche so bestimmt zu unterscheiden weiß, daß er nur immer die erste einzig und allein verfolgt; dies sind denn doch wirklich Dinge, die, wenn sie nicht täglich von Jägern gesehen und bekundet würden, kaum glaublich scheinen dürften.*) Eine der

*) Auch der Umstand, daß der Hund die Spur seines Herrn wittert, ist ein Beweis seiner äußerst feinen Geruchswerkzeuge, wenn man bedenkt, daß die Ausdünstung, die sich den Fußstapfen durch die Sohle der Schuhe oder Stiefel mittheilt, eben nicht groß seyn kann. Man kann sich übrigens kaum des Lä-

der auffallendsten Erscheinungen beym Hunde — und die man ebenfalls nicht leicht anders, als aus der Beschaffenheit und Einrichtung seiner Geruchswerkzeuge erklären kann, obwohl sie selbst dann, wenn man sie diesen allein zuschreiben will, noch immer räthselhaft bleibt, — ist die ihm eigene, und beynahe unbegreifliche Gabe, den Ort, an dem er gebohren und erzogen wurde, oder an den ihn andere Umstände fesseln, und von dem er entfernt wird, — ohne alle fremde Hülfe und Leitung — wieder zu finden, selbst dann wieder zu finden, wenn er auf mehrere Meilen, oft auf eine unglaubliche Weite davon getrennt wird. Das Wunderbarste bey der Sache ist, daß Hunde, sie mögen nun zu Was-

Lächelns erwehren, wenn man das liest, was Flemming in seinem vollkommenen deutschen Jäger Th. III. S. 167 von der Ausdünstung der Thiere sagt. Ich werde die ganze Stelle mit seinen eigenen Worten hersetzen.

„Die Ursache, so sagt er, warum die Fußsohlen, Ballen „und Laufklauen der wilden Thiere von denen Hunden je länger je mehr gerochen und deren Spur genau bemerket werden, bestehet darinnen: Nehmlich, nachdem sich die faule „Materie von dem Excremento ultimae concoctionis der „Schweißlöcher gesammlet, senket sich diese Feuchtigkeit je „mehr und mehr aus dem Leibe nach denen Läuften nieder„wärts, und sammelt sich zwischen denen Laufklauen, wird „endlich stinkend und durchdringend, so daß sie gewisse Atomos von sich läßt, welche nachmals als Reliquien von denen Hunden gefunden werden. Denn wo das Wild gehet, da drücket es mit den Fußstapfen die Atomos und Dünste, welche aus dessen Körper in die Füße steigen, zugleich „mit in die Erde, die eine Zeitlang in der durchlöchersten Erde bleiben, und sich sobald nicht herausfinden können, sondern oft etliche Stunden darin bleiben, bis der Hund durch „das Riechen obbemeldetermaaßen solche aus derselben an sich „ziehet, und die Spur hierdurch zeiget.“ — Eine befriedigende Erklärung in der That!

Wasser oder zu Lande an einen ihnen gänzlich unbekannten Ort gebracht werden, sich demungeachtet nach ihrer Heimath zurück finden, und daß sie überdem in beyden Fällen mehrmalen, nicht etwa auf der zu dem Orte hinführenden Landstraße, die ihnen bey einer Landreise allenfalls wieder erinnerlich werden konnte, sondern, wie man aus der Kürze der Zeit, in der sie zurückkehren, oft und vielfältig gesehen hat, auf dem geradesten Wege zurückeilen, eine Erscheinung, die, wie gesagt, äußerst auffallend ist, und über die meines Wissens bis jetzt noch kein einziger Naturkundiger eine befriedigende Erklärung gegeben hat, und die selbst dann, wenn man sie auf Rechnung der dem Hunde eigenen feinen Witterung setzt, Erstaunen erregt.

Aber nicht minder bewunderungswerth ist das dem Hunde beywohnende Erinnerungsvermögen, aus dem wir einzig und allein die manchen andern Erscheinungen, die wir bey ihm wahrnehmen, und die oft von der Art sind, daß man in Versuchung geräth, ihm einen gewissen Grad von Combinationsgabe zuzutrauen, erklären können. — Jeder, der den Hund aufmerksam beobachtet hat, wird dies einzeugen. Es sind hiervon Beyspiele bekannt, die in der That ans Fabelhafte grenzen. *) Ich selbst habe aber unter mehreren, der Aufzeichnung werthen Fällen einen als Augenzeuge erlebt, der erzählt zu werden verdienet.

Einer meiner hiesigen Bekannten hatte einen Mops, ein äußerst gelehriges karessantes Thierchen. Nun ereignet es sich eines Tages, wie die Familie zu Tische sitzt, daß der Hund ein Verlangen äußert, aus der Stube gelassen zu werden. Als man ihm nicht bald die Thüre öffnet, springt er einigemal nach der hart an dieser hängenden Schelle, die er aber, weil die Leine zu hoch hängt, nicht erreichen kann.

Das

*) Auch hiervon führt Goeze in seiner europäischen Fauna mehrere merkwürdige Beyspiele an.

Das Betragen des Hundes erregt Aufmerksamkeit; ich stehe auf und rücke einen Stuhl hin, setze mich aber wieder an meinen Platz, und siehe da, der Hund springt ungesäumt auf den Stuhl, und zieht wirklich einigemal an der Schelle. Ein Bedienter erscheint, öffnet die Thüre und läßt den Hund heraus. — Man glaubte Anfangs, es sey Zufall. Aber man wiederholte den Versuch bey der nächsten Gelegenheit, wo der Hund herausgelassen zu werden verlangte. Der Hund schellte richtig wieder, und that es seit dem, durch den Erfolg belehrt, jedesmal, so oft er aus der Stube wollte. Ich weiß gar wohl, daß im Grunde eben nichts Ausserordentliches bey der Sache ist. Der Hund hatte mehrmalen gesehen, daß, wenn die Schelle gezogen wurde, Jemand herbey kam und die Thüre aufging, und so wurde er blos durch die Erwartung ähnlicher Fälle zu jenem Benehmen verleitet. So natürlich sich indessen dies auch erklären läßt, so giebt es doch immer einen merkwürdigen Beweis, in welchem Grade sich dieses Thier der ihm einmal vorgekommenen Fälle zu erinnern, und solche bey Gelegenheit zu nutzen weiß. Auch beruhet seine überaus große Gelehrigkeit einzig und allein auf diesem Grunde,*) ein Umstand, auf den die Jäger, ich rede von der Menge, noch immer zu wenig aufmerksam sind, weil sie sonst ihre oft verkehrten und zum Theil grausamen Dressur-Methoden ganz anders einrichten, und bey weitem eher zum Zweck kommen würden. Ich getraue mir zu behaupten, daß man sich keinem Thiere so leicht mittheilen und verständlich machen kann, wie dem Hunde; so wie es denn wohl wahrlich kein Thier giebt, an dem man ein solches sichtbares Bestreben, den Menschen zu verstehen, und eine solche Aufmerksamkeit auf jeden

*) „Wenn er Künste lernen soll," sagt Flemming, „darinnen er, „als ein unvernünftiges Thier, fleißiger, als mancher hartnäckiger Schüler ist, merkt er alles genau im Gedächtniß, „und trachtet, so er um einen Fehler geschlagen worden, denselben zu verbessern."

jeden seiner Winke, wie bey diesem, wahrnimmt. Ein Blick, eine Miene, ein veränderter Ton der Stimme sind hinlänglich, um ihm die Meinung seines Herrn bekannt zu machen. Hat er aber diese erst einmal errathen, so wird er, weit entfernt, sich widerspenstig zu bezeigen, im Gegentheil gern und mit Freuden gehorchen. Denn auch der Gehorsam ist eine Eigenschaft, in der sich dieses Thier vorzüglich auszeichnet; und mit welcher Bereitwilligkeit er diesen leistet, davon kann man sich nicht besser überzeugen, als wenn man den par force dressirten Hühnerhund, vorzüglich aber den Pudel beobachtet. Man gebe nur Acht, mit welcher Begierde, mit welcher Freude der erstere das geschossene Wild apportirt, *) wie unermüdet und wie gern der letztere, der Pudel, die ihm hingeworfenen Sachen herbey holt, mit welchem Eifer er sich oft von einer hohen Brücke ins Wasser stürzt, um den hingeworfenen Stock, ja selbst Steine, nach denen er oft bis auf den Grund untertauchen muß, herauszuholen; wie lästig er oft durch sein unablässiges Bitten, das mehrmalen Hingeworfene nochmals herbeybringen zu lassen, wird. Alles Erscheinungen und Eigenschaften, die man bey keinem Thiere in dem Grade, wie bey dem Hunde, wahrnimmt, und die ihn mit Recht bey dem Menschen beliebt machen, und diesem in mehrerer Hinsicht nützlich werden. Daß der Jäger ohne die Beyhülfe des Hundes wenig oder gar nichts zu leisten im Stande seyn würde, ist bereits gesagt. Welche Dienste er aber dem Menschen, bey Bewachung des Hauses, der Heerden, auf Reisen und sonst leistet, ja daß er sogar bey den Grönländern

*) Wenn er sich während der Dressur selbst anders bezeigt, so hat dies seinen guten Grund. Furcht und Zwang bewirken hier eine ganz andere Stimmung. Sobald er aber wirklich dressirt ist, und man ihn ohne die furchtbare Dressirleine zum Apportiren auffordert, thut er es mit solcher Begierde, daß man sieht, es macht ihm selbst Freude.

dern und Kamtschadalen die Stelle des Pferdes vertritt, *) und dort zum Ziehen großer Lasten und zum Fortbringen der Reisenden und ihres Gepäckes gebraucht wird, ist ebenfalls sehr bekannt. Er nützt auch sogar nach seinem Tode durch sein Fleisch, welches in verschiedenen Weltgegenden gegessen, **) und durch sein Fell, welches zu Schuhen, Stiefeln, Handschuhen, zum Beschlagen der Reisekasten gebraucht und verarbeitet wird, so wie denn aus dem Haaren Strümpfe, Hüte ꝛc. verfertigt werden.

Der Hund hat mehrere auffallende Eigenheiten an sich, wovon ich einige anführen will. — Er kann nicht anders als leckend saufen. — Er läßt seinen Urin allezeit mit aufgehobenem Hinterfuße, weil ihm diese Stellung Er-

leich-

*) Die Grönländer haben große, weiße und schwarz gefleckte Hunde mit gerade aufstehenden Ohren; sie haben die Eigenschaft, daß sie nicht bellen, sondern blos heulen. Sie bedienen sich ihrer vorzüglich, um die mit Seehunden beladenen Schlitten, vor welche oft 6 — 10 Hunde gespannt werden, die oft in einem Tage 15 deutsche Meilen zurücklegen, auf dem Eise bis vor ihre Hütte zu ziehen. Die Hunde, deren sich die Kamtschadalen zu ihren Reisen bedienen, sind von der Spitz- und Isländerart, aber bey weitem größer. Es werden gewöhnlich 5 vor einen Schlitten gespannt, zwey und zwey neben einander, und der 5te als der Leithund vorn an. Die Zügel sitzen am Halsbande, der Kutscher hat einen krummen Stab, damit er wirft, im Schnee dirigirt und anhält. Vier bis fünf dergleichen Hunde ziehen 3 erwachsene Personen und 60 Pfund Gepäcke sehr geschwinde fort, machen Reisen von 120 englischen Meilen; ihre gewöhnliche Ladung sind 240 Pfund.

**) Zu Angola werden die Hunde gemästet, geschlachtet und auf öffentlichem Markte verkauft. Die Grönländer und Neger halten das Hundefleisch für eine leckere Kost, so auch die Wilden in Nordamerika.

Leichterung schafft, an die Wand, an einen Eckstein, im Felde beym freyen Umherlaufen an ein Hügelchen und Strauch, das er selten vorbey geht, ohne es zu benutzen, vermuthlich mit deshalb, um sich dadurch eine Spur zur Rückkehr zu verschaffen. Er thut dies besonders, wenn er einem fremden Hund begegnet, dem er gewöhnlich erst unter den Schwanz riecht, und dann einen in der Nähe stehenden Stein, Strauch ꝛc. benetzt. Er entledigt sich seines Urraths, selbst im gesunden Zustande, der Struktur seiner Gedärme nach, stets mit Zwange, und sucht sich hierzu gern einen Stein oder kahlen Platz aus. Er läuft fast immer in etwas zur Queer, wie man vorzüglich an dem gemeinen Haus- und Schäferhunde gewahr wird. Er schwitzt nie. Seine Ausdünstung geht durch die Zunge vor sich, daher er diese, wenn er erhitzt ist, hängen läßt und stark keucht. Wenn er ruht, so sitzt er entweder auf den Hinterfüßen, oder legt diese auswärts, und die Vorderfüße so vorgestreckt, daß er den Kopf dazwischen legen kann. In der Wärme oder Sonne streckt er alle Viere von sich, und legt sich auf die Seite; im Kühlen und des Nachts aber zieht er alle Viere an sich, krümmt den Rücken und steckt die Schnauze zwischen die Hinterbeine. Beym Niederlegen geht er erst zwey- oder dreymal im Kreise herum. Er schläft viel und sehr leise, und träumt *) dabey, welches man bey andern Thieren nicht bemerkt. Beym Erwachen gähnt er. Er hat Vorempfindungen des Wetters. So bald sich dieses ändert, pflegt er launisch, wie die Jäger sagen, wetterwendisch zu werden, frißt oft Tagelang nicht, ist träge und unlustig auf der Jagd, und sogar seine Witterung dann oft schwächer. Im Schlafe kollert es ihm zu

*) Was ein Hund bey Tage gesehen, gethan oder verrichtet hat, sagt Flemming, kommt ihm im Schlafe alles vor, so daß ihm die Phantasie recht ängstliche Träume verursacht, und er mit den Adern, Flechsen und andern Gliedern, oder Füßen zuckt, sich im Schlafe ordentlich bewegt und bellt.

zu solcher Zeit im Leibe. Auch zeigt sich mehrmalen der Bandwurm am Aas. Zuweilen frißt er bey Veränderung des Wetters Gras, welches er aber auch zuweilen bey anhaltend gutem Wetter, und zwar zur Reinigung des Magens — denn fast immer folgt Erbrechen darauf — thut. Seine Nerven sind äußerst reizbar und empfindlich. Die Töne der Blasinstrumente, vorzüglich des Waldhorns, und besonders die hohen scharfen Töne, ingleichen das Geläute der Glocken, machen einen sichtbaren Eindruck auf den Hund, reitzen ihn zum Heulen. Er bellt, wie man vielfältig gewahr wird, den vollen Mond an, vermuthlich weil dieser Anblick auf seine empfindlichen Augennerven wirkt. — Auch das Umrollen der Wagenräder, wie überhaupt jeder schnell vorübereilende Gegenstand reitzt ihn zum Anbellen und Nachlaufen. — Unbekannte, wie auch auffallend schlecht gekleidete Personen, Bettler z. B., bellt er an, besonders wenn er an der Kette gehalten wird. — Wenn er einen Menschen anfällt, und dieser mit einem Steine nach ihm wirft, so beißt er gewöhnlich in den Stein, weil er seine Wirkung aus vorhergegangenen ähnlichen Fällen kennt.

Die dem Hunde angenehmste Nahrung ist Fleisch, besonders halb verfaultes, daher er auch selbst im gezähmten Zustande gern den Aesern der Thiere, vorzüglich der Pferde nachgeht. Er kann aber auch, gezähmt, an andere Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche gewöhnt werden, und welche davon ihm am angemessensten und seiner Gesundheit am zuträglichsten sind, *) darüber werde ich mich weiter unten näher auslassen.

Die

*) Daß die sogenannten Krähenaugen (Nux vomica), ein amerikanisches Saamenkorn, den Hund, wie alle blindgebornen Thiere, tödtet, ist bekannt. Warum aber nur diese, da es andern dagegen nicht schadet, davon hat bis jetzt noch Niemand den eigentlichen Grund angeben können.

Die Hunde kommen, wie mehrere andere Thiere, blind zur Welt, und erhalten erst nach 10 bis 12 Tagen ihr Gesicht. Es ist dies aber, wie auch Goeze bey der Zergliederung der Hunde ausgemittelt hat, keine wirkliche Blindheit, sondern die Augenlieder sind nicht sowohl zusammengeklebt, als vermittelst eines zarten Häutchens an einander befestigt; dies zerreißt, so bald der obere Muskel des Auges Stärke genug bekommen hat, dieses Hinderniß zu heben und das Augenlied aufzuziehen. Goeze macht hierbey die Bemerkung, daß die Natur ihre eigene Absicht haben müsse, wenn sie den Jungen mancher Thiere nach der Geburth eine Zeitlang das Tageslicht entzieht. Vermuthlich geschiehet es, seiner Meinung nach, deshalb, um die Augen und die dazu gehörigen Theile erst recht stark werden zu lassen, sich bey einem zu blendenden Lichte gehörig zu bedecken, oder auch in der Dunkelheit gewisse electrische Eigenschaften zu bekommen, wie die Augen der Hunde, Katzen, Füchse und mehrerer Nachtthiere haben.

Der eben so allgemein bekannte, als sonderbare Umstand, wornach die Hunde bey der Begattung, nach vollendetem Zeugungsgeschäfte, noch eine Zeitlang zusammenhängen, ohne sich losmachen zu können, rührt von der ganz eigenen Bildung ihrer Zeugungstheile her, die als eine wirkliche Seltenheit der Natur anzusehen ist. Der Hund ist, außer dem auch bey andern Thieren im Zeugungstheile anzutreffenden Knochen, in der Mitte desselben mit schwammigen Körpern versehen, die, wenn das Glied steif wird, stark aufschwellen und wirkliche Wülste bilden, so wie sich denn bey der Hündin, welche unter allen Thieren die stärkste weibliche Ruthe (Clitoris) hat, ebenfalls eine hervorstehende Geschwulst zeiget, deren Aufschwellen beym Zeugungsgeschäfte den Hund nicht minder verhindert, sich loszumachen, welches dann auch nicht eher, als bis das Aufschwellen nachläßt, erfolgt. Der Hund kann bereits nach dem 10ten Monate sein Geschlecht fortpflanzen; in welchem Alter es aber,

aber, um eine gute Zucht zu erhalten, zuzulaſſen iſt, darüber wird weiter unten das Nöthige geſagt werden.

Von der Wartung der Hunde.

Wenn man das, was ich in der Naturgeſchichte der Hunde geſagt habe, genau erwägt, ſo wird man einräumen, daß die Natur dem Menſchen wohl nicht leicht ein angenehmeres und nützlicheres Geſchenk machen konnte, als da ſie ihm den Hund gab. Die ſeltenen Fähigkeiten dieſes merkwürdigen Thieres, ſeine Neigung und Anhänglichkeit für den Menſchen, ſeine uneigennützige Bereitwilligkeit ihm zu dienen, die Begierde, womit er ihm ſeine Dienſtleiſtung, ich möchte beynahe ſagen aufdringt, ſein Gehorſam, ſeine Treue — dies alles ſind Eigenſchaften, nach denen ihm mit Recht der oberſte Platz unter den Hausthieren gebühret. Auch iſt es der Mühe werth, ihn in ſeiner geſellſchaftlichen Verbindung mit dem Menſchen ein wenig näher zu betrachten.

Der aufmerkſame Beobachter findet hier einen neuen Beweis, wie wenig das launige Glück ſeine Gunſtbezeugungen nach Verdienſt austheilt. Es ſcheint in der That, daß dieſe eigenſinnige Göttin es ſich nun einmal zum Geſetz gemacht hat, nur immer den Dummkopf und Taugenichts zu ihrem Liebling zu wählen. Dies trifft ſogar beym Hunde zu. Die unthätigſte und untauglichſte Gattung dieſes ſonſt ſo ſchätzbaren Thiergeſchlechts iſt offenbar der ſogenannte Schooßhund. — Allein man ſehe nur an, was dieſer faule Tagedieb für ein üppiges Leben führt. Er wohnt in bequemen ſchön geputzten Zimmern, ſchläft auf weichen Federbetten, ſpeiſt auf Silber und Porcellan, mäſtet ſich mit den auserleſenſten Leckerbiſſen, fährt in Kutſchen, beſucht Geſellſchaften, Schauſpiel und Promenade, lebt mit einem Worte ganz das Schlaraffenleben des Müſſiggängers vom

Stan-

Stande, *) unterdessen daß der größte Theil seiner ohne allen Vergleich verdienstvolleren Verwandten, und vorzüglich derjenige, der gewissermaaßen die Classe der Geschäftsleute und Künstler unter den Hunden konstituirt, entweder im Elende schmachtet, oder doch für seine nützlichen und zum Theil wichtigen Dienste weder verhältnißmäßig belohnt noch geschätzt wird.

Man nehme nur den rüstigen Schäferhund, ihm gebührt als Stamm- und Ahnherr der gesammten Hunde-Familie **) von Rechtswegen der oberste Rang, und doch ist er gerade am wenigsten geachtet. Nie darf er ungestraft die Wohnsitze der Reichen und Vornehmen betreten. Da ihm im Gegentheil das Loos zu Theil ward, der niedrigsten und ärmsten Klasse des Landvolks zugesellt zu werden, so führt er auch unter dieser ein mühseliges kummervolles Leben. Er wagt Leib und Leben für die Sicherheit der ihm anvertrauten Heerde, hält unter dieser Policey und Ordnung aufrecht, und genießt dafür magere Kost, schlechtes und unreinliches Obdach, harte unglimpfliche Behandlung. Der herzhafte Bullenbeißer, von dessen Wachsamkeit gar oft das Wohl einer ganzen Familie abhängt, verseufzt den trübseligen Tag bey sparsamer Beköstigung, gleich dem Galeerensclaven, an der schweren eisernen Kette, bringt die einsam durchwachte Nacht in lauten Klagen über seinen jammervollen Zustand hin. Der emsige und unverdrossene Jagdhund, das Wort gilt hier in seinem weitesten Umfange, der seine ausgezeichneten

*) „Ja es betrübet sich wohl manch," sagt Flemming in seinem deutschen Jäger, „mancher Liebhaber der Hunde, zumal das „liebe Frauenzimmer, wenn ihr Schoßhündchen, ihr Perl„chen, krank wird, da es denn gewartet und oft besser, als „ein armer Mensch, gepflegt, auch, so es stirbt, mit vielen „Thränen beklagt und wohl gar begraben wird."

**) Dafür hält ihn wenigstens Büffon, wie der Leser aus der Naturgeschichte der Hunde gesehen hat.

neten Talente einzig und allein zum Nutzen und Vergnügen seines Herrn anwendet, der diesen nicht selten in vollem Sinne des Worts ernährt und bekleidet, wird von ihm größtentheils mit schändlichem Undank und mit unmenschlicher Härte behandelt. Er ist bey der schon an und für sich höchst ermüdenden und beschwerlichen Ausübung seiner Dienstpflicht bald dem Ungemach der Witterung, bald der schmerzhaften Züchtigung seines grausamen Herrn ausgesetzt. Wenn er abgemattet heimkehrt, darf er, statt auf Pflege und Erquickung, oft kaum auf hinlängliche Sättigung rechnen, und doch erträgt er dieses alles mit einer unüberwindlichen beyspiellosen Geduld ohne Murren, bis seine thierischen Kräfte durch eine ungebührliche Anstrengung erschöpft sind, und sein undankbarer Herr — für den er sich aufopferte, dem er aber nun zur Last wird — ihn der ehrlosen Hand des Henkers überliefert, oder ihm höchstens die Ehre erweiset, ihn selbst aus der Welt zu schaffen.

Ich muß nun leider eingestehen, daß diese wahrlich nicht übertriebene Schilderung den Jäger in keinem vortheilhaften Lichte zeigt. Der Vorwurf von Härte und Grausamkeit, den man ihm gemeinhin zu machen pflegt, läßt sich im Allgemeinen weder abläugnen noch rechtfertigen. Es versteht sich inzwischen von selbst, daß hier vom großen Haufen und im Grunde wohl nur von der mindern Volksklasse der Jäger die Rede ist, von dessen Erziehung und Sittenbildung sich freylich nichts Besseres erwarten läßt. Ueberhaupt ist, wie ich hier im Vorbeygehen bemerke, die Art und Weise, wie der gemeine Mann nicht bloß mit dem Hunde, sondern auch mit andern Hausthieren umgeht, wahrhaft empörend. Sie grenzt nicht selten in eben dem Grade an Barbarey und Grausamkeit, als sie hinwiederum, wie man ebenfalls nicht abläugnen kann, bey dem gesitteteren Theil der Menschen hin und wieder in Empfindeley ausartet, und es wäre nur wünschenswerth, daß unter den vielen Schriftstellern, die heutiges Tages ihre Federn für Aufklärung und Menschenbil-

dung in Bewegung sehen, es einer oder der andere der Mühe werth halten mögte, seinen Mitbürgern über diesen wahrlich nicht geringfügigen Gegenstand ein Wort ans Herz zu legen, und ihnen über das eigentliche Verhältniß zwischen Mensch und Thier richtigere und einem denkenden Wesen angemessenere Begriffe und Gesinnungen einzuflößen.

Ich komme von dieser kleinen Ausschweifung, die mir der Leser hoffentlich verzeihen wird, zu dem eigentlichen Gegenstande des gegenwärtigen Artikels, zu der Wartung der Hunde.

Daß hier nur einzig und allein von denjenigen Hunden, die zur Jagd und zwar zur kleinen Jagd gebraucht werden, die Rede ist, versteht sich von selbst.

So wie nun das, was ich darüber anführen werde, auf alle hieher gehörigen Hunde im Allgemeinen anwendbar ist, so werde ich auch die etwannigen Modifikazionen da, wo ich von jeder Gattung insbesondere reden werde, angeben.

Der Jäger ist seinem treuen Gefährten, dem Hunde, nicht bloß nothdürftiges Obdach und kärglichen Lebensunterhalt, er ist ihm ein reinliches gemächliches Obdach, er ist ihm eine hinlängliche, mit seinem sauren Dienst in Verhältniß stehende Nahrung, er ist ihm, wenn ihm Unfälle oder Krankheiten zustoßen, Hülfe und Beystand schuldig. Der Jäger, der eines von diesen Dingen vernachlässigt, ladet nicht nur den wohlverdienten Vorwurf von Härte auf sich, sondern er handelt auch offenbar wider sein eigenes Interesse. Von einem schlecht genährten, nachlässig gepflegten, kraftlosen Hunde kann man weder körperliche Anstrengung, noch die zur Jagd unumgänglich nöthige Ausdauer erwarten, und wahrlich nur eigener Mangel kann dem Jäger zur Entschuldigung gereichen, wenn er hierunter das mindeste verabsäumt.

Der Jagdliebhaber wird mir also hoffentlich Dank wissen, wenn ich ihn mit allem demjenigen, worauf es bey der

der vollständigen Wartung des Hundes ankommt, bekannt mache. Daß ich bey der hierunter zu gebenden Anleitung vorzüglich auf solche Jagdliebhaber, die nicht etwa einen, sondern mehrere Hunde halten, und deren Lage und Wohnort schon eine gewisse Ausdehnung in ihren Jagdveranstaltungen gestattet, Rücksicht nehme, versteht sich von selbst. Derjenige, der die Jagd blos im Kleinen, oft nur mit einem einzelnen Hühnerhunde treibt, wird das, was für ihn mehr oder weniger anwendbar ist, ohne mein Zuthun herauszufinden wissen.

Vom Obdach der Hunde.

Wer mit Nutzen Hunde halten will, muß vor allen Dingen für einen sicheren, zweckmäßig eingerichteten Aufbewahrungsort Sorge tragen. Viele Jäger haben die Gewohnheit, ihre Hunde entweder ganz frey herum laufen zu lassen, oder sie in enge Stallungen einzukerkern. Eins taugt so wenig wie das andere. Im ersten Fall drängt sich der Hund in die Wohnhäuser ein, richtet Schaden und Unfug in den Küchen an, schleicht sich wohl gar in die Zimmer, gewöhnt sich, wenn er hier geduldet wird, an Stuben- und Ofenwärme, und wird naschhaft, träge und weichlich, oder er läuft in die Felder, fängt und würgt junge Haasen, wird den Gehägen und Wildbahnen nachtheilig, *) nimmt aber auch, sich selbst überlassen, Untugenden an, verliehrt Dreßur und Gehorsam, geräth an ungesunden Fraß, an räudige,

*) Es ist zwar, um diesen Nachtheil abzuwenden, in der Preußischen Jagdordnung, wie in mehreren auswärtigen, festgesetzt, den frey umhergehenden Hunden lange starke Knittel an den Hals zu hängen. So heilsam aber auch diese Anordnung an sich ist, so läßt sich doch nicht abläugnen, daß die in dieser Art gekniteltten Jagd- und Windhunde, besonders die

oft gar an wüthende Hunde, holt sich nicht selten Krankheit und Tod. Der in Ställen eingekerkerte Hund dagegen verliehrt den Muth und die Liebe zum Jäger. Ueberdruß und Langeweile machen ihn traurig. Mangel an Bewegung schwächt die Spannkraft seiner Sehnen und Gelenke. Die verschlossene, mit üblen Dünsten angefüllte Luft, die er in seinem Gefängnisse einathmet, wirkt nachtheilig auf seine Gesundheit und vorzüglich auf seine Geruchsnerven. Er verliehrt, mit einem Worte, Kraft, Schnelligkeit, Athem und Nase, und wird am Ende zur Jagd untauglich. Um allen diesen Uebeln vorzubeugen, ist es am gerathensten, die Hunde in einem sogenannten Zwinger aufzubewahren.

Von der Einrichtung eines Hundezwingers.

Ein Hundezwinger ist nichts anderes, als ein geräumiger, mit einer Mauer oder andern Einzäunung umschlossener, zur Aufbewahrung der Hunde bestimmter Platz, in dessen Bezirk sich zugleich die zum nächtlichen Aufenthalt und zum Ausruhen der Hunde erforderlichen Stallungen und Lagerstätten befinden. Wenn die Lage des Zwingers von eigener Wahl abhängt, so suche man einen Ort aus, wo die Morgensonne hintrifft. Sie ist jedem Thiere und vorzüglich auch dem Hunde wohlthätige Labung und Stärkung, und wie gerne er, besonders bey Eintritt des Frühjahrs, Plätze aufsucht, wo er sich sonnen kann, wird jeder wahrnehmen, der den Hund irgend aufmerksam beobachtet. Der Platz muß nicht zu beschränkt,

letzteren, zum Dienst unbrauchbar werden. Die Hunde nehmen, um dem schmerzhaften Stoß des Knittels zu entgehen, die Gewohnheit an, den Hals niedrig zu tragen und die Vorderfüße weiter, als die Hinterfüße, auseinander zu setzen, und es ist sehr begreiflich, daß sie dadurch am Ende steif und untauglich werden müssen.

schränkt, sondern von einer verhältnißmäßigen Größe seyn, damit es dem Hunde nicht an hinlänglichem Raum zur Leibesbewegung fehle. Man wähle, wo möglich, einen trockenen, ebenen, grasreichen Boden, wenn es seyn kann, eine Anhöhe. Auch nehme man, im Fall das Lokal es gestattet, auf einen Wasserbehälter Bedacht, der, wo möglich, in der Mitte des Platzes angelegt, und, wenn es ohne große Kosten geschehen kann, so eingerichtet werden muß, daß täglich frisches Wasser hereingeleitet werden kann, um den Hunden die nöthige Frischung und Abkühlung zu verschaffen. Der Hundestall muß ebenfalls geräumig, vor allen Dingen aber ja nicht zu niedrig seyn. In holzreichen Gegenden ist ein sogenanntes Blockhaus, oder ein von starken Planken errichtetes, mit einem tüchtigen Rohr- oder Strohdach versehenes und mit Moos verdichtetes Gebäude, jedem andern vorzuziehen. Es ist nicht allein dauerhaft, sondern schützt die Hunde auch in gleichem Grad vor großer Hitze als strenger Kälte, die ihnen beyde gleich nachtheilig sind. Der Fußboden, den man entweder ausbohlen oder mit breiten Ziegelsteinen pflastern läßt, muß von beyden Seiten nach der Mitte zu abhängig angelegt, in der Mitte aber eine Rinne zum Abfluß der Feuchtigkeiten angebracht werden. Die Eingänge müssen an der Abend- oder Morgenseite angebracht, die gegen Mitternacht und Süden belegenen Wände mit einer hinlänglichen Anzahl Schiebfenster versehen, der Zwinger sowohl als die Ställe täglich gereinigt, die letztern aber überdem oftmals gelüftet, auch zuweilen, und besonders bey feuchter trüber Witterung, mit Essig und Wachholderstrauch ausgeräuchert werden. Auch müssen die Schiebfenster mit Laden versehen seyn, um solche bey starker Hitze, ingleichem bey heftigen Nordstürmen verschließen zu können. Wie nothwendig dies alles sey, davon werde ich den Jagdliebhaber, da wo ich von den Krankheiten der Hunde reden werde, näher überzeugen. Man sorge für gute Lagerstätten, oder Lagerbänke, denen man eine Höhe von 12 — 16 Zoll über dem Boden geben kann,

und

und für reines trockenes Roggenstroh. Man gebe dieses nicht kärglich, sondern reichlich, und lasse es in der Regel wöchentlich einmal, in der Jagdzeit, wo die Hunde oft vom Regen und Schnee durchnäßt nach Hause kommen, einen Tag um den andern wegnehmen und frisches an die Stelle legen. Nichts ist der Gesundheit und vorzüglich auch der Nase des Hundes nachtheiliger, als eine unreinliche und feuchte Lagerstätte, und wie sehr dadurch die Vermehrung des Ungeziefers begünstigt wird, ist ohnehin bekannt. Auch auf diesen Umstand sey der Jagdliebhaber aufmerksam, und halte es ja nicht für überflüssig, die Hunde öfters waschen und kämmen oder striegeln zu lassen. Reinlichkeit ist bey jedem Hausthiere die Grundlage der Wartung und Pflege; sie beugt nicht selten Krankheiten mancher Art vor, und kann auch in dieser Absicht nie genug empfohlen werden. Man umschließe den Zwinger mit einer sichern Einzäunung von hinlänglicher Höhe. Man wird gut thun, wenn man an der Mittagsseite eine Abdachung anbringt, damit die Hunde bey großer Hitze auch außerhalb den Ställen Schatten finden und ausruhen können. Ein Staketenzaun ist in mancherley Betracht jeder andern Umschließung vorzuziehen. Die Hunde sind weniger isolirt und können leichter beobachtet und unter Aufsicht gehalten werden.

Von der Nahrung der Hunde.

Gut ausgebackenes Roggenbrod ist ohnstreitig das gesündeste und kräftigste Nahrungsmittel für Jagdhunde aller Art. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß diese Fütterung für Jemand, der viele Hunde hält, mit nicht geringen Kosten verknüpft ist. Ungleich wohlfeiler ist die Fütterung mit Haferschroot; auch ist sie, vorausgesetzt, daß der Hafer rein und mehlreich ist, gesund und nahrhaft. Gerstenschroot ist für die Hunde zu schwer, und pflegt zu Verstopfungen Anlaß

zu geben. Wenn man nahe an Städten, wo Schlachthöfe sind, wohnt, und ohne große Kosten Schaafbeine erhalten kann, so lasse man diese abkochen und das Haferschroot mit der heißen Brühe abbrühen. Auch diese Fütterungsart ist anzurathen. Einige Jäger pflegen die Schaafbeine klein zu schlagen, und mit in die Fütterung zu nehmen. Diese Gewohnheit ist aber höchst tadelnswerth. Es befinden sich unter den zerschlagenen Schaafbeinen viele äußerst spitzige scharfe Knochen, und man begreift leicht, daß der Hund diese weder ohne Gefahr herunter schlucken noch verdauen kann. Ein einziger ist genug, um den Hund tödlich zu verletzen, und erfahrne Jäger werden mir Recht geben, wenn ich vor dieser Fütterung warne. Beym Einbrühen des Futters sehe man darauf, daß das Wasser oder die Brühe siedend heiß aufgegossen, und das Eingebrühte tüchtig eingerühret werde, bis es hinlänglich erweicht, und die Fütterung einem Brey oder Mus ähnlich ist. Man lasse sie aber nie eher den Hunden reichen, bis sie nicht zu einem Grad der Lauwärme abgekühlt ist. Man sey hierunter ja vorsichtig. Heiße Fütterung ist den Hunden höchst schädlich. Sie leiden an der Nase, werden oft wüthend, zuweilen Lungensüchtig, magern ab und kommen nie wieder zu Kräften. Nicht minder nachtheilig sind alle fette, stark gesalzene oder gewürzte Nahrungsmittel. Sie geben zur Verderbniß und Fäulniß der Säfte, zur Räude, ja wohl gar zur Tollwuth die nächste Veranlassung, und man muß sie sorgfältig vermeiden.

Es haben zwar viele Jäger die Gewohnheit, die Hunde nur einmal des Tages zu füttern. Es ist aber ganz unstreitig besser, wenn man das den Hunden für den Tag bestimmte Futter dergestalt mittheilt, daß ihnen die eine Hälfte etwa um 6 Uhr Morgens und die andere Abends zur nehmlichen Stunde gereicht wird. Die Hunde übernehmen sich weniger beym Fraß und verdauen besser. Es muß nur immer so viel auf einmal eingebrühet werden, als den Hunden

den für den Tag zugedacht ist. Den etwanigen Ueberrest für den folgenden Tag aufzuheben, taugt nicht. Das über Nacht in den Gefäßen aufbehaltene Futter wird sauer, es ist überdem durch den Geifer der Hunde verunreinigt, und darf ihnen unter keinem Vorwande zum zweytenmal vorgesetzt werden. Daß die Gefäße, in denen das Wasser gekocht und die Fütterung zubereitet wird, äußerst rein gehalten und sowohl vor als nach der Fütterung sorgfältig ausgewaschen werden müssen, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. An Jagdtagen müssen die Hunde, besonders wenn man früh ausziehet, nie vorher, sondern erst dann, wenn sie von der Jagd kommen, abgefüttert werden. Ein kurz vor der Jagd gefütterter Hund ist nicht nur träge sondern wittert auch schwächer. Jeder Jagdliebhaber kann hierunter Erfahrungen anstellen, wenn er nur z. B. seinen Hühnerhund gleich nach der Fütterung ins Feld führt. Er wird sowohl in der Suche, als Nase des Hundes, eine sichtbare Veränderung wahrnehmen. Eben so wenig darf dem Hunde, unmittelbar nach der Zurückkehr von der Jagd, das Futter gereicht werden. Man warte wenigstens eine halbe Stunde, — und wenn der Hund sehr erhitzt und abgemattet ist, auch länger, und füttere ihn nicht eher, als bis er sich hinlänglich ausgekühlt und erholt hat. Die Hunde müssen während der Zeit, da sie den Fraß zu sich nehmen, nicht allein gelassen werden. Es muß Jemand zugegen seyn, der darauf siehet, daß der stärkere nicht den schwächern verdränge und kein Zank unter ihnen entstehe. Man sorge vor allen Dingen dafür, daß es den Hunden nie an Wasser fehle. Es ist dies vorzüglich bey großer Hitze und strenger Kälte nothwendig. Wassermangel ist mit die nächste Gelegenheit zur Tollwuth. Man verlasse sich hierunter nicht auf das Gesinde, sondern sehe selbst nach, und dringe ernstlich darauf, daß den Hunden in der Regel täglich einmal, und bey starker Sommerhitze oder Winterfrost mehrmahlen des Tages frisches Wasser vorgesetzt werde. — Die Hunde mit Luder zu füttern, taugt nicht. Sie werden träge, verliehren

liebren gern die Nase und man läuft, besonders wenn das Luder von krankem erschlagenen Viehe ist, Gefahr, daß sie toll werden, nicht zu gedenken, daß Jagdhunde, die mit Luder gefüttert werden, gar oft, wenn man sie auf die Jagd nimmt, und sie Aas in der Nähe wittern, die Jagd verlassen; und das Vergnügen des Tages vereiteln.

Von Erziehung junger Hunde.

Daß der Jagdliebhaber aller sorgfältigen Pflege und Wartung ungeachtet, nicht hin und wieder Verlust und Abgang unter seinen Hunden haben sollte, ist unvermeidlich. Entweder es wird einer oder der andere Alters, oder zufälliger Gebrechen halber, ausgemerzt und verabschiedet werden müssen, oder es werden sich trotz aller Vorsicht Krankheiten einschleichen und diese, wie andere unvorherzusehenden Vorfälle, manchen Abgang unter den Hunden zuwege bringen. Um diesen ersetzen zu können, wird der Liebhaber auf eine verhältnißmäßige Zucht bedacht nehmen müssen, so aber es ihm auch hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich ihm eine Anleitung zu einer zweckmäßigen Anziehungsmethode mittheile. Vorausgesetzt nun, er ist bereits im Besitz einiger guten fehlerfreyen Stammhunde — wie diese beschaffen seyn müssen, werde ich bey jeder Gattung insbesondere angeben — so kommt es zuerst und vorzüglich darauf an, daß er, wenn sich unter der weiblichen Klasse Begattungstriebe einstellen, eine schickliche Auswahl unter der männlichen zu treffen, und jeder Verliebten, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, den für sie passenden Liebhaber zuzuführen verstehe. Es herrscht unter den Jägern die beynahe allgemein angenommene Meynung, man müsse eine Hündin nie mit einem ihr zu nahe verwandten Hunde belegen; fragt man nach der Ursache, so wissen sie entweder gar keine, oder doch höchstens nur sehr seichte und unzulängli-

chen

lichen Gründe anzugeben. Büffon und andere Naturkündiger erwehnen hierüber gar nichts. Der bekannte Schriftsteller Heppe, dessen aufrichtiger Lehrprinz, der vieler darin vorkommenden in einem weitschweifigen und zum Theil abentheuerlichen Stil vorgetragenen Alfanzereyen ungeachtet, noch immer als die vollständigste und beste Anweisung zu Erziehung der Hunde, unter den ältern Schriften dieser Art angesehen werden kann, gedenkt dieses Umstandes mit keinem Worte, und unter denen mir bekannt gewordenen Schriftstellern neuerer Zeiten habe ich blos einen gefunden, der jener Meynung beytreten zu wollen scheint. Der ungenannte Verfasser der im Jahr 1792. zu Braunschweig herausgekommenen, und in manchem Betracht allerdings schätzbaren Anleitung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes, sagt, in dem §. 2. des ersten Abschnitts, es sey nicht gut eine Hündin mit einem ihr zu nahe befreundeten Hunde, als eine Mutter mit ihrem Sohne, einen Bruder mit seiner Schwester zu belegen (begatten). Die Ursache, fährt er fort, sey wohl darin am meisten zu suchen, daß nemlich Hunde aus einer Familie die körperlichen Schwächen, wozu sie bestimmt sind, unter sich fortpflanzen und ihren Abkömmlingen eigen machen, dagegen die Begattung mit einem Hunde von fremder unbefreundeter Race jene erblichen Anlagen zu gewissen Schwächen sehr mindern, oder solche, wenn sie noch nicht bey der Race tief eingewurzelt sind, gänzlich heben wird.

Ich gestehe nun offenherzig, daß wenn dies der einzige, und wie es nach der Aeusserung des Verfassers scheint, der Hauptgrund seyn soll, warum die Begattung zwischen zu nahe befreundeten Hunden nicht gut ist, diese Meynung noch immer auf schwachen Füßen steht. Das, was der Verfasser von dem Einfluß der Verwandschaft auf die Fortpflanzung körperlicher Schwächen sagt, daß diese leztern sich nehmlich weit eher und leichter unter befreundeten als unbefreundeten fortpflanzen, ist an sich sehr wahr und richtig. Sobald

bald die Existenz gewisser angeerbter Schwächen und Fehler nicht abgeleugnet werden kann, so ist es auch in die Sinnen fallend, daß die Schwächen sich bey dem Zeugungsgeschäfte in einem weit größerem Maaße der Frucht mittheilen, wenn beyderseits Eltern, und dies ist der Fall bey befreundeten Hunden, als wenn nur ein Theil, und dies ist der Fall bey unbefreundeten, damit behaftet sind. Dies alles zugegeben aber, so hat es doch auf den vorliegenden Fall auch nicht die mindeste Anwendung. Einmal ist die vorausgeschickte Behauptung nicht unter der Voraussetzung des besondern Falles, da nehmlich eine Race mit körperlichen Schwächen behaftet wäre, erfolgt, und der angegebene Grund paßt schon an und für sich nicht. Dann ist aber auch nicht von der Begattung zwischen befreundeten, sondern in engerm Verstande des Worts an der zwischen zu nahe befreundeten Hunden und zwar namentlich von der zwischen Mutter und Sohn, Bruder und Schwester, die Rede. Es ist dann doch ein himmelweiter Unterschied, wenn ich behaupte, es ist nicht gut befreundete Hunde, und wenn ich sage es ist nicht gut zu nahe befreundete Hunde zu begatten. Das erste hat auf die ganze Race ohne Ausnahme, das letztere einzig und allein auf den näheren Grad der Verwandschaft Beziehung. Ob und in wie weit dieser letztere nun bey dem Zeugungsgeschäfte einen besondern, für sich allein bestehenden Einfluß hat, dies ist einzig und allein das Räthsel, das der Verfasser lösen muß, wenn anders seine Behauptung und so auch die allgemeine Jägersage im engsten Verstande des Worts Grund hat. Daß dieser wesentliche Umstand aber, durch das, was der Verfasser hierüber beybringt, nicht im mindesten aufgeklärt wird, liegt am Tage. Angenommen, es sey hier würklich von fehlerhaften mit körperlichen Schwächen behafteten Hunden die Rede. Ist die ganze Race durchweg fehlerhaft, so taugt ja der Oheim und der Vater eben so wenig als der Bruder und der Sohn. Es war mithin entweder zwecklos, blos vor der Begattung zwischen Mutter und Sohn, Bru-

der

der und Schwester zu warnen, oder führt diese noch ausserdem einen für sich allein bestehenden besondern Nachtheil mit sich, nun gut, so beweise man diesen. Wie nun aber, wenn etwa nur einzelne Glieder der Familie mit jenen körperlichen-Schwächen behaftet, wenn etwa gerade der Bruder und Sohn davon befreyt, und dagegen die entfernteren Verwandten damit behaftet sind, worin ist dann die Ursache zu suchen, die der Begattung zwischen Mutter und Sohn, Bruder und Schwester im Wege steht, und wie nun endlich, wenn die Race durchaus gut und rein, wie wenn ihr nun noch überdem statt körperlicher Schwächen, ausgezeichnete Körper- und Geistesvorzüge eigen sind? Alsdann wird ja der Fall gerade umgekehrt, die Begattung zwischen befreundeten Hunden wird sodann, und davon bin ich auch fest überzeugt, nicht nur nicht nachtheilig, sondern vielmehr vortheilhaft, und ist der besondere nähere Einfluß des engeren Grades der Verwandschaft, an den ich hinwiederum nicht glaube, gegründet, sodann die Begattung zwischen Mutter und Sohn, Bruder und Schwester nicht nur nicht zu mißbilligen, sondern im Gegentheil in einzelnen Fällen wenigstens, d. J. wenn die Race, in deren Besitz man ist, nicht nur fehlerfrey, sondern auch überdem ausgezeichnet gut ist, anzurathen seyn. Wie ungegründet übrigens jene Sage, als ob die Begattung zwischen befreundeten Hunden Nachtheil mit sich führe, ist, dies kann ich, wenn man mir sonst Glauben beymessen will, aus eigener vieljähriger, und auf eine sorgfältige aufmerksame Beobachtung beruhender Erfahrung darthun. Ich bin seit mehr dem dreyßig Jahren in dem Besitz einer vorzüglichen Hühnerhunderace, ich habe bey den vorkommenden Begattungen den Grad der Verwandschaft so wenig zu Rath gezogen, daß ich im Gegentheil oft und mehrmalen, vorausgesetzt, das Subjekt war tauglich, eine Mutter mit ihrem Sohne, eine Tochter mit ihrem Vater u. s. w. verknüpft habe. Und doch ist mir bis jetzt noch nicht ein einziger Fall vorgekommen, der mir die entfernteste Veranlassung gegeben hätte

ist, diese Verfahrungsart für schädlich zu halten. Ich habe aus der Begattung zwischen nahen und entfernten Verwandten, — Hunde aus fremden Racen habe ich absichtlich einzumischen vermieden, — bald treffliche, bald mittelmäßige Hunde gezogen, die Ursache dieser Verschiedenheit aber bey sorgfältiger Untersuchung immer in der individuellen Beschaffenheit der Eltern, nie in dem Grad der Verwandtschaft auffinden können. Und nun das Resultat von diesem Allem? Meiner Ueberzeugung nach kein anderes, als das, daß nehmlich die individuelle Beschaffenheit der Race einzig und allein es bestimmen muß, ob befreundete, die individuelle Beschaffenheit der einzelnen Glieder dagegen, ob nahe befreundete Hunde mit einander verknüpft werden dürfen. Ist die Race gut, hat sie noch überdem vorzügliche Körper und Geisteseigenschaften, so ist die Einmischung von Hunden fremder Race nicht nur unnütz sondern zuweilen geradehin schädlich, dagegen sie hinwiederum, und hier muß ich dem Verfasser Recht geben, auf den Fall, daß die Race schlecht ist, allerdings dazu dienen kann, die ihr beywohnenden Körperschwächen und Fehler nicht nur zu mildern, sondern vielleicht gar zu heben. Man sey auf den ersten Fall, wenn die Race gut ist, über den näheren oder entfernteren Grad der Verwandschaft unbesorgt, und sehe nur immer darauf, ob das individuelle Subjekt tauglich oder untauglich ist. Hat der Bruder ausgezeichnete Vorzüge, so wähle man diesen, man lasse ihn weg, wenn er weniger als der Oheim taugt. Daß das Alter der zu belegenden Hündin sowohl, als des Hundes, den man ihr zugesellt, ein wesentlicher Umstand ist, auf den man Rücksicht nehmen muß, leidet keinen Zweifel. Der Verfasser des Aufsatzes, von der Erziehung eines jungen Hühnerhundes, behauptet mit großem Recht, man müsse eine Hündin nie vor dem dritten Jahre belegen, weil sie nur dann erst alle diejenigen körperlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten erlangt hat, die zu einer tauglichen Mutter erforderlich sind. Er sagt weiter sehr wahr und richtig, man müsse eine junge

Hündin

Hündin nie mit einem zu alten Hunde begatten, weil diese Vermischung dem Feuer und der Lebhaftigkeit der Jungen Eintrag thut. Ich unterschreibe diese Meynung sehr gern und begnüge mich nur noch folgende, das Alter der Hunde betreffende Bemerkungen hinzuzufügen.

Man verknüpfe eine alte Hündin, wenn man es vermeiden kann, nie mit einem alten Hunde, sondern gebe einer alten Hündin vielmehr einen jungen, kräftigen Hund, weil sonst die Abkömmlinge ebenfals schwach und träge ausfallen. Der Hund muß wenigstens zwey Jahre alt seyn, ehe er zugelassen wird. Man begatte ihn aber alsdann, mit einer vier, fünfjährigen Hündin, nie aber mit einer solchen, die zum erstenmale belegt wird. Man suche für diese letztere ebenfalls einen vier, fünfjährigen, und zwar den besten Hund unter der Race aus. Heppe hat nicht unrecht, wenn er in seinem Lehrprinz behauptet, dieser Umstand habe Einfluß auf die Nachkömmlinge. Die Erfahrung bestätigt allerdings, daß Hunde zurückschlagen, und nicht selten einer oder der andere dem Großvater, ja oft dem Eltervater ähnelt. Ob dieses aber so weit geht, daß der vorerwehnte Fall, wie Heppe versichern will, selbst dann eintritt, wenn eine solche Hündin in der Folge unrein belegt wird, getraue ich mir nicht zu behaupten. Auf das Temperament nehme man vorzüglich mit Rücksicht. Man begatte nie zwey Hunde von gleichem Temperament. Man suche für eine pflegmatische Hündin einen feurigen, für eine choleriſche einen minder feurigen Hund aus, und so umgekehrt. Alle diese Vorsichtsregeln haben ihren guten physischen Grund und dürfen nicht aus der Acht gelassen werden, wenn die Race nicht ausarten soll. Auch die Meynung gehört unter die unerwiesenen Jägersagen, daß der erste Wurf von einer Hündin nichts taugt. Dies hat nur auf den Fall Grund, da die Hündin etwa zu jung belegt wird, dann ist aber die Untauglichkeit der Jungen nicht darin, weil es der erste Wurf ist, sondern in dem Alter der

Mut-

Muster zu suchen. So bald diese den vollständigen körperlichen Wachsthum und Ausbildung, und mit einem Wort das dritte Jahr erreicht hat, sey man wegen der Tauglichkeit des ersten Wurfs unbekümmert. Die Kennzeichen des Begattungstriebes äußern sich bey einer Hündin zuerst dadurch, daß sie die Hunde liebkoset, sich an sie schmiegt, sich mehr wie gewöhnlich mit ihnen herum jagt. Die Gebärmutter (die Schnalle) schwillt an, und es ist Zeit sie abzusondern. Man sperre sie wo möglich in eine von dem Zwinger abgelegene Stallung. Man lasse aber den für sie bestimmten Hund nicht eher zu ihr, als bis sie färbt, oder mit andern Worten Blut netzt. Die erste frühere Absonderung geschieht blos, um Zank und Raufen unter den Hunden zu vermeiden. Die spätere Zulassung des Hundes deshalb, weil sich dieser sonst zwecklos abmattet. Eine dreymalige Begattung ist, vorausgesetzt, daß die Hündin den Hund wirklich angenommen hat, hinlänglich. Man nehme sodann den Hund von ihr, lasse aber die Hündin nicht eher unter die andern Hunde, bis man sich nicht überzeugt hat, daß die Hitze, die neun bis eilf Tage zu dauern pflegt; völlig vorbey ist. Es ist nicht gleichgültig zu welcher Jahreszeit man eine Hündin belegt. Die alberne Träumerey, die Kalenderzeichen betreffend, zu widerlegen, halte ich dagegen nicht der Mühe werth, weil hieran wohl ohnehin kein vernünftiger Mensch zu unseren jetzigen Zeiten mehr glauben dürfte. Die Monathe Februar, März und May sind für das hiesige Klima zur Begattung der Hunde die schicklichsten. Da eine Hündin 9 Wochen geht, so kommen alsdann die Jungen zu einer Jahreszeit, wo die Witterung weder zu rauh noch zu heiß, und es mithin leichter ist sie aufzubringen, als wenn sie früher oder später jung werden. Eine Hündin wird mehr denn einmal im Jahre hitzig. Wenn sich dies zu einer ungelegenen Zeit ereignet, so ist kein ander Mittel als die Hündin nach dem Jägerausdruck verliegen zu lassen. Man sondere sie auf diesen Fall frühzeitig ab, weil sonst die Hitze durch den Umgang mit den Hunden vermehrt

mehrt wird. Es ist nicht zu leugnen, daß es zuweilen, und besonders zur Sommerszeit bey großer Hitze, gefährlich ist, eine Hündin verliegen zu lassen. Es giebt Gelegenheit zur Tollwuth und man hat Beyspiele von Fällen dieser Art. Es kommt jedoch hier mit auf das Temperament der Hündin, und ob sie mehr oder weniger feurig, sanguinisch oder phlegmatisch ist, an.

Heppe schlägt vor, man solle einer Hündin, die zur unschicklichen Zeit hitzig wird, 9 Tage hintereinander 9 Pfefferkörner in einem Stück ungesalzener Butter zu verschlucken geben. Dies, sagt er, dämpft die Hitze, so wie es dagegen, wenn eine Hündin belegt ist, unmittelbar darauf gegeben, die Frucht abtreibt, bey einer Hündin, die sich noch nie gestrichen (begattet) hat aber, ein Mittel wird, daß sie nie einen Hund annimmt. Ich habe es in keinem der vorangezeigten Fälle versucht. Nur kommt es mir unwahrscheinlich vor, daß der Pfeffer, der seiner Natur nach hitzig ist, als ein kühlendes Mittel anwendbar seyn sollte. Meiner Erfahrung nach, kann man die Hitze dadurch beträchtlich mindern und sie weniger gefahrvoll machen, wenn man einer solchen Hündin gleich Anfangs ein Reinigungsmittel reicht, ihr dann und wann eine mäßige Portion Schießpulver in den Hals schüttet, sie kärglicher als gewöhnlich füttert, und ihr täglich eine Schaale voll saurer Milch zur Auskühlung vorsetzt. Oder man gebe ihr und zwar einer Jagd- oder Hühnerhündin, 6 bis 8 Gran, einer Dachshündin 3 bis 5 Gran Kampfer in Brod gehüllt, und wiederhohle die Gabe, wenn keine Wirkung erfolgt, dagegen das Reinigungsmittel alsdann fort bleibt. Hat man demungeachtet Besorgnisse, daß das Verliegen schädlich werden könnte, so ist es am besten einen Hund zuzulassen, und die Jungen nachmals fortzuwerfen. Es muß indessen das letztere unmittelbar nach dem Ausschütten (Abwölfen) und ehe die Jungen angesogen haben, geschehen, weil sonst das Gesäuge durch den Zufluß der Milch aufschwillt, dies aber zu

Kno-

Knoten, Verhärtungen und anderen nachtheiligen Zufällen Anlaß giebt. Um diesen letzten vorzubeugen und zugleich das Aufschürzen des herunterhängenden Gesäuges zu befördern, kristen Umschläge von Hefen, schwarzer Seife, kaltem Wasser, Bähungen mit heißem Essig, ingleichen Reinigungsmittel sehr gute Dienste, und es wird über die Anwendung dieser Mittel in dem weiter unten vorkommenden besondern Artikel, von den Zufällen und Krankheiten trächtiger und säugender Hündinnen, eine nähere Auskunft erfolgen.

Wenn die Zeit der Ausschüttung nahe ist, so schone man die Hündin auf der Jagd, man hüte sie vor Erhitzung und körperlicher Beschädigung. Auch sondere man sie wiederum ab und bereite ihr einige Tage vorher ein bequemes Lager. Man füttere sie allein und reiche ihr, wenn man Gelegenheit hat, eine bessere und kräftigere Nahrung wie die, die sie gewöhnlich erhält, und zwar drey, ja wenn sie entkräftet ist, mehrmalen des Tages. Sobald sie ausgeschüttet hat, wähle man, im Fall man nicht den ganzen Wurf behalten will, diejenigen aus, die man aufzuziehen willens ist.

Eine Hündin wirft 8, 9, ja zuweilen mehrere Junge auf einmal. Ich weiß sogar ein Beyspiel von einer Hündin, die 17 Junge warf. Ob und wie viele sie ernähren kann, hängt von ihrer körperlichen Beschaffenheit und von der Fütterung ab. Es ist aber auf jeden Fall ausgemacht, daß die Jungen stärker werden und die Mutter weniger von Kräften kommt, wenn eine geringe Anzahl, als wenn viele liegen bleiben. Wenn die Hündin kräftig, nicht zu jung ist, und gut genährt wird, kann man unbedenklich 4 bis 6, und nur wenn es Noth thut, mehrere liegen lassen. Man stößt hier wiederum auf eine Jägersage, die die Auswahl der Jungen betrifft. Die Jäger behaupten nämlich, der beste und vorzüglichste Hund aus dem ganzen Wurf sey der, den die Hündin, wenn man die Jungen aus dem Lager nimmt,

zuerst zurück trägt. Um sich von dem Ungrund zu überzeugen, darf man die Probe nur einigemal wiederholen, und man wird bald gewahr werden, daß die Mutter einmal diesen, einmal jenen zuerst aufnimmt. Andere halten den Erstgebornen, andere hinwiederum den für den besten, der sich unter den andern immer zunächst an die Mutter, und wie sie hinzufügen, an ihr Herz drängt. Mag man mich nun immer für ungläubig halten. Da ich den physischen Grund von allen diesen Proben nicht einsehe, so sind und bleiben sie mir zweydeutig. Ich wähle den oder die Hunde, die nach dem äußerlichen Ansehen den stärksten und vorzüglichsten Körperbau haben, und die in Absicht auf Zeichnung dem Vater oder der Mutter, je nachdem er oder sie Vorzüge hat, am mehresten ähnlich sind. Trifft man einen oder mehrere unter dem Wurf, die nach einem berühmten Vorfahren zurückgeschlagen sind: so verdienen diese allerdings vorzüglich aufbehalten zu werden.

Einige Jäger halten die sogenannten Luchsklauen, und vorzüglich die gedoppelten, für ein gutes Abzeichen: so wie denn einige gar der Meinung sind, daß dergleichen Hunde nicht toll werden. Mir ist dies Abzeichen blos als etwaniges Aehnlichkeitsmerkmal des Vaters, oder eines andern Vorfahren schätzbar. Zuweilen ereignet es sich, daß die Jungen todt zur Welt kommen. Sowohl dieser als andere Zufälle machen oft der Hündin das Gebähren sauer. Man hat verschiedene Mittel, um das Gebähren zu befördern. Man stoße z. B. einen sogenannten Haasensprung (den kleinen Knochen, den man in den Hinterläufen des Haasen an dem untersten Gelenke antrifft) zu Pulver, und gebe dieses der gebährenden Hündin in warmer Kuhmilch, oder man nehme Beyfuß, gestoßenen Safran und den Blumenstaub aus einer weißen Lilie, von jedem eine Messerspitze voll, und vermische dieses mit einem halben Loth eines aus den Blumen und Zwiebeln einer weißen Lilie abgezogenen Wassers, und gebe dieses zu zwey gleichen Theilen in einem Zwischenraum

raum von einer Stunde. Ich habe beydes versucht und gut befunden. Zuweilen schwillt die Gebährmutter ungewöhnlich an, und auch dieser Umstand erschwert das Ausschütten. Wenn man auf diesen Fall die Gebährmutter mit Lohröl bestreicht, so pflegt sich die Geschwulst bald zu legen.

Man gebe einer Hündin unmittelbar, besonders wenn sie entkräftet ist, etwas Fleischbrühe mit hausbacken Brodt und einer Beymischung von Leinöl, etwa einen Eßlöffel voll. Das letzte dient bey etwanniger innerer Verletzung als Heilungsmittel. Auch gebe man ihr dann und wann ein Stück in frischer Kuhmilch erweichtes hausbacken Brodt mit Erbsenmehl bestreut. Es vermehrt die Milch und befördert den Zufluß. Man halte die Lagerstätte sorgfältig rein und trocken, und wechsele täglich das Stroh. Man sey aber auch auf folgende Umstände aufmerksam. Es giebt besonders unter den Dachshunden hin und wieder Mütter, die, so unnatürlich es auch scheinen mag, ihre Jungen unmittelbar nach der Geburt todt beißen, ja wohl gar auffressen *); und es bleibt, sobald man diesen widernatürlichen Trieb an einer Hündin wahrnimmt, kein anderes Mittel übrig, als ihr, sobald das Ausschütten nahe ist und bis dahin, daß die Jungen die Augen öffnen, einen Maulkorb anzulegen. Wenn sich, der reinlichen Lagerstätte ungeachtet, Ungeziefer einfindet, so bereite man folgende Salbe: Man nehme eine Hand voll frischer Brunnkresse, und zerstoße diese in einem Mörser. Man presse den Saft durch einen saubern Lappen,

*) Dieser Fall tritt zuweilen auch dann ein, wenn man die Lagerstätte einer gebährenden Hündin ändert. Ich hatte eine Dachshündin, die, von dem Drang des Gebährens übereilt, ihre Jungen unter einem Holzstoß ausschüttete. Ich brachte sie aus Fürsorge mit ihren Jungen zu einer bequemern Lagerstätte, und hatte das Misvergnügen zu sehen, daß sie, vermuthlich aus Aerger, in ihrer Ruhe gestöhrt zu werden, den ganzen Wurf auffraß.

vermische diesen mit einem Eßlöffel voll Nußöl und zwey Messerspitzen gestoßenem Safran. Man reibe dieses alles auf einem Marmor oder Steinplatte, deren sich die Mahler zum Farbereiben bedienen, zu einer Salbe. Man reibe diese, die man eben so, wie die oben angezeigten Mittel vorräthig zu halten gut thun wird, der Mutter sowohl, als den Jungen einen Tag um den andern am Halse und hinter dem Behange (den Ohren) ein, so wird man sie bald von jener Plage befreyen. Auch kann ich wider das Ungeziefer folgende Salbe empfehlen:

℞. Extrac. Absinth. (Wermuthessig) 2 Drachm.
Ungu. saturn: Goul. (Goul. Bleysalbe) 3 Drachmen.
Ol. Absinth. (Wermuthöl.) 2 Loth.
Crac. Or. (Safran) 15 Gran.

Es ist hinlänglich, wenn man die Jungen 8 Wochen am Gesäuge liegen läßt. Ein längerer Zeitraum entkräftet die Mutter.

Um die Jungen bey Zeiten an den Fraß zu gewöhnen, nehme man sie einige Tage vorher, ehe man sie vom Gesäuge entwöhnt, täglich einigemale von der Mutter. Man zerlasse Brotkrumen in frischer Kühmilch zu einem Brey, man streiche diesen mit dem Finger den Jungen ans Zahnfleisch, man dupfe sie sanft mit der Nase hinein. Man wiederhole die Versuche, bis sie den Fraß annehmen. Man gewöhne sie aber auch bald an dasjenige Futter, welches ihnen für die Zukunft bestimmt ist. Man sättige sie gut und hinlänglich, und zwar mehrmalen des Tages in kleineren Portionen. Man überfüttere, man verzärtele sie aber auch nicht. Wird man gewahr, daß sie die Lust zum Fraß verlieren oder sich andere Kennzeichen von Krankheit äußern, als triefende Augen, warme Nasen, Unlust und Traurigkeit: so gebe man ihnen ein Reinigungsmittel. Das beste dieser Art für junge Hunde ist ein Theelöffel voll Provenceöl mit etwas zerstoßenem

kem Zucker, welches man ihnen nach Umständen wöchentlich einmal, auch wohl einen Tag um den andern einschütten kann. Ereignet es sich durch einen Zufall, daß die Mutter während der Zeit, da die Jungen noch am Gesäuge liegen, stirbt: so muß man entweder eine andere Hündin, die gerade gewölft hat, etwa eine Bauer-Hündin, zum Säugen der Jungen ausmitteln *), oder die letztere durch folgendes Mittel aufzubringen suchen: Man nehme einen langen, weiten, von beyden Seiten aufgeschnittenen Federkiel, man stecke in die eine Seite ein Stück Schwamm in Gestalt einer Hundezitze. Man überziehe dieses mit einem feinen Lappen, tauche es in frische warme Kuhmilch, und fülle die Röhre zu gleicher Zeit von oben damit an. Die Jungen nehmen dies artificielle Gesäuge sicher an, und saugen mit großer Begierde; ich habe vor einiger Zeit junge Hunde, die die Mutter acht Tage nach der Geburt verlohren, durch dieses Mittel aufgebracht, und kann es, obwohl es allerdings Mühe verursacht, mit Sicherheit empfehlen. Noch muß ich in Ansehung der Hühnerhunde erinnern: daß das Stutzen der Jungen (Verkürzen der Ruthe **) unmittelbar darauf

*) Man muß auf solchen Fall die eigenen Kinder der zur Amme gewählten Hündin bis auf eines bey Seite schaffen, dieses aber, wie die untergeschobenen fremden Jungen, mit Brandewein waschen, weil die Mutter sonst die Verwechselung durch den Geruch gewahr wird, und die Pflegekinder nicht annimmt. Auch ist es gut, beym Säugen gegenwärtig zu bleiben und die Pflegemutter zu halten, bis sie die Jungen zu lecken anfängt und sie willig säugt.

**) Die Hühnerhunde werden theils deshalb gestutzt, um ihnen ein leichteres Ansehen zu geben, theils auch, weil eine in etwas verkürzte Ruthe, sie bey der Suche, wo die Ruthe fortdaurend in Bewegung ist, weniger abmattet. Nur muß man sie nicht zu kurz stutzen. Eine kurze Ruthe verunstaltet den Hund und hat überdem den Nachtheil, daß man ihn, wenn er im hohen Grase verirrt, nicht beobachten kann. Es giebt

Hunde,

auf, wenn sie zu sehen anfangen, vorgenommen werden muß. Man legt zu dem Ende die Ruthe auf einen hölzernen Block, setzt ein scharfes Messer auf der abzustutzenden Stelle auf und schlägt mit einem Hammer oder Stück Holz auf das Messer. Unmittelbar nach der Operation bestreut man die Wunde mit Asche, um das Bluten zu stillen, und überläßt das fernere Heilen dem Lecken der Mutter.

Von der Abrichtung und Dressur der Hunde.

Bis dahin, daß der junge Hund das Alter erreicht hat, daß er zur Jagd angeführt werden kann, wird die hauptsächlichste Sorgfalt wohl immer nur darauf gehen müssen, daß er gut genährt werde und keine Untugenden annehme, die auf seine künftige Dienstleistung Einfluß haben können. So wie man nun dieses bey Hunden, die im Zwinger gehalten werden, weniger, als bey freygehenden, sich selbst überlassenen, zu besorgen hat: so ist auch hiernach bis zu jener Epoche, zwischen der Behandlungsart dieser oder jener Gattung, kein wesentlicher Unterschied. Sobald aber die Lehrjahre angehen, ist dies allerdings anders. Jede Gattung hat eine andere Bestimmung, und so wird denn auch für jede eine andere Abrichtungsmethode nothwendig. Die mühsamste unter allen und zugleich diejenige, die die mehreste Erfahrung und Kenntniß voraussetzt — ich nehme die des Leithundes aus, der ohnehin nicht hieher gehört — ist offenbar die Abrichtung und Dressur des Hühnerhundes. Hievon also auch zuerst:

Von

Hunde, die mit einem sogenannten Stumpf- oder Mutzschwanz zur Welt kommen. Ich kenne sogar Racen dieser Art.

Von der Dreſſur des Hühnerhundes.

Ehe und bevor ich mich über dieſe auslaſſe, wird es nothwendig ſeyn, daß ich hier etwas nachhole, was ich bis dahin, daß von jeder Gattung insbeſondere die Rede ſeyn würde, ausſetzen mußte. Es betrifft dieſes die äußeren Kennzeichen, wornach man den minderen oder mehreren Werth eines Racehundes zu beurtheilen pflegt.

Die Hühnerhunderacen ſind verſchieden. Sie unterſcheiden ſich in Abſicht auf das Aeußere vorzüglich durch Farbe, Haar, Körperbau und Suche. Es giebt bekanntermaaßen einfärbige und gefleckte Racen. Die erſten ſind entweder weiß, ſchwarz oder braun; die andern haben entweder nur hin und wieder einzelne große Flecken, oder ſie ſind braun, auch wohl ſchwarz getiegert, oder ſie nähern ſich mehr den einfärbigen Racen und haben hiernach, wenn ſie braun oder ſchwarz ſind, weiße, und wenn ſie weiß ſind, braune oder ſchwarze Abzeichen an Kopf und Behang. Farbe allein kann nun zwar freylich nicht über den Werth der Race entſcheiden. Indeſſen dürften in der Totalität die einfärbigen Racen deshalb den Vorzug verdienen, weil dieſe im Grunde allein unter die reinen unverfälſchten Racen zu rechnen, dagegen die andere größtentheils durch Vermiſchung einer weißen Race mit einer ſchwarzen oder braunen entſtanden ſind.

Unter den erſten, nämlich den einfärbigen Racen, pflegt man nun hinwiederum den ſchwarzen, und nächſt dieſen den braunen in Abſicht auf Ausdauer und Lebhaftigkeit vor den weißen Hühnerhundracen, die man gemeinhin für weichlich und feige hält, den Vorzug zu geben; dagegen man an den letztern wiederum den ihnen vorzugsweiſe eigenen Gehorſam und ihr gutes, die Dreſſur erleichterndes Humeur zu rühmen pflegt. In Abſicht auf das Haar hält man insgemein dafür, daß die flock- oder ſtockhaarigen, und unter dieſen vorzüglich die langhaarigen Hühnerhunde härter,

ter, feuriger und herzhafter, als die glatten sind, und daß sie besonders die stockhaarigen, mehr und anhaltender im Wasser und in Schilf- und Rohrbrüchen arbeiten: dagegen sie aber auch mehr Mühe und Arbeit bey der Dressur zu verursachen, sich gern dem Jäger zu widersetzen und widerspenstig zu bezeigen pflegen. Ungeachtet indessen die vorerwähnten, das Haar und die Farbe betreffenden Bemerkungen nicht ohne Grund sind, so können sie doch keinesweges als allgemein geltend angenommen werden. Ungleich wesentlicher und weniger trüglich dagegen sind unleugbar diejenigen Unterscheidungszeichen, die einer Race vor der andern in Absicht auf Körperbau und Suche eigen sind. Der erstere, nämlich der Körperbau, entscheidet nicht bloß für die Schönheit, sondern auch zum Theil für die Tauglichkeit des Hundes; eine gute Suche ist nicht blos für das Auge angenehm, sondern sie hat auch auf Brauchbarkeit einen reellen Einfluß. Ich werde angeben, wie nach meinen Begriffen ein wohlgestalteter, gutgebauter Hühnerhund aussehen muß: Der Oberkopf muß stark, etwas länglich, die Stirne breit und wohl geebnet, das Auge lebhaft, rein und hell, vorliegend, von dunkelbrauner Farbe, die Nase breit, beym Anfühlen nicht trocken, sondern stets feucht, die Nasenlöcher groß und weit geöffnet, die Ohren (der Behang) breit und lang herabhangend seyn. Der Hühnerhund muß weiter — und dies ist vorzüglich bey einer Mutterhündin ein nothwendiges Requisit — lang und breit vom Leibe, die Lenden dick, die Hüften fest und fleischig, die Ruthe lang und von der Wurzel gegen das Ende spitz zulaufend; der Knochenbau stark aber nicht plump, die Brust breit, denn dies zeugt von guter Lunge und Athem, der Hund muß gut generbt, von mittelmäßiger Größe — denn man rühme nur immer die Schönheit und das Ansehen der kolossartigen Hühnerhunde; sie sind meist immer schwer und langsam — die Knies müssen gerade, die Füße dürre, d. h. die Knochen trocken und nicht fleischig, der Hautüberzug dünne, und unter diesem die Muskeln sichtbar seyn. Es

wäre

wäre nun übrigens zwar ungereimt, den Werth und die Tauglichkeit eines Hundes einzig und allein nach seiner äussern Gestalt beurtheilen zu wollen. Ich kenne Hunde von schlechtem Ansehen, die dem ungeachtet gut und brauchbar, oft von ausgezeichnetem Werth sind. Nur sind diese Fälle selten, und wenn sie eintreten, so liegt die Ursache fast immer weniger in der natürlichen Anlage des Hundes, als in der künstlichen Behandlung des Jägers und in dem langen und anhaltenden Gebrauch. Wenigstens werden die vorangegebenen Kennzeichen, sobald entweder von der Wahl eines Stamm- oder Zuchthundes, oder auch von einem jungen noch rohen Hunde die Rede ist, selten irre führen, und jeder erfahrne Jäger, wenn er die Wahl hat, lieber nach einem gut, als schlechtgestalteten Hunde greifen.

Die Suche des Hühnerhundes anlangend, so gehört diese wohl unleugbar unter die angebohrnen und angeerbten Raceeigenschaften, obwohl nicht zu leugnen ist, daß ein guter Jäger eine schlechte Suche durch Dressur, wo nicht ganz, so doch zum Theil zu verbessern im Stande ist. Unter einer guten Suche versteht man, wenn der Hund die Nase hoch trägt, mehr den Wind als die Fährte am Boden aufnimmt, nicht sowohl geradeaus vor sich hin sucht, als vielmehr immerwährend abwechselnd links und rechts herumschlägt. Die Suche ist im Gegentheil schlecht, wenn der Hund niedrig mit der Nase am Boden, gerade vor sich hin sucht, und mehr der Fährte als dem Winde nachzieht. In wie weit das erste vortheilhaft, das letzte schädlich ist, und ob, und in welchem Maaße der Jäger einem Hunde von schlechter Suche, durch künstliche Behandlung zu Hülfe kommen kann: darüber werde ich mich eben so, wie über die rasche oder langsame Suche des Hundes in der Folge näher auslassen.

Was nun die Dressur des Hühnerhundes selbst anlangt, so zerfällt solche in zwey Abschnitte, in die sogenannte Stubendressur, vermöge welcher der Hund zu Hause, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, theoretisch unter-

unterrichtet, und in die Felddreſſur, durch die er zur praktiſchen Ausübung ſeiner Dienſtpflicht angeführt wird. Daß die erſtere der letztern vorausgehen muß, und daß beyde in genauer Verbindung mit einander ſtehen, iſt ſehr begreiflich. Zwar giebt es noch immer Jagdliebhaber, die die Parforce-Dreſſur, und nur von dieſer iſt hier die Rede, für ganz und gar überflüſſig halten. Einem Hunde von guter Anlage und Race kann man, wie ſie ſagen, alles im Spielen, und, nach ihrem Ausdruck, mit Gutem beybringen. Er leiſtet ſo zu ſagen alles von Natur. Er ſteht vor von Natur, er trägt auf von Natur. Sie haben Hunde dieſer Art geſehen, oder beſitzen wohl ſelbſt dergleichen, die Alles thun, was ſie dem Jäger nur an den Augen anſehen können. Es fehlt ihnen, wie ſie zu ſagen pflegen, nur die Sprache. Wenn unkundige Liebhaber ſo etwas aus Mangel von Sachkenntniß behaupten, ſo mag es hingehen: wenn aber ſelbſt Jäger noch hin und wieder dieſer Meinung ſind, ſo weiß man oft warlich nicht, was man denken ſoll. Der Liebhaber, ich rede hier von dem minder geübten, iſt gewöhnlich in ſeinen Forderungen ſehr mäßig. Wenn ein Hühnerhund feſt ſteht, wenn er apportirt, wenn er nun gar aus dem Waſſer holt: ſo glaubt er, dies ſey das non plus ultra. Wie die Suche des Hundes beſchaffen iſt, ob er nicht nach Umſtänden zu wenig oder zu viel Feld nimmt, ob und wie er ſich bey Wind und Fährte beträgt, ob er nicht, wenn er auf der letztern nachzieht, entweder zu ſehr eilt, oder zur Ungebühr nachbleibt, ob er Appell, und zwar raſchen Appell hat, über alle dieſe Dinge iſt er zu wenig belehrt, als daß er den Unterſchied, der hierunter zwiſchen einem parforce und einem ſogenamten mit Gut dreſſirten Hunde obwaltet, nur einſtweilen ahnen ſollte. Dies Alles bey Seite geſetzt aber, ſo will ich nur einen einzigen Fall anführen, der, wie ich glaube, hinlänglich ſeyn wird, um den Liebhaber von der Nothwendigkeit der Parforcedreſſur zu überzeugen. Ich ſetze den Fall, der Liebhaber erlegt im ſpäten Herbſt eine Ente; das Waſſer iſt kalt, ſein hochgeprie-

priesener Naturfehler, der bis dahin noch nie das Auftragen verweigert hatte, bezeigte sich jetzt zum erstenmale widerspenstig. Was für Mittel, er beantworte mir nur diese einzige Frage, wird er anwenden, um seinen ungehorsamen Lehrling zu seiner Schuldigkeit anzuhalten. Es giebt offenbar keines. Weder Zureden noch Strafe werden je einen undressirten Hund zum Apportiren bringen können, wenn er es nicht von selbst zu thun Lust hat. Hier ist der Vorzug eines Parforce dressirten Hundes schon gleich einleuchtend. Unbedingter Gehorsam ist gerade das, wodurch er sich von dem erstern nicht nur in diesem, sondern in jedem andern Fall auszeichnen wird. Die Parforcedressur hat ihn von der Ueberlegenheit des Jägers überzeugt. Er weiß ein für allemal, daß er mit Widersetzlichkeit nicht durchkommt, und man darf sicher erwarten, daß er das, was er einmal leistet, zu allen Zeiten, unter allen Umständen, das heißt, wann, wie oder wo es der Jäger von ihm, und zwar wohl bemerkt, befehlsweise, verlangt, leisten wird. So wie nun in dieser und mancher anderer Rücksicht die Vortheile der Parforcedressur zu entschieden sind, als daß darüber nicht, unter erfahrnen Jägern wenigstens, nur eine Stimme seyn sollte: so ist es auch auf den Fall, da man zu dieser schreiten will, nicht nur zwecklos, sondern geradehin schädlich, wenn der junge Hühnerhund vorher mit Auftragen und Wiederholen amüsirt wird. Der vorhin angeführte Verfasser des Aufsatzes: über die Erziehung des Hühnerhundes, warnt mit Recht vor dieser Verfahrungsart. Sie erschwert offenbar die wirkliche Dressur. Der Hund, der nicht einsieht, warum man das zwangsweise fordert, was er vorher von selbst that, glaubt offenbar, man will ihn dafür züchtigen. Anstatt ihm verständlich zu werden, verirrt man seine Begriffe. Er wird furchtsam, und es dauert länger, ehe er die Absicht des Jägers erräth und ehe man zum Zweck kommt. Wohl aber ist es nicht undienlich, einen Hund, den man dressiren will, vorher ins Feld zu bringen. Es ist dies bey blöden und furchtsamen Hunden um so nothwendiger,

ger, als diese gewöhnlich durch die Eindrücke der Dressur, von der Suche abgeschreckt werden, und es lange zu währen pflegt, ehe sie sich zu dieser bequemen *). Der Jäger erhält da-

*) Ich dressirte vor vielen Jahren einen jungen Hund von meiner eigenen Race, der zufälligerweise vorher nie ins Feld gekommen war. Ich hatte ihn, nämlich wie er 6 Wochen alt war, einem meiner Bekannten geschenkt, der ihn, so zu sagen, in der Stube erzogen hatte, und der ihn, wie er einjährig war, an mich zurück gab und dafür eine junge Hündin vom nämlichen Wurfe, die ihm wegen des schönen Aeußern besser gefiel, von mir erhielt. Als die Stubendressur vollendet war und ich mit der Feldarbeit vorgehen wollte, sah ich zu meinem Leidwesen, daß der Hund nicht die mindeste Suche hatte. Er folgte mir zwar ins Feld, gieng aber, als er heraus kam, stets hinter mir her, trat mir, wie man zu sagen pflegt, die Hacken ab, und zeigte auch nicht die mindeste Neigung zum Revieren. Ich nahm ihn, in Gesellschaft eines sehr flüchtigen, dressirten Hundes, dann wieder mit einem äußerst lebhaften undressirten Hunde ins Feld. Alles umsonst; er war nicht von der Stelle zu bringen. Nachdem er beynahe sechs Wochen, ich nahm ihn täglich mit, meine Geduld auf die Probe gestellt hatte, flog einmal dicht vor mir eine Pfuhlschnepfe auf, die er gewahr wurde und die in einer kurzen Entfernung wieder einfiel. Und, siehe da, mein Hund schoß wie ein Pfeil nach der Schnepfe hin, kam glücklicherweise gerade unter Wind heran, die Schnepfe lag fest, und ich ward zu meiner großen Freude gewahr, daß er am Boden zu schnäufeln anfieng, dann aber plötzlich stutzte und wie erstarrt da stand. Ich gieng langsam heran, liebkoſete ihn, gab ihm, nach dem Jägerausdruck, Recht, bekam zu noch größerem Glücke die Schnepfe ins Auge und schoß sie im Sitzen. Es ist unglaublich, welche Veränderung von Stunde an in dem Hunde vorgieng. Kaum hatte er die erlegte Schnepfe aufgetragen, so fieng er von selbst zu revieren an. Ich hatte noch an dem nämlichen Tage die Freude, drey Pfuhlschnepfen vor ihm zu erlegen. Er wurde in der Folge unverbesserlich.

dadurch zugleich Gelegenheit, das Temperament des Hundes, seine Nase, seine Suche zu beobachten, und er wird daraus manches Resultat schöpfen, das ihm bey der künftigen Feldarbeit zu statten kommen und ihm diese erleichtern wird. Daß der Hund vor der Dressur und ehe er weiß, was er zu thun hat, nicht gestraft werden darf, versteht sich von selbst. Auch dies ist zwecklos, und schadet mehr als es fruchtet. Nur führe man ihn eben so wenig vor, als unmittelbar nach der Dressur, zur Brütezeit und wenn der junge Vogel bereits ausgekommen, aber noch nicht flicke ist, ins Feld. Es ist unvermeidlich, daß er nicht hin und wieder an ein Nest mit Eyern oder wohl gar an junge Brut gerathen, und ehe man herbey kommt, Zerstörung anrichten sollte, die nicht nur für die Brut, sondern, wegen des bleibenden Eindrucks, für ihn selbst nachtheilig ist. Der Hund muß aber auch wenigstens dreyviertel Jahre, in der Regel ein Jahr alt seyn, ehe man zur Dressur schreitet.

Man legt ihn sodann in einem besondern Stalle an. Es darf außer seinem Lehrmeister, der ihn während der Dressur selbst füttern muß, niemand zu ihm, weil jede Zerstreuung den Unterricht zurücksetzt. Die Dressurmethoden sind verschieden, weichen aber im Wesentlichen und in der Hauptsache nur in so weit ab, daß einige Jäger mit der Peitsche, andere mit der Leine, noch andere mit beyden zugleich dressiren. Die Leine verdient aus vielen überwiegenden Gründen und schon deshalb den Vorzug, weil man mehr Herr über den Hund ist, ihn besser handhaben kann und er nicht so leicht verschlagen wird, als bey dem Gebrauch der Peitsche, die nach meinen Begriffen ganz wegbleiben muß. Die Dressurleine, oder Linie, wie sie einige Jäger nennen, ist nichts anders als ein dünner, etwa drey Ellen langer Tau, in den man, und zwar da, wo er dem Hunde um den Hals gelegt wird — und sie muß genau so um den Hals passen, daß der Hund, ohne gewürgt zu werden, den Eindruck empfindet — einige starke Knoten

schürzt,

schärzt, um beym Anziehen und wenn man strafen will, einen fühlbaren Eindruck zuwege zu bringen. *) Der sogenannte Apportirbock ist das zweyte zur Parforcedressur erforderliche Werkzeug. Ein rundes, etwa 12 Zoll langes und 1 Zoll dickes Holz, das man, um das Gebiß des Hundes zu schonen, mit Stroh bewickelt, und an dessen beyden Enden man ein Kreuzholz befestigt, damit der Hund den Apportirbock, er mag geworfen werden wie man will, desto bequemer aufnehmen kann. Hier ist die Figur:

Und nun die Dressurmethode. Ich werde diejenige angeben, deren ich mich — sie ist größtentheils Resultat eigenen Nachdenkens — seit einer langen Reihe von Jahren bedient habe, ohne deshalb die hin und wieder abweichenden Methoden anderer Jäger verwerfen zu wollen. Um sie dem Leser anschauend zu machen, werde ich sie so umständlich als möglich beschreiben; auch, weil es hierbey oft nur auf einen kleinen Handgriff ankommt, um die Sache zu erleichtern, keinen einzigen übergehen, der zu einem vollständigen Unterricht nothwendig ist. Man legt dem Hunde die Leine um, spricht ihm das erstemal gelinde zu und zieht ihn einigemal, unter dem Zuruf: *ici!* oder Hierher! — man merke jedoch gleich Anfangs, daß man nur immer ein und dasselbe Wort, nie bald eines bald das andere brauchen darf — nach sich. So oft er kommt, liebkoset man ihn unter dem freundlichen Zuspruch: So Recht! dagegen man,

*) Einige Jäger bedienen sich zur Dressurleine einer starken Darmsaite. Ich kenne einen sehr erfahrnen Jäger in Kurland, der nie anders als mit einer Darmsaite dressirt. Sie soll, seiner Versicherung nach, ihrer Elastizität wegen ungleich mehr Wirkung machen, als eine gewöhnliche Dressirleine. Ich selbst habe es nie versucht.

man, wenn er stehen bleibt, ihn mit der Leine unter dem wiederholten Zuruf: *ici!* oder hierher! gelinder oder härter, je nachdem er folgt, an sich zieht. Man wiederhole dies einigemal, damit der Hund nur erst einigermaaßen die Leine gewohnt werde und vorläufig einen Theil ihrer Wirkung kennen lerne. Man führt den Hund weiter in der Leine nach allen Seiten umher, und läßt ihn, unter dem Zuruf: Herum! sich bald nach dieser bald jener Seite wenden und kehren. Die erste Lektion dauert etwa 6 bis 8 Minuten, und der Hund wird wieder angelegt. Vorausgesetzt, daß man den Hund in den Frühstunden und zwar vor der Abfütterung vorgenommen hat, schreitet man an demselben Tage in den Nachmittagsstunden zur zweyten Lektion. Man wiederholt das an sich ziehen, Herumführen zwey- bis dreymal; man drückt hierauf den Hund, dem man eine Hand auf den Kopf, die andere auf den Rücken legt, unter dem Zuruf: *tout beau!* gegen den Boden, und zwar dergestalt, daß er auf den Bauch zu liegen kommt, der Kopf aber, zwischen den Vorderfüßen ruhend, gegen den Apportirbock, den man einige Schritte vor ihm hingelegt hat, gekehrt ist. Man sucht ihn in dieser Stellung unter dem beständigen, in einem warnenden Ton ausgesprochenen Zuruf: *tout beau!* und unter Bedrohung, wenn er sie verändern will, einige Augenblicke zu erhalten; man zieht ihn unter dem Zuruf: *Avance!* und zwar kriechend einige Schritte vorwärts, man läßt ihn zum zweytenmal einige Sekunden *tout beau!* machen, nun wieder *Avance!* bis er dicht vor dem Apportirbock ist. Jetzt abermals *tout beau!* und zwar wieder auf einige Augenblicke. *) Sodann ergreift man

*). Einige Jäger bringen dem Hunde das tout beau oder couche machen erst dann bey, wenn er apportiren gelernt hat. Herr a. d. Winkel sagt in seinem Handbuche für Jäger II. 224. in einer Anmerkung: er habe zwar Anfangs zu der Parthey derjenigen gehört, die das tout beau machen mit der

man mit der linken Hand den Apportirbock, hält mit der rechten den Kopf des Hundes und stemmt zu gleicher Zeit den

der Lekzion des Apportirens verbinden. Er sey aber durch einen sehr erfahrnen Mann eines andern belehrt. Dieser habe ihm gesagt: durch das Anhalten zum längern oder kürzern tout beau oder Couche machen würde dem Hunde, wenn es dem Apportiren vorausginge, ein Widerwille gegen den Apportirbock beygebracht und dadurch das Aufnehmen erschwert, auch entspränge daraus der Nachtheil, daß der Hund beym Apportiren zaudern lernt, und nicht rasch aufträgt. So ungern ich auch über Meinungen streite, so kann ich doch jene Behauptung nicht einräumen. Ungeachtet ich mich seit vierzig Jahren mit der Hundedressur beschäftigt, und in diesem langen Zeitraum viele Hunde von dem verschiedensten Temperament gearbeitet habe, so ist mir doch an keinem einzigen die Erscheinung vorgekommen, daß ihm das tout beau oder Couche machen, wenn es mit dem Apportirenlernen verbunden wird, einen Widerwillen gegen den Apportirbock beygebracht, oder er minder rasch aufgetragen haben sollte. Ich habe im Gegentheil, wie ich auch weiter unten anführen werde, gefunden, daß der Hund fast immer bey der zweyten, dritten Lekzion schnell und oft nur zu schnell gegen den Bock avancirt, welches gewiß nicht erfolgen würde, wenn er gegen diesen einen Widerwillen hätte. Eben so wenig habe ich bemerkt, daß es dem raschen Apportiren, worauf ich sehr halte, Eintrag thun sollte. Ich verbinde übrigens das tout beau machen mit dem Apportirenlernen hauptsächlich aus dem Grunde, weil es nach meiner Ueberzeugung die Stubendressur in eben dem Maaße verkürzt, als es die Feldarbeit hinterher auffallend erleichtert. Der Hund lernt den Zuruf: tout beau! oder auch couche! wie den: Sachte! gleich Anfangs kennen, und es kostet bey der Feldarbeit weniger Mühe, ihm begreiflich zu machen, was er zu thun hat. Ich überlasse übrigens jedem Liebhaber, ob er meine oder die vorangeführte anderweite Methode befolgen will.

den Daumen der rechten Hand gegen das Genick des Hundes. Man schiebt nun den Apportirbock, ohne ihn von der Erde aufzuheben, dem Hunde dicht vor das Maul, und treibt ihm unter dem Zuruf: Faß! indem man ihm zu gleicher Zeit mit dem gegen das Genick gestemmten Daumen einen nach Umständen stärkern oder schwächern Druck giebt, erst sanft, dann stärker die Zähne, bis der Hund das Maul zu öffnen genöthigt ist. Sobald er dies thut, giebt man ihm nach dem Jäger-Ausdruck Recht, das heißt, man liebkoset ihn unter dem freundlichen Zuspruch: So Recht! welches, ein für allemal gesagt, jedesmal geschehen muß, sobald man das erlangt, was man gefordert hat. Nun führt man plötzlich mit der linken Hand unter dem Zuruf: Halt! unter die untere Kinnlade des Hundes, um ihn zu verhindern, daß er den Apportirbock nicht fallen lasse. Der Zuruf: Halt! wird nach Umständen warnend oder bedrohend wiederholt. Man zieht den Hund, wenn er den Apportirbock einige Sekunden gehalten hat, mit der Leine unter dem Zuruf: *Apporte!* — die linke Hand noch immer unter der untern Kinnlade — in die Höhe, daß er aufstehen muß, wobey es für das erstemal genug ist, wenn der Hund nur dahin gebracht wird, daß er mit dem Apportirbock im Maul aufsteht, und mit diesem, sey es auch nur einen Schritt, vorwärts thut. Jetzt kommt es darauf an, ob man den Hund gewöhnen will, das, was er bringt, sitzend, dies ist für den Hund, oder in aufgerichteter Stellung, nach dem Jäger-Ausdruck *adroit*, dies ist hinwiederum, wenn man zu Pferde sitzt, für den Jäger bequemer, abzugeben. *) Im ersten Fall drückt man den Hintertheil

des

*) Einige Jäger lassen den Hund das, was er aufträgt, weder sitzend noch adroit, sondern in seiner natürlichen Stellung abgeben, weil das Adroitmachen dem Hunde auf der Jagd, und besonders, wenn er durch anhaltendes Rivieren ermüdet ist, zu viel Anstrengung kostet, auch seine Hinter-

des Hundes mit der rechten Hand unter dem Zuruf: Sitz nieder, erhält ihn in dieser Stellung einige Augenblicke, und nimmt ihn sodann den Apportirbock unter dem Zuruf: *Lache!* oder Laß! ab. Im letzten Fall, wenn er nämlich *adroit* machen soll, tritt man hinter den Hund, und zieht ihn, den Rücken gegen den Jäger gewandt, unter dem Zuruf: *adroit!* in die Höhe, so daß er auf den Hinterfüßen aufrecht steht, und verfährt nächstdem ebenfalls, wie vorher. Die zweyte Lektion des Apportirens, in der alles vorhergehende wiederholt wird, darf zwar etwas länger als die erste seyn, doch darf sie nicht über 10 bis 15 Minuten dauern, damit der Hund nicht ungeduldig werde. In der folgenden wird alles in der vorgeschriebenen Ordnung wiederholt. Man beobachtet dabey genau, ob und was der Hund mehr oder weniger begreift. Man giebt bey dem geringsten Merkmal von Folgsamkeit dem Hunde Recht. Man bedroht, man giebt ihm einen mäßigen Ruck mit der Leine, wenn er nicht annimmt.

Das Aufnehmen, Halten und Tragen, vorzüglich aber das erste, sind die Dinge, die die mehreste Mühe machen. Hier ist, so wie freylich durchweg, Geduld, kaltes

theile schmächt; dagegen das im Sitzen Abgehen den Hund angeblich träge macht. Ich kann das, was sie gegen das Adroitmachen beybringen, nicht ableugnen. Daß aber das im Sitzen Abgeben den Hund träge machen sollte, will mir nicht einleuchten. Es ist dies, wie ich aus vieljähriger Erfahrung versichern kann, keinesweges der Fall. Das im Sitzen Abgeben hat aber noch überdem einen sehr wesentlichen Nutzen. Es kommt auf der Jagd mehrmalen der Fall vor, daß man den Hühnerhund neben sich sitzen läßt, wie z. B. auf dem Anstande oder beym Laden der Flinte. Durch das im Sitzen Abgeben wird er gleich bey der Stubendressur daran gewöhnt, sich jedesmal, wenn man es verlangt, hinzusetzen.

tes Blut und aufmerksame Beobachtung des Hundes nothwendig. Man übereile den Hund nicht, und fordere nur nicht zu viel auf einmal, sondern alles nach und nach. So gebe man bey der Lektion des Aufnehmens genau acht, ob der Hund mehr oder weniger Bereitwilligkeit zeigt, die Jägde von einander zu lassen. Sobald man sieht, daß er sich zu bequemen anfängt, gebe man Acht, und anstatt sodann den Apportirbock mit der linken Hand dem Hunde in das Maul zu zwängen, halte man den ersten am Boden fest, und drücke dagegen mit dem gegen das Genick gestreckten Daumen der rechten den Kopf des Hundes gegen den festgehaltenen Apportirbock. Man vermindere den Druck, wenn der Hund williger wird, man lasse, wenn er am Ende auf den Zuruf: *Apporte!* den Apportirbock von selbst nimmt, die Hand ganz weg. Man verfahre beym Halten auf ähnliche Art. Man gebe mit der linken Hand nur so lange die Hülfe, bis man merkt, daß der Hund von selbst zu halten bereit ist. Man ziehe sie nach und nach zurück, wenn man sieht, daß der Endzweck erreicht ist. So auch beym Aufsuchen selbst. Erst nur auf eine kurze Distanze, dann einige Schritte, dann auf einer weiteren Tour, dann rechts und links, bis der Hund ununterbrochen überall und so lange, als man will, nachträgt. Beym Avanciren in der kriechenden Stellung gebe man genau darauf Acht, daß der Hund diese Lektion langsam mache. Sobald er eilt, welches gewöhnlich nach einigen Lektionen zu geschehen pflegt, *) halte man ihn unter dem Zuruf: Sachte! zurück, welches, wie man in der Folge sehen wird, bey der Feldarbeit seinen großen wesentlichen Nutzen hat. Man bringe aber auch dem Hunde gleich bey der Stubendressur das beym Vorstehen hin und wieder nöthige Abrufen — es wird davon weiter unten mehr gesagt werden — bey. Man rufe ihn

*) Ich beziehe mich hierunter auf das, was ich bereits vorhin in einer Anmerkung gesagt habe.

nämlich, wenn er einige Schritte avancirt ist und tout beau macht, unter dem Zuruf: Zurück! wieder an sich gebe ihm, wenn er zurück kommt, Recht, und strafe ihn, wenn er es verweigert, durch einen Ruck mit der Leine, lasse ihn dann wiederum avanciren und tout beau machen, und wiederhole dies mehrmalen. Ob der Hund eines oder das andere in der dritten, vierten, fünften, sechsten Lekzion leisten wird, hängt von der Gemüthsart und Fähigkeit des Hundes, vorzüglich aber auch vom Benehmen des Jägers ab. Es ist unglaublich, wie viel leichter man zum Zweck kommt, wenn man in Beobachtung kleiner geringfügig scheinender Hülfen und Handgriffe aufmerksam ist. Die Grundlage von Allem aber ist, daß man sich dem Hunde verständlich zu machen und daß man zu rechter Zeit zu loben und zu strafen versteht. Das letzte ist gerade die Klippe, an der die mehresten scheitern. Es ist hier schlechterdings Beurtheilung nothwendig, ob der Hund das, was man fordert, aus würklicher Widersetzlichkeit, oder weil er den Jäger nicht versteht, verweigert. Von dem ersten ist man nur dann erst sicher überzeugt, wenn er das Geforderte bereits einmal geleistet hat, hinterher und zum zweytenmal aber zu unterlassen Miene macht. Dann und nur dann erst erfolge Strafe, und diese nach Umständen gelinder oder härter. Man schreite in der vorgeschriebenen Art von Lekzion zu Lekzion weiter. Man verkürze sie — und dies ist mit ein Hauptumstand — wenn der Hund annimmt, man verlängere sie gerade dann, wenn er sich ungehorsam bezeigt. Es hat dieses seinen großen wesentlichen Nutzen. Der Hund wird zufolge des ihm beywohnenden Zurückerinnerungsvermögens bald gewahr, daß die unbehagliche Lage, in die er sich während der Lehrstunde versetzt sieht, kürzer oder länger dauert, je nachdem er mehr oder weniger nachgiebt, und so wird er, um früher entlassen zu werden, gewiß das letztere zu wählen nicht anstehen. Sobald er den Apportirbock fertig und rasch — darauf dringe man vorzüglich — und ohne alle Hülfe gleich auf den ersten Zuruf aufnimmt, nachträgt

trägt und überhaupt alles das thut, was man bis hieher von ihme gefodert hat, nehme man die Kreuzhölzer von dem Apportierbock ab, und lasse ihn blos das Mittelholz mit dem darauf festgemachten Stroh, und hinterher ohne dasselbe auftragen. Das Aufnehmen ohne das Kreuzholz ist nun dem Hunde schon beschwerlicher, weil er nicht unter greifen kann, und er wird wahrscheinlich Umstände machen. Man gebe Hülfen, man gehe mit Vorsicht zu Werke, und man wird zum Zweck kommen. Nimmt er das Holz auf, so lasse man ihn einen Handschuh, ein Schnupftuch, dann allmälig Eisen, einen Schlüssel, Feuerstahl, dann Geld, ein rohes Ey, dann bald dieses bald jenes, und wenn er Alles willig bringt, endlich Wildpret, und zwar zuerst einen kleinen Vögel, dann eine Wachtel oder Schnepfe, dann einen ausgestopften oder todten Haasen, und zuletzt einen Raubvogel, denn diesen nimmt der Hund, weil ihm die Witterung zuwider ist, ungern auf — apportiren. Sobald er das eine oder das andere aufzutragen verweigert, fange man von vorne an. Man lasse ihm erst den Bock mit dem Kreuzholz, dann das Mittelholz allein apportiren, werfe ihm nun aufs neue erst den Handschuh, das Schnupftuch u. s. w. hin, arbeite so lange, bis er Alles willig aufträgt. — Nun versuche man, ob er die ganze Schule ohne Leine mache. Geschieht dies, so ist er fertig und die sogenannte Stubendressur vollendet. Ungeachtet ich nun zwar bey Beschreibung der Verfahrungsart so umständlich als möglich zu Werke gegangen bin, und obwohl ich meines Wissens nichts übergangen habe, was irgend dazu dienen kann, dem Liebhaber die Sache anschauend zu machen, so werden ihm bey der Ausübung oftmals Fälle vorkommen, wo er in Verlegenheit seyn wird, wie er sich nehmen soll. Nur durch lange Uebung und Erfahrung, wie nicht minder durch eigenes Nachdenken wird er die vorkommenden Schwierigkeiten zu heben in den Stand gesetzt werden. Er wähle sich daher zu dem ersten Versuch nur ja einen Hund von folgsamer, sanfter, aber nicht blöder Gemüthsart. Er dürfte

mit dem letzten zum erstenmal eben so wenig, als mit einem hartnäckigen widerspenstigen Hunde zum Zweck kommen. Er studire vor allen Dingen das Temperament und den Charakter des Hundes, um hiernach die Behandlungsart abzuändern und zu modifiziren, je nachdem es die Umstände an die Hand geben. Wenn er z. B. bey erlangter mehrerer Uebung einen hartnäckigen Hund zu dressiren unternimmt, und vielleicht in der ersten, zweyten, dritten Lektion gewahr wird, daß die Wirkung der Knoten zu schwach ist, so muß er die Korallen — diese sind nichts anders, als kleine hölzerne Kugeln, in der Größe einer welschen Nuß, die auf die Leine, und zwar da, wo man sie dem Hunde umlegt, gezogen und durch kleine Knoten von einander abgesondert werden — an die Stelle setzen. Erfolgt aber selbst dann noch keine Wirkung, so muß er noch überdem die Korallen rund um mit eisernen Stacheln versehen, und der Effekt wird nicht ausbleiben. Es kommt indessen alles — ich kann es nicht oft genug wiederholen — auf Mittheilungsgabe und Methode an. Die Art und Weise, wie viele Jäger bey der Dressur vorgehen, ist wahre Barbarey. Das Herz des Menschenfreundes empört sich mit Recht über die grausamen Behandlungen, die er oft mit dem armen Hunde vornehmen sieht. Er wird aufgereizt, mit Peitschenhieben zerfleischt, mit Füßen getreten; und warum? weil sein grausamer, aber unwissender Lehrmeister Dinge fodert, die der Hund nicht ahnen kann, weil sie ihm nicht begreiflich gemacht wurden. Es giebt allerdings Hunde von ausgezeichneter Widerspenstigkeit. Ich getraue mir aber zu behaupten, daß unter zehn Fällen immer neun vorkommen werden, wo der Grund davon einzig und allein in der unverständlichen Lehrart des Jägers liegt *). Sobald indessen der Fall eines wirklichen Un-

*) Wie viel man mit anhaltender Geduld und vorsichtiger Behandlung bey Hunden ausrichten, und daß man selbst schlecht dressirte Hunde zurecht bringen kann, davon hier unter den vielen

Ungehorsams eintritt: so muß der Jäger allerdings durchgreifen und nachdrücklich strafen. Ist der Hund von seiner körperlichen Stärke, so gehe man bey vorkommender Widerspenstigkeit vorsichtig zu Werke. Man glaubt warlich nicht, was ein durch Mißhandlung gereizter Hund vermag. Man lasse daher, wenn man an einem Hunde eine ausgezeichnete Widersetzlichkeit gewahr wird, einen eisernen Ring in den Boden schlagen, und ziehe durch diesen die Leine, damit man während der Dressur über den Hund Herr bleiben, und ihm bey der mindesten Widersetzlichkeit zeigen könne, daß er damit nicht durchkommt.

Von der Feldarbeit.

Man schreitet nun zur Feldarbeit, die, wie der Liebhaber sicher überzeugt seyn kann, in gewissem Betracht schwieriger und verwickelter ist, als die Stubendressur. Einmal erfordert sie nicht nur praktische Jagdkenntnisse und Fertigkeit im Schießen; dann aber wird sie schon dadurch schwieriger, weil der Hund bey der Stubendressur zwischen vier Wänden eingesperrt, seiner natürlichen Freyheit durchaus beraubt und ganz und gar in der Gewalt des Jägers, dort im Gegentheil, im Freyen, zum Theil sich selbst überlassen, und nun noch überdem von Gegenständen, die ihn entweder zerstreuen oder mit verführerischem Reize auf seine Nase und Auge würken, umgeben ist. Der Liebhaber wird hier nun um so mehr Gelegenheit haben, sich von den wesentlichen Vortheilen der Stubendressur zu überzeugen, als diese gerade deshalb vorausgehen muß, um der nachmaligen Ungehun-

vielen mir vorkommenden Fällen nur ein Beyspiel. Einer meiner hiesigen Bekannten hatte einen dreyjährigen dressirten Hühnerhund, der aber schlecht dressirt, und noch überdem

hundenheit des Hundes im Felde gehörig schonken lehren, und seinen natürlichen Anlagen die zweckmäßige Richtung geben

dem nach dem Jägerausdruck verschlagen, und zwar so einem so hohen Grade verschlagen war, daß er, sobald man Miene zur Strafe machte, sich in einer Entfernung von hundert und mehr Schritten niederlegte, nie heran kam, ja, wenn man sich ihm näherte, davon und nach Hause lief. Er war überdem Schuß scheu, und lief, so bald der erste Schuß fiel, ebenfalls davon. Der Hund hatte übrigens eine äußerst brillante Suche und feine Nase: gieng aber, sobald er ins Feld gebracht wurde, in die weite Welt, kehrte sich an keinen Zuruf, stand, wenn er unter Wind kam, eine Zeit lang vor, sprang aber gar bald ein, preßte dann nach, lug wohl gar laut und ließ das aufgejagte Wildpret nicht wieder zum Sitzen kommen. Jedermann rieth dem Eigenthümer, den Hund todt zu schießen. Ich übernahm — man nenne es, wenn man will, Egoismus — die Korrektur des Hundes. Ich legte ihn mir und dressirte ihn, obwohl nicht ohne große Mühe, von Grund aus. Als der Hund nach Verlauf von 3 Wochen, denn so lange dauerte die Stubendressur — die ich sonst gewöhnlich in 12, 14 Tagen höchstens beendige — alles ohne Unterschied rasch appertirte: nahm ich ihn ins Feld und ließ ihn an einer, mehrere Ellen langen Leine, von der ich das eine Ende in der Hand führte, verirren, arbeitete ihn, und zwar ohne Flinte, so lange, bis er Gehorsam, Appell, Kontenanze u. s. w. erhielt. Nachdem ich ihn so weit gebracht hatte, daß ich ihn an der Leine vollständig regieren, ihn, wenn er vorstand, abrufen konnte, ließ ich ihn zwar noch an der Leine, aber ohne diese in der Hand zu führen, revieren. Es gieng im Anfange vortrefflich. Der Hund zeigte vollständigen Gehorsam und Appell. Er zog auf eine weite Entfernung eine Pfuhlschnepfe an, stand sehr fest. Ich gieng heran, trat mit dem Fuße auf die am Boden schleppende Leine, rief den Hund ab, ließ ihn wieder sachte heranziehen, wiederhohlte dies mehrere male. Es gelang nach Wunsche. Die Schnepfe ging auf, ich schoß sie herunter, und, sieh da, mein Hund — ich wußte damals nicht

ben zu können. Die Suche des Hundes ist nun gleich das erste, worauf der Jäger bey der Feldarbeit aufmerksam seyn muß.

nicht, daß er sogar Schuß scheu sey — machte sich eilends aus dem Staube, und nun, ohne sich an meinen Zuruf zu kehren, nach Hause. Es blieb nie — ich wollte die Sache einmal durchsetzen — nichts übrig, als den Deserteur zurück zu holen. Ich war eine halbe Meile vom Hause entfernt, und doch ließ ich mir den sauren Gang nicht verdrießen. Der Hund hatte sich nicht in meiner Wohnung, sondern bey seinem Herrn eingefunden. Ich nahm ihn an die Leine, strafte ihn nach drücklich und kehrte mit ihm an Ort und Stelle zurück. Ich legte dort die geschossene Schnepfe ins Gras, führte den Hund unter Wind heran. Sie war zwar erkaltet. Der Hund, der aber, wie ich vorhin erwähnt habe, eine sehr feine Nase hatte, zog an und stand. Ich hatte unterdessen die Flinte mit einem kleinen Schuß Pulver geladen und die Leine der Vorsicht wegen um die Hand gewunden, so daß der Hund nicht entkommen konnte. Ich schoß los. Er wollte, wie leicht zu erachten, aufs neue desertiren; aber vergebens. Ich ließ ihn auftragen, lud nochmals die Flinte, warf die Schnepfe wiederum ins Gras, schoß abermals los, ließ den Hund nochmals auftragen, wiederhohlte dies einigemal. Ich trieb es mit einem Worte so lange, bis der Hund nach einigen Tagen nun auch die Furcht vor dem Schießen ablegte. Es gelang mir am Ende, ihn frey und ohne Leine revieren zu lassen, und ihn ganz und gar zurecht zu bringen. Nun erst fand ich sowohl seinen Herrn als einige andere Jäger zum Tentamen meines Lehrlings ein. Es fiel über mein eigenes Erwarten aus. Ich hatte die Freude, die Ungläubigen äußerst betreten und verwundert zu sehen. Der Eigenthümer des Hundes, ein eifriger Jagdliebhaber, war, wie leicht zu erachten, sehr erfreut: ich aber dadurch, daß ich die Sache durchgesetzt hatte, für meine, ich leugne es nicht, saure Mühe hinlänglich belohnt. Ich habe diesen Vorfall wie meine ganze Prozedur mit Fleiß umständlich erzählt, weil ich glaube, daß der angehende Jagdliebhaber daraus manches zu seiner Belehrung in ähnlichen Fällen abnehmen kann.

muß. Vorausgesetzt nun, der Hund hat eine natürliche gute Sache, und wie diese beschaffen seyn muß, darüber habe ich mich schon vorhin erklärt, so hat der Jäger nur hauptsächlich darauf zu sehen, daß einmal der Hund im Anfange, ehe man sich auf ihn verlassen kann, nicht zu viel Feld nehme, oder mit andern Worten, sich nie weiter vom Jäger entferne, als dieser das Wildprett, das etwa vor dem Hunde aufstößt, mit der Flinte zu erreichen im Stande ist, und dann, daß er nicht zu flüchtig suche. Sobald der Hund die Distanze überschreitet, ruft der Jäger: Herum! bey dem zweyten Fehler aber: Sachte! Wenn der Hund sich nicht gleich auf den ersten Zuruf, und zwar plötzlich wendet oder auf den andern Fall seine Lebhaftigkeit nicht augenblicklich mäßiget, wird er zurückgerufen, ihm die Leine umgelegt, und er zum erstenmal unter dem wiederholten Zuruf: Herum! oder: Sachte! je nachdem er eines oder das andere versehen hat, blos bedroht; dagegen er aber, wenn der Gehorsam zum zweytenmale ausbleibt, durch zwey- oder dreymaliges Rucken mit der Leine mäßig, bey fortdauerndem Ungehorsam aber stärker und nachdrücklicher gestraft wird.

Der Liebhaber merke sich hier gleich Anfangs ein für allemal zwey wesentliche Dinge. Er strafe immer auf frischer That, und zwar jedesmal, sobald ihm der Hund nicht augenblicklich, d. h. auf den ersten Zuruf, Gehorsam leistet. Er lasse dieses in keinem Falle, und um so weniger aus der Acht, als dies das einzige Mittel ist, um dem Hunde einen raschen Appell, und der ist durchaus nothwendig, beyzubringen. Er strafe aber auch, und dies ist freylich bey natürlicher Lebhaftigkeit schwer, mit kaltem Blute, und vor allen Dingen mit dem gehörigen Maaße. Sucht der Hund, anstatt sich bald rechts bald links zu wenden, nur immer gerade aus — und das taugt deshalb nicht, weil der Hund dann nur immer das Wildprett, das gerade vor ihm sitzt oder liegt, in die Nase bekommt, zur Seite aber Alles liegen läßt und vorbey geht; — so muß man ihm diesen

diesen Fehler, der gröſtentheils ein Naturfehler iſt, dadurch abgewöhnen, daß man anſtatt hinter ihm her zu folgen, ſich ſelbſt bald rechts bald links kehre, und bey jedesmaliger Wendung den Hund unter dem Zuruf: Herum! ebenfalls eine andere Wendung zu nehmen nöthige, welches man ununterbrochen und ſo lange fortſetzen muß, bis man ſieht, daß der Hund eine andere Suche annimmt. Noch unangenehmer und nachtheiliger aber iſt es, wenn der Hund niedrig ſucht, weil dadurch die unausbleibliche Folge entſteht, daß er in den mehreſten Fällen dem Wildpret zu nahe kommt und es aufjagt.

Und doch giebt es nach meiner Ueberzeugung kein Mittel gegen dieſen Fehler. Diejenigen, die man in ſolchem Falle vorſchlägt und wornach man entweder dem Hunde eine hölzerne Gabel, den Stiel gegen den Boden gekehrt, unter dem Halſe feſtmachen, oder ihm einen breiten, bis auf die Schultern reichenden, und auf dieſen aufliegenden Halsband von gebranntem Leder umlegen, oder ihn oft und häufig im hohen Spitzgrafe ſuchen laſſen ſoll, ſind eben ſo bekannt, als ſie meines Erachtens fruchtlos ſind. Nicht zu gedenken, daß der Hund bey dem erſten, nämlich der Gabel, ſich, beſonders wenn er lebhaft iſt, das Genick abzuſtoßen Gefahr läuft: ſo wird man auch weder durch dieſes noch die andern Mittel ſeinen Endzweck erzielen. Man wird dem Hund zwar allenfalls dahin bringen, daß er die Naſe hoch trägt; nie aber wird man die Naſe ſelbſt, und doch liegt der Grund der niedrigen Suche einzig und allein in dieſer, verbeſſern. Um den Hund frühzeitig zum Zurückbleiben zu gewöhnen, rufe man ihn während der Suche dann und wann zurück, und laſſe ihn unter dem Zuruf: *derriere!* einige Zeit hinter ſich hergehen. Man wiederhole dies, vorzüglich bey lebhaften Hunden, oft und vielfältig, um ſie zur Geduld zu gewöhnen. Sobald der Hund wieder ſuchen ſoll, ruft man ihm: *Allons cherche!* um ihn aufzumuntern; wenn er träge ſucht, bedient man ſich des Zuſpruchs: Brr! hall hall hall! Nur hüte man ſich dafür,

dafür, daß man dem Hunde während der Suche immer ein zupfeife und zuspreche. Viele Jäger haben diese Gewohnheit, die aber wirklich sehr tadelnswerth ist. Das Pfeifen ist besonders dann nachtheilig, wenn der Hund den Hühnern auf der Spur nachzieht. Sie laufen stärker, und halten weniger den Hund aus. Der Hund wird aber auch überdem gegen den Zuspruch gleichgültig, kehrt sich am Ende gar nicht daran. Man spreche ihm nur dann zu, wenn Veranlassung da ist, sonst nie. Ein anderes Fehler ist der, wenn man das, was man dem Hunde befiehlt, ihm in einem lärmenden schreyenden Tone zuruft. Es ist dies gerade das Mittel, den Hund hartköpfig zu machen. Der Zuruf erfolge in einem vernehmlichen, aber gemäßigten Tone. Auf einer kleinen Entfernung sey er leise. Ein: Bst! muß hinlänglich seyn, um der Lebhaftigkeit des Hundes Schranken zu setzen. Ist der Hund im Anfange zu wild und zu flüchtig, so lasse man ihn in der Leine suchen. Wenn er gar zu unbändig ist, so befestige man am Ende der Leine einen Stein und lasse diesen entweder nachschleppen, oder man führe die Leine, die aber auf solchen Fall einige Ellen lang seyn muß, sammt dem daran befestigten Steine, in der Hand und lasse den Stein, sobald der Hund eilt, unter dem Zuruf: Sachte! fallen, um den Hund durch den Ruck, den er sodann beym Niederfallen des Steines erhält, zu strafen. Man bediene sich, jedoch wohl bemerkt, nur dann, wenn man den Hund wenden oder zurückrufen will, neben des Zurufs zugleich der Pfeife *), und zwar so, daß man erst diese, und unmittelbar darauf das Wort oder den Zuruf hören

*) Man schaffe sich zu dem Ende, wenn man nicht mit dem Munde oder auf dem Finger zu pfeifen gewohnt ist, eine, von Knochen oder Holz gedrechselte Pfeife an, und befestige diese vermittelst einer Schnur an dem Riemen der Jagdtasche, und zwar da, wo der Riemen an der Brust anschließt, wo man auch ein kleines Futteral zum Einstecken der Pfeife anbringen kann.

ihren Lüften. Es ist dies vorzüglich auf einer weiten Entfernung nothwendig, weil man sich sonst überschreyt. So viel von der Suche. Ist der Hund bereits vor der Dressur im Felde gewesen, und seine Nase wichtig schon einigermaßen geübt: so wird dadurch die Arbeit im Felde sehr erleichtert werden, besonders wenn er vielleicht schon vorher am Wildpret gekommen ist und man bey solcher Gelegenheit seine Nase und sein Benehmen kennen gelernt hat. Ein junger Hund nimmt im Anfange, wie bekannt, die Witterung und Spur eines kleinen Vogels hey Nahe eben so begierig an, wie die von einem Huhne oder andern Wildpret. Unter den kleinen Vögeln zieht besonders die Lerche seine Nase an. Er merkt diese größtentheils zuerst, und um so mehr, als er sie häufig findet. So oft er dies thut, muß man ihm z. Pfui Lerche! und wenn es ein anderer kleiner Vogel ist, z. Pfui Vogel! zurufen; wenn er beym Auffliegen nachspringt, ihn nach Umständen bedrohen oder bestrafen, nie aber in seinem Beyseyn einen kleinen Vögel schießen, und diesen wohl gar von ihm apportiren lassen, weil er ihn sonst im Gegentheil nur desto begieriger aufspühret und aufmuntert. Sobald ein Wildpret vor ihm geschossen wird, so lernt er den Unterschied nur freylich nahmhin kennen und achtet den kleinen Vogel nicht weiter. Ueberhaupt aber ist es gut, wenn man mit dem Hunde gleich bey der ersten Feldarbeit, an solchen Oertern sucht, wo man sicher ist, ihn an Federwildpret, und vorzüglich an Feldhühner bringen zu können. Fällt die Arbeit gerade in die Zeit, wo sich die Hühner paaren, so ist es um desto besser. Man läßt ihn unter Wind, d. h. gegen die Himmelsgegend, von wo der Wind herkommt, suchen. Liegen die Hühner fest, und man wird an dem Benehmen des Hundes gewahr, daß er sie in die Nase bekommt, so ruft man: *tout beau!* fährt er vielleicht das erstemal herein und sprengt die Hühner auf, so wird ihm die Leine umgelegt, er unter dem wiederholten Zuruf: *tout beau!* bedroht, dann nochmals an den Ort, wo sie lagen, hingeführt, der Zuruf wiederholt und der Hund, wenn es ein-

einspringen will, abermals bedeckt. Man suche die Hühner auf frischer That zum zweytenmal auf, man bringe den Hund, wenn er zu lebhaft ist, in die Leine heran, man lasse ihn langsam anziehen, man tritt, sobald er Miene zum Vorstehen macht, unter dem Zuruf: *tout beau!* mit dem Fuß auf die Leine, man giebt ihm Recht, man liebkost ihn. Hat man den Ort, wo die Hühner einfallen, genau bemerkt, und der Hund ist noch nicht nahe dran, so läßt man ihn unter dem Zuruf: *Avance!* als er, unter dem Zuruf: Sachte! näher ziehen, ist es kurz vor, welches man bey einiger Aufmerksamkeit bald inne werden wird, steht er fest, und dies wird man vorzüglich daran gewahr, wenn der Hund weder die Ruthe, noch irgend ein Glied beweget, sondern gleichsam erstarrt zu seyn scheinet: so giebt man ihm Recht, man ruft ihn ab, läßt ihn wieder heranziehen, abermals vorstehen, und wiederholt dies einigemale, bis man will, daß die Hühner aufstoßen sollen. Entweder ruft man nun: Faß! und läßt den Hund plötzlich einspringen, oder man läßt ihn unter dem Zuspruch: *Avance!* ganz nahe heran ziehen, oder man tritt selbst näher heran und nöthigt sie aufzustoßen. Ich weiß, daß die Meinungen hierüber getheilt sind. Ich gestehe aber, daß ich nicht für das Einspringen bin: ich halte es für besser, wenn man das Wildpret selbst aufjagt. Einmal stößt es mit minderer Schnelligkeit auf und ist leichter zu schießen. Der Hund wird aber auch zu mehrerer Kontenanze gewöhnt und steht um so fester. Es hat, wenn man will, den Nachtheil, daß man, wenn der Hund etwa auf der andern Seite eines breiten Grabens, oder sonst an einem für den Jäger unzugänglichen Ort stehe, in Verlegenheit kommt. Die letztern Fälle sind indessen doch immer beyweitem die seltensten, und der Vortheil, wenn man den Hund nicht einspringen läßt, nach meiner Ueberzeugung überwiegend. Keine Gewohnheit ist so tadelnswerth, als wenn man, so bald der Hund steht, aus Besorgniß, er werde die Fassung verlieren, mit schnellen Schritten dem Hunde zueilt. Es ist dies gerade das Mittel, um

den

den Hund, wie sich selbst in Hitze zu bringen. Der Hund springt nur um so eher ein, und man übereilt sich im Schiessen. Wenn man den Hund zur Paarzeit an die Hühner bringt; so wird man sich von selbst bescheiden, daß man nicht schiessen darf. Es ist dies blos Uebung, blos Schule für den Hund. Es ist aber überhaupt gut, wenn man nie eher vor dem Hunde schießt, bis er nicht vollkommen fest steht. Vorzüglich aber unterlasse man es dann, wenn der Hund, obwohl er fest stand, beym Aufstoßen nachprellt. Nicht zu gedenken, daß man den Hund zu verletzen Gefahr läuft: so schießt man auch unsicher; trifft man aber, so ist es nur um desto schlimmer. Der Hund sieht das Wildpret fallen und glaubt, das Nachprellen habe dies bewirkt, und er mithin Recht gethan. Er apportirt nun noch überdem das Wildpret und begreift nicht, warum er hinterher gestraft wird. Man schieße daher, wenn der Hund nachprellt, lieber gar nicht, sondern strafe vielmehr den Hund. Man sey überhaupt in diesem wie in jedem ähnlichen Falle weniger darauf bedacht, das Wildpret habhaft zu werden, als den Hund zu arbeiten. Wenn die Hühner vor dem Hunde laufen und er der Spur nachzieht, so sehe man darauf, daß er nicht eile und wohl gar in vollem Laufen folge. Nur muß der Hund auch hinwiederum nicht zu blöde nachziehen, nicht zu sehr nachbleiben und immerwährend stocken und stehen, sondern nur gerade so langsam nachziehen, daß man, ohne selbst zu laufen, langsam neben ihm hergehen kann. Es giebt Hunde, die, sobald die Hühner zu laufen beginnen, rechts oder links abgehen, erst einen weiten, dann engeren Kreis um die Hühner schließen und sie dadurch fest machen. Wenn dergleichen Hunde, und diese Gewohnheit steckt gewöhnlich in der Race, erst einige Erfahrung erhalten, so ist es äußerst vortheilhaft, besonders im späten Herbst, wenn die Hühner zu streichen anfangen und nicht leicht den Hund zu halten pflegen. Hunde dieser Art sind indessen selten, und es läßt sich, bey denjenigen, denen diese Gewohnheit nicht von Natur und Race eigen ist, durch Kunst nicht erzwingen.

Die

Art, wie der Hund auf Schnepfen, Wachteln, Hasen ꝛc. abgeführt wird, welche im Grunde wenig von einander ab. Auch werde ich im zweyten Theil, wo ich von jeder Jagd insbesondere reden werde, das, was hierüber etwa noch zu bemerken zu werden verdient, nachholen. Wenn man das Wildprett fehlt, und dies ist beyläufig erwehnt sehr nachtheilig, wenn man seinen jungen Hund arbeitet, so rufe man den Hund gleich zurück, und erlaube ihm unter keinem Vorwande umher zu schwärmen. Oft fällt das Huhn oder die Schnepfe in einer kurzen Entfernung wieder ein. Oft liegt oder sitzt ein anderes Wildprett in der Nähe, das der Hund bey dieser Gelegenheit in der Hitze aufstöbert. Wird man gewahr, daß man das Wildprett angeschossen hat, so halte man demungeachtet den Hund zurück, wenn man gleich das Wildprett in der Nähe einfallen sieht. Man lade zuvor und lasse den Hund während dem Laden; man übe dies stets — neben sich sitzen bis man fertig ist. Man gewöhne den Hunde eben auch frühzeitig die Hitze beym Aufwagen des erlegten Wildprets ab. Man lasse ihn, wenn er zu hitzig zu Werke geht, in der Leine apportiren. Man gestatte ihm nicht, daß er das Wildprett, ehe er es aufnimmt, kupfe, drücke, bald aufnehmen, bald wieder fahren lasse. Er muß ohne Umstände, aber sittsam und leise, und ohne im mindesten zu beschädigen, aufnehmen. Begeht er den letzten Fehler, so nehme man ihn an die Leine, trete, sobald er steht, mit dem Fuß darauf, und lasse ihn, wenn das Wildprett fällt, nicht fort. Man führe ihn vielmehr langsam in der Leine heran und lasse ihn nicht eher apportiren, bis die Hitze verraucht ist. Wenn man dies einigemal wiederholt, wird man ihm das Drücken und Beschädigen des Wildprets, welches einzig und allein aus Hitze herrührt, bald abgewöhnen. Es ist diese Methode offenbar sicherer und zweckmäßiger, als diejenige, wornach einige Jäger, um den Hunde das Drücken abzugewöhnen, entweder das Federwildprett, oder einen Federball kreuzweise mit eisernen Stacheln durchstechen, und dem

Hund

Hund eines oder das andere apportiren lassen, wodurch der Hund zwar freylich vom begierigen Zufassen abgehalten, aber auch gewöhnlich feige und blöde gemacht, oft vom Apportiren ganz und gar abgeschreckt wird. Um den Hund zum Apportiren aus dem Wasser zu gewöhnen, wähle man eine Jahreszeit, wo das Wasser warm ist, und lasse ihn Anfangs aus solchen Gewässern, die seichte und nicht jähe Ufer haben, wieder bringen. Nie muß man den Hund selbst zum Baden oder Abkühlen ins Wasser werfen. Er wird sonst abgeschreckt und Wasserscheu. Man gehe, wenn man den Hund arbeitet, allein mit ihm aus und bringe ihn erst dann, wenn er ferm ist, mit mehreren Hunden und Jägern in Gesellschaft. Man erlaube, wenn man in Gesellschaft jagt, nie, daß der Hund vor einem andern suche, oder daß er wohl gar auf den Schuß eines andern, oder wenn dessen Hund vernimmt, oder versteht, hiezu eile. An alles dies muß der Hund sich nicht kehren, und sich einzig und allein an seinen Jäger halten, dieser ihn aber auch ununterbrochen beobachten, und ihm keinen einzigen Fehler zu gut halten *). Nur empfehle ich dem Liebhaber hier eben so, wie bey der Stubendressur, Aufmerksamkeit auf das Temperament des Hundes und Mäßigung beym Strafen. Das letztere ist besonders dann nothwendig, wenn der Hund blöde und furchtsam ist, damit er nicht verschlagen werde.

Dies

*) Man muß dies selbst dann nicht unterlassen, wenn man nach vollendeter Jagd heimkehrt. Es giebt Jäger die den Hund nur so lange beobachten, als er wirklich sucht, sich aber, wenn sie von der Jagd zurückkehren, nicht weiter um ihn bekümmern. Es ist dies äußerst verwerflich. Der Hund muß fortdauernd beobachtet und selbst dann, wann die Jagd vorbey ist, nicht aus den Augen gelassen, ihm nicht gestattet werden, zwecklos herum zu schwärmen. Am besten man läßt ihn sowohl auf dem Hinwege zur Jagd als auf dem Rückwege hinter sich hergehen.

Dies erkennt man daran, wenn der Hund entweder nach erfolgter Strafe nicht suchen will, sondern vielmehr immer hinter dem Jäger zurück bleibt, oder wenn er, sobald er einen Fehler gemacht hat, anstatt auf den Befehl des Jägers zu ihm zu kommen, denselben ausweicht, sich weit von ihm niederlegt, oder wohl gar Reißaus nimmt. Hat man nun einmal aus Uebereilung den Hund verschlagen, so ist kein anderes Mittel, als daß man ihn durch Liebkosungen und gütliche Behandlung wieder an sich zu bringen suche, daß man alle Strafe eine Zeitlang aussetze, bis er wieder Herz faßt, und das ihm zugefügte Leid vergessen hat.

Vom Jagdhunde.

Sobald diese Benennung im engsten Verstande des Worts genommen wird, so versteht man darunter ausschließend, diejenige besondere Hundegattung, die zum Aufspüren, Lautjagen und Forciren der Hasen, Füchse ꝛc. gebraucht wird. Es ist in gewissem Betracht eine Art von Parforcehunden, jedoch von diesen auch hinwiederum sowohl in Gestalt, als Wesen, ganz und gar verschieden, so daß sie für sich besondere Racen ausmachen. In Absicht auf Farbe und Haar, sind sie entweder schwarz, mit braunen Abzeichen, (nach dem Jägerausdruck braun gebrannt, an Maul, Augen, Brust, Lenden und Füßen, oder rothgelb, alsdann größtentheils mit weißen Abzeichen, oder Wolfsgrau, oder auch wohl gefleckt, obwohl man diese letztern, wenn sie nicht etwa Bastarde von einem Jagd und Hühnerhunde, sondern von echter reiner Race sind, hier zu Lande selten antrift.

Das Haar anlangend, so sind sie größtentheils glatt, und die zottigen langhaarigen seltener. Man hält einen Jagdhund für wohl gebildet, wenn er einen mittelmäßig dicken

dicken Kopf, lange breite herabhangende Ohren (einen guten Behang) hat, wenn die Oberlefzen oder Lippen tief über den Unterlefzen herabhangen, (der Hund wohl belappt ist). Nase, Brust, Auge, Lenden, Knochen wie beym Hühnerhunde. Der Rücken muß eingebogen, der Bauch stark behaart und etwas eingezogen, die Füße dürre mit harten Ballen versehen, diese in den Zwischenräumen mit Haaren bewachsen; die Zehen schwarz, das Gebiß scharf, der Schlund weit geöffnet, der Hund von mittelmäßiger Statur und nicht schwer sondern behende und leicht seyn. Er muß eine helle, laute, wohlklingende Stimme, nach dem Jägerausdruck, einen guten Hals haben. Man zieht die grobhälsigen den feinhälsigen vor, weil die ersten auf eine weitere Entfernung hörbar bleiben. Einige haben einen sogenannten Doppelhals d. h. sie geben beym Jagen einen doppelten Laut von sich und dies ist dem Ohre angenehm *). Der Kontrast zwischen dem Jagd- und Hühnerhunde ist nicht wenig auffallend. Der Hühnerhund steht vor dem Wildprett, der Jagdhund jagt es auf, der erste bleibt, wenn es aufstößt, zurück, der letzte läuft ihm nach, der erste bringt es, wenn es erlegt ist, seinem Herren, der letzte frißt es, wenn er nicht gehindert wird, auf. Der erste scheint im Grunde einzig und allein den Nutzen und das Vergnügen seines Herrn, der letzte einzig und allein sein eigenes zur Absicht zu haben. Der erste ist selbst in Absicht auf seine Sitten, in eben dem Grade kultivirt als der letzte roh, ungesittet und plump ist. Und doch sind, wie sonderbar es auch scheinen mag, jene Untugenden des Jagdhundes gerade diejenigen Eigenschaften, die ihm in den Augen des Jägers nur um desto mehr Werth geben, so daß

*) Nicht minder angenehm ist es dem Ohre, wenn man eine Meute Jagdhunde von verschiedenen Stimmen, theils grob theils feinhälsige und dann einen oder zwey doppelhälsige mit unter, jagen hört.

er sie in gewissem Betracht nicht nur zu unterhalten, sondern noch gar zu befördern, ihnen mehr Nahrung zu geben suchen muß, wenn er anders den gehofften Endzweck erreichen will. Es weicht denn aber auch hiernach die Erziehung und Abrichtung des Jagdhundes von derjenigen, die man bey dem Hühnerhunde anwendet, in eben dem Maaße ab, als sie nun freylich ungleich weniger Mühe und Arbeit kostet, und es bey dem ersten, im Grunde mehr auf natürliche Anlage und Uebung als auf Kultur, die hier in gewissem Verstande schädlich seyn würde, ankommt. Ich sage in gewissem Verstande. Weit entfernt also, daß der Jagdhund ganz und gar sich selbst überlassen werden müßte, bedarf er allerdings einer gewissen Anführung und Leitung, und zu dieser ist nachfolgende Methode nach meinen Begriffen und Einsichten die zweckmäßigste.

Sobald der Jagdhund ein Jahr alt ist, kann man ihn ins Feld bringen. Es giebt zwar hin und wieder Jagdhunde, die hierunter eine Ausnahme machen. Jedoch sind Fälle dieser Art selten, und man kann selbst von einem einjährigen Hunde nicht viel mehr als Anlage und guten Willen erwarten. Ehe er ins Feld gebracht wird, macht man ihn erst zu Hause koppelbändig, das heißt, man koppelt ihn mit einem andern und am besten mit einem in etwas gesetzten und friedfertigen, nur nicht beißigen Hunde, zusammen und läßt ihn täglich einige Stunden im Zwinger gedoppelt einhergehen. Man spricht ihm gleich Anfangs beym Aufkoppeln freundlich zu, man liebkost ihn, und sucht ihn unter dem Zuspruch: Ho Koppel! ho! ho! ho! wobey man ihn beym Nahmen nennt und ihm allenfalls ein Stück Brod reicht, dahin zu bringen, daß er am Ende von selbst kommt und sich willig koppeln läßt. Sobald er koppelbändig ist, führt man ihn, und wenn man mehrere junge Hunde von gleichem Alter und vielleicht gar von einem Wurf hat, — welche, beyläufig erwähnt, auf jeden Fall am besten und einstimmigsten zusammen jagen — diese sämmtlich

zwey

zwey und zwey gekoppelt, aus, oder läßt sie, wenn man einen zuverläßigen Jäger hat, durch diesen und zwar zu Pferde, ausführen. Die Absicht ist hiebey Anfangs blos, um die Hunde theils an den Anblick der ihnen zum Theil fremden Gegenstände mancher Art zu gewöhnen, als auch vorzüglich um sie frühzeitig in Athem zu setzen, welches beydes seinen guten Nutzen hat. Man macht mit ihnen das erstemal eine kurze, das zweytemal eine längere Tour, man trabt anfangs sachte, dann stärker, man hält sie an beym Pferde zu bleiben, man treibt sie, sobald sie unnütz stocken, oder sich aufhalten, durch Zurufen, durch einen Peitschenknall und nach Umständen durch mäßiges Strafen fort, man setzt diese Uebung einige Tage nach einander und immer in verhältnißmäßig zunehmender Weite und Geschwindigkeit fort, man führt sie bey Viehheerden, erst in der Ferne, dann näher vorbey, dann mitten durch, bis man den vorangezeigten Endzweck erreicht hat. Ist nun die Jagd aufgegangen, so bringt man sie ins Feld, und nimmt einen eingejagten, und zwar, wenn man mehrere dergleichen hat, den zuverläßigsten unter allen, zu ihrem Anführer mit. Unter einem zuverläßigen Jagdhunde versteht man einen solchen, der nie anders als auf einer frischen Fährte, oder wenn der Hase kurz vor ihm aufsteht, und wenn er nach dem Jägerausdruck auf ist, nicht aber auf der Nachtfährte d. h. auf der Spur, die das Wildprett in der Nacht gemacht hat, laut wird. Man bezeichnet diesen letzten Fehler durch den Ausdruck Weidelaut oder Vorlaut, und obwohl er im Grunde eine gute Nase von Seiten des Hundes verräth, so taugt es doch deshalb nicht, weil der Hase oft weit von dem Orte, wo der Hund anschlägt, entfernt, ist es ein Fuchs, dieser vielleicht bereits zu Bau ist, und der Jäger irre geführt wird, junge unerfahrne Hunde aber gar leicht denselben Fehler anzunehmen verleitet werden. Ein zuverläßiger Hund muß weiter immer nur eine und dieselbe Fährte halten, nicht, wenn ihm während des Jagens etwa eine andere vorkommt, oder ein frischer Hase aufspringt,

den

den ersten verlassen und diesem folgen. Er muß ferner mit den Rück- und Wiedergängen des Hasen — der Fuchs geht größtentheils ohne dergleichen zu machen in gerader Tour fort — bekannt seyn, sich dabey nicht aufhalten und nur immer die Fährte, wo der Hase wirklich fort ist, jagen. Er muß endlich anhalten d. h. ununterbrochen und so lange fortjagen, bis der Hase oder Fuchs getödtet oder der letztere zu Bau ist, oder er den ersten wohl gar so ermüdet hat, daß er ihn habhaft wird. Es taugt nicht, wenn junge Hunde im Anfange mit mehr als einem gebrauchten Hunde eingejagt werden; obwohl dieser Fehler oft und vielfältig begangen wird, gerade hierin aber nach meiner Ueberzeugung der Grund liegt, daß man so selten gut eingejagte Hunde antrift *). Ein einziger Anführer ist zu diesem Behuf hinlänglich. Die jungen Hunde zerstreuen sich weniger, halten sich im Gegentheil gar bald nur immer in der Nähe ihres Führers, schlagen sobald dieser laut wird, alle auf einmal bey, und jagen in der Folge offenbar besser und einstimmiger. Man bringe sie im Anfange nie anders als des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, es nach dem Jägerausdruck noch nicht abgefährtet hat, wenn mit einem Wort der Boden noch feucht ist, heraus. Man richtet auf einem trocknen Boden, in Betracht, daß die Hunde auf diesem die Fährte weniger wittern, diese nach dem Jägerdruck kalt ist, selbst mit alten gebrauchten Hunden wenig aus. Junge Hunde verliehren nur um desto leichter die Fährte und werden unmuthig. Sobald sie losgekoppelt, gelöset sind, welches unter dem Zuspruch: Loß Hunde! loß! loß! geschieht, zieht der Jäger und zwar zu Pferde, damit

*) Herr a. d. Winkel ist zwar in seinem Handbuche für Jäger der Meynung, daß junge von einem alten aufgeführten Hunde nicht feurig genug jagen. Ich kann aber dieser Meynung nicht beytreten, nur versteht es sich von selbst, daß man zu dem Anführer keinen phlegmatischen Hund wählen muß.

damit er damit folgen kann, mit ihnen. Er ermuntert sie zur Suche, und spricht ihnen theils in dieser Absicht, theils damit die Hunde wissen, nach welcher Gegend der Zug hingeht uh la la la la — such op — such op — hinne hinne uch da da da ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu. Sobald er gewahr wird, daß einer oder der andere vernimmt, d. h. die Fährte zu wittern anfängt, welches man bey Jagdhunden wie bey Hühnerhunden daran erkennt, wenn der Hund die Ruthe stärker bewegt und mit mehrerer Begierde sucht, auch mit der Nase schnaufelt, so verstärkt er den Zuspruch. Wird der Anführer laut, so ruft der Jäger einigemal laut auf: Hubie! Hubie! bis er hört, daß die jungen Hunde beyschlagen *). Fängt einer der jungen Hunde zuerst an laut zu werden, ist der Jäger so nahe, daß er den Hund sehen kann, und wird er gewahr, daß der Hund blos auf einem alten Gefährte, oft auch weil ein Vogel vor ihm heraus flog, klafft, so beruft er ihn gleich: Pfui da! Pfui da! dagegen er, wenn der Hund recht hat, wie vorhin verfährt, sich aber auch alsdann sogleich, und ohne weiter einen Zuruf hören zu lassen — dies muß während der Zeit, da die Hunde jagen nie geschehen — auf den Wechsel oder Paß d. h. denjenigen Ort, wo der Hase oder Fuchs seinen Gang zu nehmen gewohnt ist — und hiervon im zweyten Theile ein mehreres — verfügt. Geht die Jagd nach einer andern Gegend fort, so zieht der Jäger nach. Werden die Hunde still, so zieht er hin, die Hunde haben den Hasen, der

*) Es giebt Hunde die aus angebohrnem Eigensinn nie beyschlagen, wenn ein anderer Hund laut wird. Ich selbst hatte einen Jagdhund dieser Art. Er jug, wenn er selbst auffand, vortrefflich, schlug aber, wenn ein andrer Hund laut wurde, nie bey. Ja was noch mehr. Sobald ein anderer Hund sich zu ihm gesellte, und beyschlug, verließ er mitten im Jagen die Fährte, jug nie in Gesellschaft sondern stets für sich allein, dann aber anhaltend und ohne die Fährte zu verlieren.

der vielleicht Wiedergänge gemacht, sich vielleicht gedrückt, d. h. sich niedergesetzt hat, verlohren. Er ermuntert sie aufs neue und so lange, bis sie wieder auffinden. Die Hunde auf solchen Fall, wie viele theils faule theils unwissende Jäger zu thun gewohnt sind, abzurufen, und nach einer andern Gegend hinzuziehen, ist ein unverzeihlicher Fehler und mit eine der Ursachen, warum oft Hunde, die von Race aus gut, aber schlecht eingejagt sind, nicht anhalten. Der Jäger muß, wenn die Hunde verlohren haben, schlechterdings nicht eher nachlassen, bis sie wieder auffinden, es sey denn, daß Trockenheit des Bodens oder andre Umstände dies aller angewandten Mühe ungeachtet, vereiteln, da er denn freylich abstehen muß. Wenn die Hunde aus Hitze überrollen, d. h. wenn der Hase etwa plötzlich eine Wendung gemacht hat und sie aus Unerfahrenheit oder Hitze, anstatt der Fährte links oder rechts zu folgen, diese verfehlen und gerade aus vor sich hinjagen, so muß der Jäger, wenn er in der Nähe ist und den Hasen gesehen hat, die Hunde augenblicklich, unter dem Zuruf: Hai! Hai! Hai! hier! hier! hier! und wenn sie kommen; da weg! da weg! da weg! wieder auf das Gefährte bringen, welches er auch auf den Fall, daß er etwa fehl geschossen hat, und die Hunde entweder weit zurück sind, oder nicht nachfinden, thun muß. Erlegt er den Hasen, so ruft er: Ho ho ho! todt todt todt! und zeigt ihn den Hunden, wenn sie ankommen, wirft auch wohl den Hasen aus, giebt den Hunden das Gescheide (das Eingeweide) zum besten. Es muß dies letzte aber nur im Anfange, um die Hunde genossen zu machen, in der Folge aber keinesweges jedesmahl, sondern nur dann und wann, wenn die Hunde etwa ermüdet sind und Erfrischung und Aufmunterung nöthig haben, geschehen. Ist der Hase angeschossen und die Hunde fangen ihn, so ist es, wenn es die erste Jagd ist, um desto besser und man lasse es sich nicht Leid seyn, wenn sie ihn auch allenfalls verzehrt haben, ehe man herbey kommt. Sie jagen dann sicher in der Folge um desto

besser

besser und begieriger. Man ermüde junge Hunde im Anfange nie zu sehr. Man lasse sie vielmehr, besonders wenn der Tag heiß ist und es abgefährtet hat, aufkoppeln und ziehe nach hause, damit sie nicht den Muth verliehren. Man bringe junge Hunde, die im ersten Felde, d. h. noch nicht zwey Jahre alt und noch nicht völlig eingejagt sind, nie unter fremde Hunde. Es taugt überhaupt nicht, wenn man Hunde, die nicht mit einander zu jagen gewohnt sind, zusammen bringt. Man schafft offenbar mit einer Koppel von zwey, drey Hunden, die an einander gewöhnt sind, weit mehr, als mit zehn, zwanzig zusammengebrachten Hunden. Die letztern jagen selten, fast nie zusammen, sondern vielmehr getheilt. Junge Hunde schlagen bald hier bald dort bey. Die Jagd geht gewöhnlich schlecht, und man verdirbt noch überdem die Hunde. Jagt man in Gesellschaft, so lasse jeder abwechselnd seine Koppel allein jagen. Wenn man den ganzen Tag über auf der Jagd bleibt, so müssen die Hunde, sobald man ausruhen oder nach einer andern entfernten Gegend hinziehen will, aufgekoppelt, und nur dann, wenn die Jagd fortgesetzt wird, wiederum gelößt werden. Ungeachtet die Hasenjagd an mehreren Oertern am Bartolomäustage den 24. August aufgeht, so ist es doch für jeden, der seine Jagd schonen will, gewiß gerathener, wenn er den Jagdhund nicht vor dem ersten Oktober ins Feld bringt. Einmal setzt der Hase noch den Monath September hindurch, und es geht bey früherer Eröfnung der Jagd nicht nur mancher Mutter-Hase, der noch nicht abgesetzt hat, sondern auch beynahe der ganze Satz verlohren. Zweytens aber so jagen auch die Hunde, wenn erst das Laub gefallen und bey eintretender Regenzeit der Boden feucht ist, bey weitem besser. Wo Wildpret oder auch Rehe stehen, muß der Jagdhund heraus bleiben, wenn man nicht Schaden in den Wildbahnen anrichten will. In Ländern, wo beträchtliche Wildbahnen sind, eifert man nicht ohne Grund gegen den Gebrauch der Jagdhunde. Man geht aber zu weit, wenn man ihn da, wo gedachter Fall

nicht

nicht eintritt, für schädlich hält. Er ist im Gegentheil unter gehöriger Einschränkung nicht nur nützlich, sondern z. B. hier zu Lande, und vorzüglich in solchen Gegenden, wo Brüche, Feldgesträucher ꝛc. sind, gewissermaaßen unentbehrlich, und daß er Vergnügen macht, wird niemand ableugnen können, der je gute Jagdhunde jagen gehört hat. Wenn man die Hunde vorsichtig erzieht und sie frühzeitig an den Anblick des Viehes gewöhnt, wird man nicht leicht zu besorgen haben, daß sie Schaafe, Schweine u. d. g. anfallen werden. Tritt aber dennoch der Fall bey einem oder dem andern ein, so sey man ja vorsichtig und schaffe, wenn dies überhand nimmt, lieber bey Zeiten den Hund ab, ehe er die andern ebenfalls dazu verleitet. Die auf solchen Fall in Vorschlag gebrachten Mittel, wornach man den Hund z. B. in einen Sack stecken, und eine Heerde Schweine oder Schaafe über ihm weg treiben soll u. d. g. sind theils gewaltsam, theils fruchten sie nicht immer. Auch geht man gerade zu zwecklos zu Werke, wenn man Hunde, die eine Heerde Schaafe oder Schweine anfallen, von dem Schaafe oder Schweine, das sie zuerst und gewöhnlich alle zusammen anfallen, abtreibt. Sie lassen dann gemeinhin das erste los und packen ein zweytes, treibt man sie hier ab, so würgen sie das dritte. Es ist, wenn dies Unglück einmal vorfällt, immer das Beste, das eine Schaaf oder Schwein Preis zu geben und den Hirten zuvor mit der übrigen Heerde fortitreiben zu lassen, dann aber die Hunde auf frischer That nachdrücklich und derb abzustrafen, sie aber auch sodann augenblicklich und zwar aufgekoppelt, und überdem an der Leine, wiederum an die Heerde zu bringen, sie, sobald sie Miene zum Anfallen machen, die Peitsche fühlen zu lassen, und dies so lange unausgesetzt zu wiederhohlen, bis sie den Fehler nachlassen.

Von den Windhunden.

Wenn der Hühnerhund den Jäger an das Huhn, an die Schnepfe herangeführt, wenn er fest gestanden, wenn der Jagdhund den Haasen aufgespürt, wenn er ihn anhaltend gejagt hat, so haben beyde ihre Schuldigkeit gethan. Das Wildprett habhaft zu werden, hängt von der Geschicklichkeit des Jägers ab, der es zu erlegen bemüht seyn muß. Mit dem Windhunde verhält es sich gerade umgekehrt. Bey der Jagd mit dem Hühner- und Jagdhunde muß die Geschicklichkeit des Jägers, bey der mit dem Windhunde die Geschicklichkeit des Hundes den Ausgang des Werks krönen.

Daß aber auch hiernach der Windhund, mehr denn irgend einer, Meister in seiner Kunst seyn muß, fällt in die Sinne. Sowohl der Hühnerhund als der Jagdhund können, wenn sie nur nicht ganz und gar ohne alle Anlage sind, immer einige, wenn gleich nur unvollkommene Dienste leisten. Dem ersten kann der Jäger durch Dressur, beyden aber durch Fertigkeit im Schießen zu Hülfe kommen, und so wird gar oft der Fall eintreten, daß ein guter erfahrner Jäger mit einem schlechten Hühner- oder Jagdhunde mehr, als der unerfahrne mit einem trefflichen Hunde auszurichten im Stande seyn wird. Der Windhund dagegen muß alles von der Natur mitbringen. Sobald ihn diese irgend vernachlässigt hat, ist er schlechterdings ganz und gar untauglich. Der Jäger kann weder durch Kunst noch Mühe das Maaß seiner Schnelligkeit vermehren. Er kann ihn weder laufen noch fangen lehren. So wie nun aber hiernach natürliche Anlage, und zwar vorzüglich Körperbau, bey dem Windhunde beynahe einzig und allein für seinen mehreren oder mindern Werth entscheiden, so trügt auch bey dieser Hundegattung die äußere Gestalt ungleich weniger, als bey dem Jagd- und Hühnerhunde, und es wird der sachkundige Jäger, selbst nach dem Aeußern des Windhundes, mit ziemlicher Gewißheit seine Tauglichkeit bestimmen können.

Die

Die drey wesentlichen Eigenschaften, die dem Windhunde von Natur aus eigen seyn müssen, sind, daß er gut äuge, d. h. daß er den Haasen, sobald er aufgeht, nicht nur gleich ins Auge fasse, sondern ihn auch immerwährend im Auge behalte; daß er weiter gut laufe, und daß er gut nehme (fange). Zum Aeugen hat er ein scharfes Gesicht, zum Laufen nicht nur Schnelligkeit, sondern auch Kraft, zum Fangen nicht nur Uebung, sondern einen diesem Endzweck entsprechenden Körperbau nöthig. Wie dieser beschaffen seyn muß, wird nachfolgende Beschreibung näher darthun. Ein wohlgebauter Windhund muß einen mittelmäßigen, starken, wohlgeebneten Kopf und Stirn, eine schmale spitze Schnautze, ein mit scharfen Fängen versehenes, lang geschlitztes Gebiß, ein lebhaftes, helles, vorliegendes Auge, einen lang gestreckten Leib, einen hohen breiten Rücken, eine lange dünne Ruthe, einen stark eingezogenen engen Bauch, fleischichte Hüften, lange, dünne, trockene, mit Luchs- oder Katzenartigen Zehen und Krallen und mit harten Ballen versehene Füße, platte Schultern und einen festen Knochenbau haben. Je mehr oder weniger man die vorangezeigten körperlichen Eigenschaften bey einem Windhunde antrifft, oder vermißt, je mehr oder weniger wird er die vorberührten Forderungen zu erfüllen im Stande seyn. Zu einem Strick Windhunde nimmt man gewöhnlich drey an der Zahl. Der Windhund muß wenigstens anderthalb Jahre alt seyn, ehe er eingehetzt werden kann. Ihn früher einzuhetzen, taugt deshalb nicht, weil seine Kräfte, ehe und bevor sein Wachsthum vollendet ist, durch diese Anstrengung zu sehr leiden. Man macht ihn alsdann zuvörderst Strickbändig, d. h. man gewöhnt ihn, daß er sich auf den Zuruf des Jägers an den Strick, wovon ein Ende an den Hetzriemen, den der Jäger umhängt, befestigt, das andere aber durch den Halsbandring der Hunde gezogen und von dem Jäger in der rechten Hand geführt wird, annehmen und beym Pferde führen lasse. Das Pferd, dessen man sich zur Hetze bedient, muß fromm, der Hund aber

dem-

demungeachtet vorsichtig seyn, damit er nicht unwillkührlich getreten oder beschädigt werde. Sobald er daher dem Pferde zu nahe kommt, wird er durch den Zuruf: Hüt' dich, oder Schon' dich, gewarnt. Man läßt dann die jungen Windhunde auf ähnliche Art, wie die Jagdhunde, erst in kleinen, dann größeren Distanzen, neben dem Pferde traben, um sie in Athem zu setzen. Man führt sie an Viehheerden vorbey, mitten durch diese u. s. w. Sobald sie Strickbändig sind, werden sie eingehetzt. Wenn man zwey junge Hunde einhetzt, nimmt man diese mit einem dritten bereits eingehetzten in einen Strick, und führt sie mit ihrem Lehrmeister — denn dieser ist es im eigentlichen Verstande mehr als der Jäger — ins Feld. Das, was der letzte bey ihrer Anführung zu beobachten hat, ist im Grunde mehr negativer als positiver Art. Er muß nun vor allen Dingen zwey wesentliche Fehler vermeiden, einmal, daß er nicht zu weit anhetze, und dann, daß er sich im Anfange mit wenigen Hetzen und, je nachdem diese lang oder kurz sind, höchstens mit zwey, dreyen begnüge. Wenn der Haase zu weit aufgeht, und der junge Hund gewahr wird, daß er ihn trotz aller Anstrengung nicht einholt, so bleibt der Hund, wenn dies nur zwey- oder dreymal geschieht, am Ende selbst dann, wenn der Haase nahe aufgeht, stehen und läuft gar nicht nach. Er ist auf solchen Fall, nach dem Jägerausdruck, verhetzt. Hetzt man dagegen mit einem jungen Hunde im Anfange an einem und demselben Tage zu viel und zu oft, so leiden, besonders wenn einige Hetzen unmittelbar nach einander folgen, seine Kräfte, der Hund kommt, wenn die Hetze lang ist, außer Athem und wird überhetzt. Ein dritter Fehler, den man vermeiden muß, ist der, wenn man dem etwa durch Jagdhunde oder sonst aufgescheuchten und auf dem Hetzer zukommenden Haasen entgegen hetzt. Die Hunde schießen auf solchen Fall gemeinhin über den Haasen fort, und er hat, ehe sie sich wenden, einen großen Vorsprung und entkommt gar leicht, besonders wenn Gesträuche in der Nähe ist. Man

hetze

Hetze im Gegentheil, wenn der Haase auf den Jäger zukommt und das Gesträuche zu nahe ist, entweder gar nicht, oder man lasse den Haasen selbst dann, wenn man Feld genug hat, erst vorbey, und behetze ihn dann. Sobald der Haase gefangen ist, muß der Jäger herbey eilen und den Hunden unter dem Zuruf: Herab! Herab! frühzeitig das Reißen abgewöhnen, sie nach Umständen strafen, wenn sie es nicht nachlassen. Es giebt Hunde, die, wenn der Haase gefangen ist, ihn eben so wenig selbst reißen, als dies andern gestatten. Man nennt dergleichen Hunde Retter, und es ist dies allerdings eine vorzügliche Eigenschaft. Zwey dergleichen in einem Strick zu führen, taugt aber nicht, weil dies nicht nur zum Raufen Anlaß giebt, sondern weil auf solchen Fall beyde den Haasen retten zu wollen und ihn dann gerade am ersten zu reißen pflegen. Wenn der Hund eine lange Hetze gemacht und sich durch übermäßige Anstrengung übernommen, verfangen hat, so nimmt man ihn in die Höhe und schüttelt ihn einigemal tüchtig, auch ist es auf diesen Fall nicht undienlich, ihm einen Schuß Pulver in den Hals zu schütten, damit er sich wieder erhole. Bey hartem Frost, oder wenn es glatteiset, oder auch wenn der Schnee eine Krüste hat, und zwar den Haasen, nicht aber den Hund überhält, zu hetzen, ist nicht nur den Hunden nachtheilig, sondern auch größtentheils und eben so wenig von Erfolg, als wenn man nach anhaltendem Regen auf fetten oder lehmigen Aeckern hetzt, wo im ersten Fall die Hunde wegen der Tiefe, im letzteren aber wegen der Glätte des Bodens nicht fortkommen. Bey welchem tiefen Schnee zu hetzen, wo jeder Bauerhund den Haasen fangen kann, ist im Grunde ein erbärmliches Vergnügen, und nur einzig und allein Gewinnsucht kann den Jäger hierzu verleiten. Die vorberührten, auf Witterung beruhenden Umstände ausgenommen aber, ist es gut, wenn der Hetzer den Hund, sobald er einigermaaßen eingehetzt ist, mit Geläufen aller Art bekannt macht. Hunde, die auf hartem Boden mit leichter Mühe nehmen, pflegen, wenn sie zum erstenmal auf

Sand-

Sandboden kommen, gerne laufen zu lassen. Unkundige werden dadurch zu der Meinung verleitet, daß der Haase auf dem Sande schneller, als auf anderm Boden läuft. Es ist dies offenbar ein Irrthum. Seine mehrere oder wenigere Ueberlegenheit im Laufen auf diesem oder jenem Boden, rührt wohl nur größtentheils daher, daß der Haase in der Gegend, wo er aufgefunden wird, zu Hause und mithin an das Geläufe von Jugend auf gewöhnt ist; dagegen der Hund, wenn er auf ein ihm fremdes Geläufe gebracht wird, im Anfange und ehe er damit bekannt ist, allerdings im Laufen zurückbleiben, auch wohl, wenn das Terrain mit Wachholdergesträuch oder mit großen Steinen bedeckt, und er daran nicht gewöhnt ist, den Haasen leichter aus dem Gesichte verlieren wird. Sobald er aber nur erst Boden und Gegend kennen gelernt hat, wird er, vorausgesetzt, daß er von Natur gut läuft und Feld genug hat, den Haasen auf jedem Boden einholen und fangen. Daß aber ein Haase vor dem andern von Natur aus mit mehrerer oder minderer Schnelligkeit versehen ist, und daß ein und derselbe Haase zu einer Zeit schneller, wie zu der andern läuft, ist unläugbar. Der Grund der letzten Erscheinung liegt vorzüglich in der Aesung. So wie diese nach Verhältniß der Jahreszeit besser oder schlechter ist, so wird der Haase auch, z. B. im Anfange des Herbstes, wo die Wintersaat noch nicht völlig aufgekeimt ist, schwächer, später hinaus aber, wenn er sich erst auf dieser geäset und mehrere Kräfte erlangt hat, zugleich stärker laufen.

Nur selten pflegen junge Hunde zum erstenmal einen Fuchs, so leicht sie ihn auch übrigens einholen, zu nehmen. Der Anführer muß mithin sowohl auf Haase als Fuchs eingehetzt seyn, weil die jungen Hunde den letzten sonst gewöhnlich durchlassen. Einige Hunde haben die Gewohnheit, daß sie, anstatt hinter dem Haasen herzulaufen, ihm seitwärts vorzubeugen und ihn zu kehren suchen. So sehr auch unwissende Jäger diese Gewohnheit zu rühmen pflegen, so ist

sie

sie doch nichts weniger als ein Vorzug. Sie ist vielmehr größtentheils nur solchen Hunden eigen, die von Natur schlecht laufen, und die den Abgang der Schnelligkeit durch andere Mittel zu ersetzen suchen, und man wird sie nie bey Hunden, die sich auf ihre Schnelligkeit verlassen können, antreffen. Die Art und Weise, wie und wo der Hetzer, nach Maaßgabe der verschiedenen Witterung und Jahreszeit, den Haasen aufsuchen, oder, wenn Jagdhunde dabey sind, sich zum Hetzen anstellen muß, wird bey Gelegenheit der Haasen- und Fuchsjagd näher erörtert werden.

Von dem Dachshunde.

Der Dachshund ist unter allen zur kleinen Jagd bestimmten Hunden, seinem Körperbau nach, der kleinste und schwächste, und doch übertrifft er sie alle an Herzhaftigkeit. Er sucht sich seinen, ihm an Muth gleichkommenden, an Kräften aber im Grunde weit überlegenen Feind tief unter der Erde auf, bekriegt ihn hier auf eigenem Grund und Boden, kämpft mit ihm Stunden, ja Tage lang, scheut weder Wunden noch selbst Lebensgefahr, und läßt selten eher nach, bis er entweder seinen Gegner durch anhaltende Tapferkeit zur Flucht genöthigt und wohl gar aus seiner Wohnung vertrieben hat, oder sein Herr ihm durch langsames und beschwerliches Nachgraben zu Hülfe zu kommen im Stande ist. Bey dem Dachshunde kommt es eben so, wie bey dem Windhunde, vorzüglich auf natürliche Anlage an. Hülfen sind bey ihm nur unter wenigen, Strafen unter keinen Umständen anwendbar. Wenn der Dachshund von Natur feige ist, wenn er keine angeborne Neigung zum Kriechen, Einfahren in den Bau, hat, so ist alle Kunst und Mühe vergebens und zwecklos. Die Dachshunde sind gewöhnlich von schwarzer oder auch Otterbrauner Farbe. Sie gleichen in Absicht auf ihre äußere Gestalt, die Größe

abgerechnet, in etwas dem Jagdhunde, nur mit dem Unterschiede, daß sie kurze niedrige Beine, eingebogene Knies und eine spitzere Schnauze haben. Die schwarzen sind, wie die Jagdhunde von dieser Farbe, größtentheils braun gebrannt, auch wohl mit weißen Abzeichen an Brust und Kehle. Einige haben dicke geringelte, andere dicke, breite, gerade, abhangende sogenannte Otterschwänze. Man pflegt dies letzte für ein Zeichen einer guten Race anzusehen. Die gefleckten, imgleichen die stockhaarigen Dachshunde, sind seltener als die schwarzen und braunen.

Das Vorzüglichste, worauf man bey dem Körperbau des Dachshundes zu sehen hat, ist, daß er, um durch alle Röhren des Baues kommen zu können, von niedriger, schmaler Statur, jedoch nicht schwächlich, sondern gut genervt und von starkem Knochenbau sey, und daß er ein gutes Gebiß habe. Die krummen, ausgesetzten Beine sind dem Dachshunde beym Graben beförderlich. Jedoch findet man auch Hunde, die, ohne dergleichen zu haben, brauchbar sind. Ueberhaupt ist das Aeußere trüglich; ich habe mansehnliche Hunde anhaltend vorliegen sehen, ich habe andere von trefflichem Aussehen gekannt, die, ungeachtet bey ihrer Anführung nichts versäumt war, weder Muth noch Ausdauer hatten. Nicht jeder Dachshund ist, wenn er ein Jahr alt ist, zum Gebrauch tauglich. Es giebt einige, die von Race aus später, oft erst, wenn sie anderthalb, ja wohl gar zwey Jahre alt sind, zu kriechen, in den Bau zu fahren anfangen. Es läßt sich hierunter nichts erzwingen, und man darf also, wenn der junge Hund nicht gleich zum ersten-, zweytenmale in den Bau geht, nicht gleich verzagen oder daraus schließen, daß er untauglich ist. Viele Jäger schlagen als ein Mittel den Dachshund anzuführen vor, daß man auf dem Hofe oder Felde einen künstlichen Bau, eine mit Brettern bedeckte, und mit Erde beschüttete Röhre verfertigen, in diese eine Katze sperren, alsdann aber den jungen Dachshund heranbringen und anhetzen soll, damit er frühzeitig zum Kriechen gewöhnt werde und

Herz erhalte. Ich bekenne gern, daß ich dies für eine überflüssige zwecklose Künsteley halte. Wenn der Dachshund von Natur und Race aus gut ist, bedarf es warlich nicht solcher Spielereyen. Es ist überdem grausam und zugleich unklug, das Leben eines nützlichen Thieres, und das ist doch offenbar die Katze, Preis zu geben, und zwischen Hausthieren, die neben einander friedlich wohnen sollen, Krieg und Uneinigkeit zu stiften; ich halte, wie gesagt, nichts davon. Die Dachshunde, die ich besitze, dürfen, müssen kein Hausthier anfallen, und nichts destoweniger thun sie in dem Bau ihre Schuldigkeit. Nach meinen Begriffen ist folgende Abrichtungs-, oder vielmehr Anführungsmethode die zweckmäßigste. Wenn der Hund jährig ist, so kann man Versuche machen, ob er kriecht. Wenn es alsdann gerade um die Zeit ist, wo die jungen Füchse halbwachsend sind, so ist es um desto besser, wenn man den jungen Hund an diese bringt. Man nehme sodann einen alten gebrauchten, zuverlässigen Hund mit, und lasse diesen in den Bau: man bringe den jungen Hund an die Röhre, wo der alte herein gefahren ist, man klopfe ihm sanft auf den Rücken und ermuntere ihn unter dem Zuruf: Buz! buz! ꝛc. nachzufolgen. Verspürt man keine Neigung, sträubt sich der Hund, oder bezeigt er sich furchtsam: so lasse man augenblicklich ab, behalte aber den Hund auf dem Arme, lasse ihn überhaupt weder im Anfange, noch in der Folge frey herum laufen. Er gewöhnt sich gar bald das Suchen und Revieren an, er nimmt, vermöge seiner guten Nase, leicht Fährten auf, bekömmt, nach dem Jägerausdruck, Neigung zur Oberjagd, und ist, sobald er diese erst kennen gelernt hat, in dem Bau untauglich. Wenn der alte Hund in dem Bau laut wird, bringe man den jungen Hund, wenn er nicht gleich Anfangs kriecht, zum zweytenmale heran: kriecht er demungeachtet nicht, so ist es wahrscheinlicherweise noch zu früh, man muß abwarten, bis er älter wird, und den Versuch ein andermal und so lange fortsetzen, bis er freywillig zu kriechen anfängt. Erfolgt dies erst, so kommt es nur darauf an, daß einigemal

mal vor ihm ausgegraben und der Hund gewahr werde, daß er durch anhaltendes Vorliegen zum Zweck kommt. So wie nun über die eigentliche Verfahrungsart beym Ausgraben bey Gelegenheit der Dachs- und Fuchsjagd das mehrere vorkommen wird: so sind übrigens in Absicht auf die Abrichtungsmethode der Dachshunde vorzüglich folgende Vorsichtsregeln zu beobachten nöthig. Ich habe schon vorhin gesagt, daß dem Dachshunde das Suchen und Revieren außerhalb dem Bau nicht gestattet werden muß. In dieser Rücksicht muß er weder den Weg nach dem Bau, noch zurück zu Fuße machen: sondern sowohl hin als zurück entweder getragen, oder wenn man zu Pferde ist, in einen Ränzen, einen ledernen oder leinenen Sack, der ihm bis an den Hals reicht, gesteckt und auf das Pferd gebunden werden. Von einem jungen Hunde darf man, wenn er zum ersten- zweytenmal in den Bau kommt, nicht leicht erwarten, daß er fest und anhaltend vorliegen wird. Er wird theils aus Unerfahrenheit, theils um nachzusehen, ob der Jäger noch da ist, vielleicht nach einigen Minuten umkehren und heraus kommen. Sobald dies geschieht, nehme man ihn gleich auf und lasse ihn nicht anders, als wenn seine Begierde, in den Bau zurück zu kehren, etwa durch Sträuben und Winseln sichtbar wird, los. Man wiederhole dies jedesmal, so oft der Hund herauskommt, und man darf versichert seyn, daß es das beste Mittel ist, um den Hund fest zu machen. Je feuriger er von Natur ist, desto mehr wird seine Begierde durch das Aufnehmen beym Herauskommen gereizt. Er wird es oft zum zweyten- drittenmal nicht dazu kommen lassen: sondern vielmehr, sobald er nur den Jäger an der Röhre gewahr wird, sehr schnell umkehren und wieder in den Bau zurück eilen. Man bringe weiter den jungen Hund im Anfange nie an tiefe, große, sondern vielmehr an solche Baue, wo wenige, flach liegende Röhren vorhanden sind, und wo man theils den Hund gut abhören, theils ihn durch die Röhre vermittelst eines ihm hörbaren Zurufs anfrischen, theils auch beym

Gruben leichter und geschwinder zum Zweck kommen kann. Auch bringe man ihn zum erstenmal nicht an einen Dachs, sondern wo möglich zuvörderst an Füchse. Der Dachs ist einem jungen, unerfahrnen Hunde zu mächtig. Je feuriger und herzhafter der letztere ist, desto eher wird er, da es ihm noch an Erfahrung fehlt, geschlagen, welches aber, wenn es gleich das erstemal, vielleicht gar mit beträchtlicher Verletzung geschieht, die nachtheilige Wirkung hat, daß der Hund abgeschreckt wird, daß er in der Folge weit abliegt, und daß mithin unsicher vor ihm zu graben ist. Man lasse nie mehr, als zwey Hunde auf einmal in die Röhre. Einer hindert den andern, die vordersten werden von den nachfolgenden gedrängt und kommen, weil es an Raum fehlt, unnöthigerweise in Gefahr. Es giebt Hunde, die keinen andern im Bau neben sich leiden. Wenn dergleichen Hunde sonst gut und ferm sind, so thut dies zwar an sich nichts, weil ein tüchtiger Hund zum Graben hinlänglich ist. Nur sind dergleichen Hunde zum Anführen junger Hunde untauglich. Ein Hund, den man zum Ausgraben ferm machen will, muß nie zum Herausstöbern der Füchse gebraucht werden. Bey einem alten gebrauchten Hunde hat dies zwar weniger auf sich: dagegen ein junger Hund, wenn er nicht durch das Ausgraben Satisfaction erhält, gar leicht verdorben wird. Man wähle vielmehr zum Herausstöbern einen Hund, bey dem man allenfalls weniger Anlage zum Vorliegen bemerkt, und bediene sich der andern dagegen einzig und allein zum Ausgraben. Es giebt Dachshunde, die aus zu großer Hitze entweder gleich, sobald sie in die Röhre kommen, oder wenn sie die Fährte wittern, der Dachs oder Fuchs aber noch fern ist, laut werden. Es ist dies ein Fehler. Ein guter Hund muß nicht eher laut werden, bis er nahe genug heran ist. Wenn dergleichen Hunde den Fehler nicht nachlassen, so sind sie zum Graben untauglich: dagegen man sie auf diesen Fall mit Nutzen zum Herausstöbern der Füchse gebrauchen kann. Ungeachtet ich im Eingange gerathen habe, die Hunde in Zwingern zu halten, so

macht doch der Dachshund hierunter eine Ausnahme. Er ist von Natur zänkisch, unverträglich und naseweise. Er fängt oft, ohne auf seine Kräfte Rücksicht zu nehmen, mit den größten Hunden Händel an, und taugt mithin nicht in ihre Gesellschaft. Man gestatte ihm daher immer einen Aufenthalt im Wohnhause, gewöhne ihn aber frühzeitig an Reinlichkeit, und erlaube ihm nicht, daß er Menschen oder Thiere anfälle, wozu er seiner vorbeschriebenen Gemüthsart nach allerdings sehr geneigt ist.

Von den Krankheiten der Hunde.

Ungeachtet eine sorgfältige Wartung der Hunde nicht wenig beyträgt, sie vor Krankheiten mancher Art zu sichern: so ist es doch unmöglich, alle diejenigen Fälle vorauszusehen, und aus dem Wege zu räumen, die hiezu eine nahe oder entfernte Gelegenheit geben können. Hiezu kommt, daß der Hund unter allen bekannten Thieren die trockenste und hitzigste Natur hat, daß seine Säfte, besonders die des mit Fleisch genährten Hundes, zur Schärfe, Fäulniß und Verdickung geneigt sind: daß seine Ausleerung, der Struktur der Gedärme nach, selbst im gesunden Zustande, fast immer mit einigem Zwange erfolgt, daß weiter die Ausdünstung, dieser vorzügliche Weg zur Ausführung jener faulen, scharfen Säfte, bey dem Hunde nicht sowohl durch die Haut, als beynahe einzig und allein durch die Zunge, vermittelst des dort abgesetzten Speichels vor sich geht, und daß diese Ausdünstung im Zustande der Ruhe, ja selbst bey einer mäßigen Bewegung, nur schwach und unmerklich, stärker und sichtbarer nur beym Laufen und großen Erhitzungen erfolgt. Wie sehr dieser letzte Umstand, daß nämlich die beym Hunde erzeugte Schärfen nicht hinlänglich ausdünsten, sondern viele davon

im Körper zurückbleiben, die Verdickung und Verderbniß der Säfte begünstiget und vermehrt, und in welchem Grade hiernach Alles, was nur irgend zu Erzeugung jener scharfen Säfte Gelegenheit giebt, die gefährlichsten Krankheiten bey dem Hunde hervorbringen kann, fällt in die Augen. Es wird aber auch hiernach einleuchtend, daß selbst bey geringfügigen Krankheitsanfällen der Hunde diejenigen Mittel, die eine Ausleerung des in den ersten Wegen erzeugten Krankheitsstoffes bewirken, die heilsamsten und dienlichsten seyn werden.

Ich werde nach dieser Voraussetzung die mannigfaltigen Krankheiten der Hunde, und zwar sowohl die innerlichen als äußerlichen näher beschreiben, und die zur Heilung derselben dienlichen Mittel, und zwar größtentheils solche angeben, die ich aus eigener vieljähriger Erfahrung als bewährt empfehlen kann, ohne diejenigen verwerfen zu wollen, die man in andern Jagdschriften, wie z. B. Doebels Jagdpraktik, Flemmings deutscher Jäger, Onotomologia foreſtalis, Handbuch für Jäger, von Herrn a. d. Winkel u. a. m. verzeichnet findet.

Zuvörderst aber einige Bemerkungen über die Art, wie man den Hunden die angeordneten Heilmittel giebt. Am leichtesten sind sie ihnen in Pillen beyzubringen. Um diese zu verfertigen, vermischt man die vorgeschriebenen Ingredienzien — die ich übrigens größtentheils nach denjenigen Benennungen, unter denen sie in jeder Offizin zu haben sind, angeben werde — mit einer verhältnißmäßigen Quantität Tragant oder arabischen Gummi, formt sie in Pillen, und wendet die letztern in etwas Mehl oder pulverisirtem Süßholz um. Beym Eingeben öffnet man dem Hunde das Maul und sucht die Pille so tief als möglich in den Schlund zu bringen; hält dann aber dem Hunde Maul und Nase so lange zu, bis man gewahr wird, daß er die Pille verschluckt hat. Die bey jedem Ingredienz der verschiedenen Heilmittel angegebene Dosis ist nach Medicinalgewicht bestimmt. 1 Pf. Medicinal-

gewicht

gewicht enthält 12 Unzen, 1. Unze 2 Loth, 1 Loth 4 Quentchen oder Drachmen, 1 Quentchen 3 Scrupel, 1 Scrupel aber 20 Gran.

Noch merke ich an, daß diejenigen Heilmittel, die man in Pillen giebt, nicht wohl in Vorrath aufbewahrt werden können, weil sie zu hart werden und sich dann nicht so leicht im Körper auflösen, als wenn sie frisch verfertigt sind.

Innerliche Krankheiten.

Die Tollwuth oder die Wasserscheue.

Die gefährlichste, und wegen ihrer unseligen Folgen zugleich fürchterlichste Krankheit, womit die Hunde zuweilen behaftet werden, ist wohl offenbar die Tollwuth. Schlechter, unreinlicher Fraß, starke Erhitzung, heißes Futter, Mangel an Wasser bey großer Sommerhitze und strenger Kälte, wie nicht minder unterdrückter Begattungstrieb geben die erste und nächste Gelegenheit zur Entstehung jener furchtbaren Krankheit; auch würde man, wie ich überzeugt bin, unendlich weniger von traurigen Vorfällen dieser Art vernehmen, wenn nicht so viele Hundebesitzer sich hierunter eine unverzeihliche Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen. Die ältern Jäger pflegen sieben verschiedene Gattungen dieser Krankheit anzugeben: die hitzige, die laufende, die fahrende, die schlafende, die grimmende, die fließende und die stille Wuth. Jede kündigt sich, ihrer Angabe nach, durch andere Simptomen an, wornach denn auch die Kurart verschieden seyn soll. Meines Erachtens lassen sich jene sieben Arten, deren vorgegebener Unterschied im Grunde auf nichts wesentliches herausläuft, auf zwey Gat-

Gattungen reduziren: die hitzige und die sogenannte stille Wuth. Ehe ich mich über diese unglückliche Krankheit und über die Art, sie zu heilen, näher auslasse, halte ich es für Pflicht, jedem, der Hunde hält, folgende Vorsichtsmaaßregeln zur unerläßlichen Pflicht zu machen. Sobald man bey einem Hunde eine Abneigung gegen den Fraß verspührt, säume man ja nicht, denselben an die Kette zu legen und ihn genau zu beobachten. Oft ist es blos Unpäßlichkeit, oft ist nicht sowohl die Tollwuth als eine andere ernsthafte Krankheit im Angange. Es werden sich indessen auf jeden Fall gar bald nähere und bestimmtere Simptomen einfinden, aus denen man zu beurtheilen im Stande seyn wird, was man zu erwarten hat. Was nun die Heilmittel anbetrifft: so läuft leider der größeste Theil der von ältern und neuern Schriftstellern gegen diese furchtbare Krankheit und deren Mittheilung durch den Biß angepriesenen Mittel auf Betrug und Geldprellerey hinaus, und so, wie ich hierunter alle vorgegebenen Arkana und simpathetischen Mittel sammt und sonders zähle, so gehört auch das Ausschneiden des sogenannten Tollwurms*) ganz eigentlich hierher. Auch gestehe ich sehr gern, daß ich mich von der Möglichkeit, diese unglückliche Krankheit zu heilen, nur erst seit dem Augenblick zu überzeugen angefangen habe, da mir die im Jahre 1795 im Druck erschienene Abhandlung des Herrn Doktor Roserus zu Pyritz: über das Entstehen, die Ursachen und die Heilungsart der Hundewuth, zu Gesichte gekommen ist.

*) Es ist dieser angebliche Tollwurm, wie bereits in der Naturgeschichte der Hunde gesagt worden ist, nichts anders, als eine, unter der Zunge eines jeden Hundes befindliche Sehne, die Fortsetzung des Speichelganges; und es ist unbegreiflich, wie man die Welt durch eine so lange Reihe von Jahren hat überreden mögen, daß diese Sehne ein Wurm, und, wohlbemerkt, ein todter Wurm sey, der, nach der Angabe gewinnsüchtiger und unwissender Marktschreyer, zu Zeiten lebendig wird und dann die Tollwuth verursacht.

ist. Diese äußerst interessante Schrift giebt in der That über jene unglückliche Krankheit so viele wichtige und neue Aufschlüsse; der verdienstvolle Herr Verfasser hat die, über das Entstehen des Uebels aufgestellten Beobachtungen mit so vielen einleuchtenden Gründen unterstützt, daß das von ihm in Verfolg dieser Beobachtungen vorgeschlagene Heilungsmittel wohl unter allen bisher bekannt gewordenen die mehreste Aufmerksamkeit verdient. Einen Auszug aus dieser lesenswerthen Schrift hier zu liefern, halte ich für zwecklos. Man muß sie ganz lesen, man muß dem Verfasser in seinen Beobachtungen so zu sagen Schritt vor Schritt folgen, wenn man sich von dem Resultat seiner Beobachtungen eine volle anschauende Einsicht und Ueberzeugung verschaffen will. Wohl aber werde ich diejenigen Jagdfreunde, denen diese Schrift noch nicht zu Gesichte kommen ist, mit der von dem Herrn Verfasser in Vorschlag gebrachten Heilungsart näher bekannt machen.

Ehe ich dies thue finde ich für nöthig, die Simptomen dieser Krankheit näher anzugeben. Man kann eigentlich für den Angang, das Steigen und den Ausbruch der Tollwuth drey Perioden annehmen. Sowohl die fahrende als stille Wuth kündigen sich im Anfange — und dies ist die erste Periode des Uebels — durch folgende Simptomen an: Der Hund wird traurig, sucht wider Gewohnheit die Einsamkeit, verliert die Eßlust, äußert im Anfange einen heftigen Durst, trinkt oft, aber jedesmal nur wenig, die Ausleerung erfolgt mit noch größerem Zwange, als gewöhnlich, und der Abgang ist hart; die Nase ist, wie bey jeder, selbst der leichtesten Unpäßlichkeit, trocken und warm, das Auge trübe, gebrochen, der Blick schielend, er bellt entweder gar nicht, oder doch mit heißerer Stimme; er bezeigt sich bey Liebkosungen gleichgültig, und anstatt auf den Zuruf seines Herrn wie sonst freundlich herbeyzueilen, verkriecht er sich wohl gar. Er schläft wenig oder gar nicht, schlummert höchstens und fährt oft und vielfältig

tig während des Schlummers zusammen. Die besondern Merkmale, die sich bey der stillen Wuth mehr wie bey der andern in der ersten Periode einzufinden pflegen, sind außer den angezeigten noch die, daß der Hund ungewöhnlich nach Fliegen und Schmetterlingen schnappt, daß er wider Gewohnheit den zahmen Hühnern nachläuft, und sie zu haschen sucht — sich öfters das Maul leckt, mit der Zunge klatscht, die Oberlefzen verzerrt, daß ihm hin und wieder Wasser aus dem Maule läuft, daß er oft nach den Weichen (Dünnungen) schielt, auch wohl laut winselt, daß er sich gegen andere Hunde freundlich bezeugt, mit ihnen scherzt, sie beschnäuselt, küßt und leckt, und sie dann plötzlich anfällt und ihnen einen Fang giebt, auch wohl gegen seinen Herrn ein ihm sonst so unnatürliches Betragen äußert.

Das Zunehmen und Steigen der Krankheit — und dies ist die zweyte Periode — wird man bey beyden Gattungen an folgenden Kennzeichen gewahr. Die Unruhen und Schüchternheit vermehren sich sichtbar. Das Auge ist starr und wild. Der Kopf schwillt, vorzüglich an den Backen und Augen. Die Zunge ist entzündet und feuerroth, das Maul fängt an zu geifern. Der Hund hängt im Gehen den Kopf zur Erde, knurrt hin und wieder ohne Veranlassung, bellt aber gar nicht mehr. Er achtet auf keinen Zuruf, hört schwer, und dreht den Kopf auf die Seite, wenn man ihn ruft, als horche er auf den feinsten Laut. Er verkennt seinen Herrn. Der Hang zum Saufen ist fort. Er hat vielmehr Abscheu davor, oder würgt sich bey dem geringsten Genuß. Er fällt sichtbar ab, besonders in den Weichen, (Dünnungen) liegt wenig, sondern geht oder schleicht vielmehr mit schielendem Seitenblicke und abwärts gekrümmter Ruthe umher. Der wirkliche, größtentheils schnell eintretende Ausbruch

bruch der Krankheit. — Die dritte und letzte Periode pflegt bey jeder Gattung unter einer andern Gestalt sichtbar zu werden. Ein mit der hitzigen Wuth behafteter Hund trägt selbst beym völligen Ausbruch der Krankheit, die Ruthe in die Höhe, er schäumt wenig, oft gar nicht, sein Auge ist glänzend, der Blick wild, der Rachen offen, er läuft, wenn er ins Freye kommt, durch dick und dünne, fällt Alles, was ihm in den Weg kommt, Menschen oder Vieh ohne Unterschied an, endet gewöhnlich sein Leben nach Verlauf von neun Tagen unter dem fürchterlichsten Geheul. Einem, mit der stillen Wuth behafteten Hunde, tritt beym Ausbruch der Krankheit der Schaum vor das Maul, die Augen sind roth und entzündet, die Zunge blau. Er trabt mit niedergesenktem Kopfe, die Ruthe abhangend und zwischen den Beinen gekrümmt, Meilenweit und zwar meist immer neben dem Wege vor sich hin, fällt vorzüglich Hunde an, läuft hin und wieder schwindelnd und schwankend im Kreise umher und schnappt ohne zu beißen um sich. Sein Tod erfolgt oft später als den neunten Tag und meist immer plötzlich. Der Hund fällt während des Laufens um und bleibt todt liegen. Wenn die Krankheit einmahl bis zum völligen Ausbruch gediehen ist, so kommt jede Hülfe zu spät, und es bleibt nichts übrig als den Hund zu tödten. Es ist daher auch die von Herrn D. Roserus in Vorschlag gebrachte Heilmethode nur in der ersten und zweyten Periode anwendbar. Gedachter Schriftsteller folgert nun aus denen sowohl bey dem Angange als dem Steigen der Tollwuth vorkommenden Erscheinungen, der fehlenden Eßlust, dem vermehrten Durst, den gestöhrten Exkretionen, so wie aus dem Schielen des Hundes nach den Weichen — welches ein sichtbares Zeichen einer schmerzhaften Empfindung im Unterleibe ist u. s. w. mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß der Krankheitsstoff in den ersten Wegen ruhe, und aus dieser festen Ueberzeugung — um diese zu

erhal-

erhalten, — muß man, ich wiederhohle es, die ganze Schrift im Zusammenhange lesen — läßt sich, sagt er, der ganz kurze, aber hoffentlich der wichtigste Plan der Behandlung entwerfen: die Krankheitsmaterie, so bald als möglich zu entfernen, und bey der Evakuation den Weg zu wählen, den die Natur theils selbst zeigt, theils der von der thätigsten und schnellsten Wirkung ist. Das Klatschen des kranken Hundes mit der Zunge, das Verzerren der Oberlefze, und daß dem Hunde das Wasser aus dem Munde läuft, zeigen ein Uebelseyn und eine Neigung des Hundes zum Erbrechen, mithin aber auch ein Bestreben der Natur an, den im Unterleibe ruhenden Krankheitsstoff durch Erbrechen wegzuschaffen. Diese Zeichen sind, wie Herr D. Roserus sagt, die lauten Winke der Natur, diesem kurzen Wege zu folgen, wornach er denn Brechmittel für die dienlichsten und wirksamsten hält. — Und nun die Verfahrungsart, die er vorschreibt.

Beym Angange der Krankheit, und mithin in der ersten Periode, giebt man einem großen starken Hunde, ein aus acht Gran weißer Nieswurz (Helleborus alb.) und acht Gran *Ipecacuanha* (Brechwurzel) zu Pillen geformtes Brechmittel, dagegen für kleinere Hunde, wie z. B. Dachshunde, die Hälfte hinlänglich ist, so wie man denn bey solchen, die von schwächerem Körperbau oder noch jung sind, mit kleinen Gaben anfangen, und sie kurz auf einander, allenfalls von Stunde zu Stunde, bis zur Wirkung geben kann.

In der zweyten Periode der Krankheit, und wenn diese anstatt nachzulassen, zunimmt, ist das vorangezeigte Mittel, wie Herr D. Roserus sagt, nicht thätig genug, daher er denn für diese Periode zwey Gran mineralischen Turpith — für kleinere Hunde die Hälfte — in Verbindung des gereinigten Salpeters oder Weinsteinrahms (Cremor tartari) von diesem, für große starke Hunde

etwa

etwa 20 Gran, ebenfalls in Pillenform anordnet. Man beobachtet den Hund — den man, wie ich schon erinnert habe, anlegen muß — genau, ob das Mittel wirkt, und es wird solches auf den etwa fehl geschlagenen Fall, nach zwey Stunden in derselben Dosis wiederhohlt. Man kann, wie Herr D. Roserus weiter anmerkt, etwas Wasser in der Nähe stellen, das, wenn es der Hund sonst nur verträgt und genießt, wie freylich selten der Fall ist, die Würkung eher befördert als schwächt, es ihm mit Milch annehmlicher zu machen, schadet auch nicht. Selten bedarf man, wie Herr D. Roserus versichert, von dem mineralischen Turpith einer zweyten Gabe, der dritten gewiß nie, da dieses Mittel sehr stark wirkt.

Sieht man, fährt er fort, daß das Mittel gewirkt hat, und der Hund sich auffallend bessert, so giebt man ihm den andern Tag dicke saure Milch, wovon der Käse bereitet wird. Bemerkt man aber noch kein wichtiges Nachlassen der üblen Zeichen, selbst kein Verschwinden der bedenklichsten, so muß man im letzteren Fall den ersten Tag, und im ersten, den andern, das Brechmittel wiederhohlen, und der Hund ist dann, wie Herr D. Roserus versichert, gewiß genesen. Sollte aber die Gabe zu stark wirken, dann setzt man leicht durch Eingießen des frisch ausgepreßten Leinöhls dem Reize des Mittels Grenzen. Man gießt es auf dieselbe Art in den Hals, wie man die Pille eingiebt, nur mit der Vorsicht, daß man es mehr vorne auf die Zunge gießt, weil es sonst, wenn es zu weit hintergegossen wird, die Luftröhre berührt, und man leicht durch das erfolgende Husten mit Oehl bespritzt werden kann, daß übrigens das angeordnete Mittel schleunig angewandt werden muß; daß solches nicht anders als im Angange der Krankheit, und höchstens noch in der zweyten Periode derselben zuläßig ist, und daß es beym völligen Ausbruche der Wuth — wo man dem unglücklichen Hunde ohnehin nicht ohne eigene Gefahr beykommen kann — unbedingte Pflicht bleibt ihn zu tödten, verstehet sich von selbst.

Höchst

Höchst wünschenswerth wäre es, wenn der verdienstvolle Herr Verfasser der angeführten Abhandlung über die Hundswuth, uns auch über die gegen den Biß eines wüthenden Hundes anzuwendenden Mittel seine Gedanken mitgetheilt hätte. Denn so gewiß ich auch überzeugt bin, daß die von ihm angeordneten Mittel bey schleuniger gehöriger Anwendung nicht leicht fehl schlagen dürften, und so gewiß ihn dies auch zu der schönen Hoffnung berechtigt, die grausende Wasserscheue für die Zukunft von seinen Mitmenschen ganz zu entfernen, so werden doch bis dahin, daß dem Ausbruche der Hundswuth durch den Gebrauch dieses Mittels Allgemein Einhalt geschieht, Fälle jener Art, Mittheilung des Uebels durch den Biß, noch immer nicht ausbleiben. Daß aber bey dieser, nehmlich der Mittheilung des Giftes durch den Biß, die von dem Herrn Verfasser angeordneten Mittel nicht anwendbar sind, ist allerdings um so einleuchtender, als es hier nicht auf Forträumung des im Körper selbst erzeugten und sich dort entwickelnden Krankheitsstoffes, sondern einzig und allein darauf ankommt, daß der Uebergang des durch den Biß mitgetheilten Giftes in die Blutmasse verhindert werde, und leider hat man bis jetzt, noch kein einziges diesem Endzwecke völlig entsprechendes, das heißt ganz ohnfehlbares Mittel ausfindig machen können. Das einzige, wovon man sich, auf frischer That angewandt, noch immer die mehreste Wirkung versprechen kann, und welches ich selbst mehrmalen mit Erfolg angewandt habe, besteht in folgendem. Man muß nehmlich die Wunde des gebissenen Hundes auf der Stelle mit Essig und Wasser tüchtig auswaschen, sie skarifiziren, das heißt die Wunde mit einer Lanzette oder einem scharfen Messer ritzen, auch zugleich erweitern, damit das Bluten vermehrt werde, sie dann mit einer hinlänglichen Quantität spanischen Fliegenpulver bestreuen, und dann ein aus Zwiebeln oder Knoblauch, Honig, Salz und Mehl bereitetes Zugpflaster auflegen, um das durch den Biß und Geifer des wüthenden Hundes mitgetheilte Gift heraus zu brin-

bringen. Man setze dem Hunde überdem zur Kühlung und Labung saure Milch vor, beobachte ihn aber fortdauernd sehr genau. Die Wirkung des durch den Biß mitgetheilten Giftes pflegt sich meist immer erst am neunten Tage, oft erst in neun Wochen, oft aber früher zu äußern, die Krankheit aber gewöhnlich äußerst schnell überhand zu nehmen, daher man mit einem gebissenen Hunde beynahe noch mehr auf seiner Huth seyn muß, als mit einem solchen, wo sich der Krankheitsstoff im Körper entwickelt und wo man sowohl den Angang als das Steigen der Krankheit mit minderer Gefahr beobachten kann. Daß bey einem Hunde, dem das Gift durch den Biß mitgetheilt ist, die von Herrn D. Roserus vorgeschlagenen Mittel nicht anwendbar sind, habe ich bereits gesagt. Obwohl ich nun überhaupt den innerlich anzuwendenden Mitteln in dem letzteren Fall wenig oder gar keine Wirkung zutraue, so will ich doch einige mittheilen, denen man Wirksamkeit nachrühmt. Hierher gehört:

1) Der in allen Offizinen vorräthige so genannte Maywurm. Das Mittel ist zu allgemein bekannt, um mich darüber weitläuftig auszulassen. Es ist aber auch eben so bekannt, daß die Wirkung sich zeither noch nicht sicher bewährt hat.

2) Das reine salzsaure Gas (Gas muriaticum) mit Wasser verbunden, oder die tropfartige reine Salzsäure (acidum muriacitum) worüber man die in dem 11 und 12. St. des Würtembergschen Wochenblattes für das Jahr 1800 befindliche ausführliche Abhandlung — man findet sie auch in dem 33—34. St. der Hamburger Adreß-Comtoir-Nachrichten für das Jahr 1800 — nachlesen kann.

3) Das in der Wirthschaftlichen Zeitung Jahrgang 1805 N. 26. (Beylage) angepriesene Mittel, dessen auch unter andern Herr a. d. Winkel, in seinem Handbuch für Jäger III. 161. erwehnt. Es be-

steht

steht in Folgendem. Man nimmt Wurzeln von der Krausdistel (Eryngium campestre), Natterkraut (Echinum vulgare) und Kontische Melisse (Melcretica) und trocknet sie und zwar die Pflanzen, sobald sie anfangen Saamen zu schießen, im Schatten, bis alle Feuchtigkeit heraus ist. Man stößt dann sowohl die Krausdistel-Wurzel als jede Pflanze besonders zu Pulver, nimmt von einem Bestandtheil so viel als vom andern, mischt alles recht gut, siebt es sorgfältig durch, und hebt das Pulver in einem gut verstopften und mit einer Blase überbundenen Glase zum Gebrauch auf. Man giebt von diesem Mittel einem gebissenen Hunde oder andern Thiere, unmittelbar nach der Verwundung, und zwar nach Verhältniß der Stärke des Thieres 30—60 Gran, einem Menschen ebenfalls nach Verhältniß der Körperstärke, 10 bis 20 Gran früh Morgens und eben so viel des Abends ein.

4) Man nimmt ein Stück Zwenholz, schabt dieses zu Pulver, vermischt es mit Roggenmehl und backt davon einen Kuchen. Oder man bestreut ein Butterbrod mit dem Pulver und giebt es so dem gebissenen Thiere oder Menschen als Heilmittel.

5) Man gräbt im Monath Dezember — ich entlehne dieses unter dem Namen Rübensaamscher Eyerkuchen, bekannte Mittel aus dem vorhin erwehnten Handbuch für Jäger — oder in den folgenden Wintermonaten wilde Rosenwurzel aus schält die obere Schaale davon ab und verwahrt sie an einem trocknen Orte. Man schabt im vorkommenden Falle, von der zweyten Haut, mit der die Wurzel bedeckt ist, so viel ab, als zwischen drey Fingern gefaßt werden kann, und schneidet und schabt dieses so fein als möglich, vermischt es dann mit ½ Quentchen (30 Gran) geriebener Muskatennuß, fügt ein halbes

Wein-

Weinglas voll frischen Wallnußöhl und drey frische Eyer — wovon der Hahnentritt abzusondern ist — hinzu, rührt alles tüchtig durch einander, und backt einen gewöhnlichen Eyerkuchen daraus. Diesen Eyerkuchen muß das gebissene Thier oder der Mensch ganz nüchtern völlig verzehren auch binnen den nechsten 24 Stunden nicht das geringste an Essen und Trinken zu sich nehmen. Die Kur, welche, wenn alles vorgeschriebene pünktlich beobachtet und das Mittel so bald als möglich und noch vor dem achten Tage angewandt wird, ohnfehlbar sichern soll, wird durch einige Abführungsmittel beschlossen. Herr a. d. Winkel verbindet aber, laut seinem Handbuche, mit diesem Mittel noch ein zweytes. Er giebt nehmlich nächst dem Eyerkuchen dem (starken) Hunde jeden folgenden Tag, bis nach dem neunten, ein Pulver, welches aus 6 Gran Antimonium crudum, 3 Gran *Merc. dulc.* und 4 Gran *Herbae Belladonnae* besteht.

Gedachter Herr a. d. Winkel erwehnt, und zwar in seinem Handbuche III. 462. auch noch eines Pulvers, welches ein in dem Anhaltschen Dorfe Rießdorf lebender Einwohner ausgiebt, und welches in sehr vielen Fällen jedesmal ohnfehlbar geholfen haben soll. Gedachter Verfasser führt aber auch an, daß der Besitzer dieses angeblichen Arkans selbiges um keinen Preis bekannt machen will. Bey der Untersuchung eines Sachverständigen hat es sich indessen ergeben, daß der Hauptbestandtheil die weiße Pimpinellenwurzel sey. Ich glaube übrigens jedem Jagdfreunde mit ziemlicher Gewißheit verbürgen zu können, daß wenn bey der Diätspflege und Wartung der Hunde nichts verabsäumet und diese, nach meiner im Artikel von Erziehung junger Hunde ausführlich erfolgten Angabe, beobachtet wird, die Hunde nicht leicht von dieser unglücklichen Krankheit — in so fern sie nicht etwa durch den Biß mitgetheilt wird — werden behaftet werden.

Das beständige Vorfinden des frischen Wassers, und den häufigen Genuß der dicken sauren Milch, hält der Herr Verfasser der angezeigten Abhandlung über die Hundswuth, ebenfalls für gute Vorbauungsmittel. Er räth dabey, alle Hunde, die zu einer sehr heißen Jahreszeit zur Welt kommen, ingleichen die, die sehr cholerisch und beissend sind, zu tödten, weil beyde aus Gründen, die man dort weiter nachlesen muß, eine höhere Disposition zur Wuth bey sich führen. Auch er hält Unterdrücken des Begattungstriebes für eine mitwirkende Ursache zur Hundswuth. Ich habe bereits im vorerwehnten Artikel, von Erziehung junger Hunde, angezeigt, wie man verfahren soll, wenn man eine hitzige Hündin verliegen lassen will.

Räude.

Es giebt verschiedene Arten der Räude; die kleine rothe, die große, die gemeine und die schwarze Räude.

Bey der ersten kommen — und dieß ist zwar auch bey den andern der Fall — kleine röthliche Geschwüre und Bläschen, und zwar gewöhnlich zuerst am Halse und am Kopfe, zum Vorschein, jedoch unterscheidet sie sich von den andern vorzüglich dadurch, daß dem Hunde vor dem Ausbruche der Krankheit, die Füße zu schwellen anfangen, ingleichen daß der hösartige Ausschlag sich weniger als bey den andern Arten über die ganze Haut verbreitet.

Die zweyte, die große Räude, nimmt zwar auch größtentheils nur Stellenweise, jedoch an jedem Orte, wo sie sich zeigt, in größerem Umfange und an mehreren Theilen die Haut ein, wobey dem kranken Hunde nicht sowohl die Füße, als der Kopf, die Lenden und der Rücken schwellen, auch das Jucken wegen des stärkeren Reizes häufiger wird.

Die

Die gemeine Räude verbreitet sich mehr über den ganzen Körper, überzieht diesen oftmals durchaus mit einer schuppichten Kruste, dagegen die letztere, die schwarze Räude, vorzüglich das Charakteristische hat, daß dem kranken Hunde durchaus die Haare ausfallen, und er beym völligen Ausbruche und dem höchsten Grade der Krankheit ganz nackend erscheint. — Zuweilen sitzt der Ausschlag mehr in der Oberfläche der Haut, die kleinen Geschwüre eitern wenig oder gar nicht, und die Krankheit wird dann auch mit dem Nahmen, die trockene Räude, belegt. Oft steckt der Ausschlag tief in der Haut, und führt einen ordentlichen Eyter bey sich, dann nennt man sie die feuchte und fette Räude. Einige Jäger nehmen noch eine fünfte Gattung, die sogenannte Speckräude an, welche vorzüglich und größtentheils nur auf dem Rücken des Hundes, nach der Ruthe zu, zum Vorschein kömmt, und die mehrmalen aus zu starker Fütterung herrührt. Sonst wird diese Krankheit wohl größtentheils durch unreinliche, faule oder auch hitzige Nahrungsmittel *) und durch schmutzige mit Ungeziefer angefüllte Lagerstätte erzeugt, weil durch die ersteren die ohnehin zur Fäulniß inklinirenden Säfte des Hundes verderben, durch die letztere aber die Haut verunreinigt und auf dieser ein krätzhafter Ausschlag zuwege gebracht wird.

Und nun die Kur. Einige Jäger nehmen den Moos, den man häufig an den Feldsteinen antrifft, und geben von diesem, wenn er getrocknet und pulverisirt worden, dem Hunde täglich einige Speiselöffel voll ein. Andere bedienen sich zum innerlichen Gebrauch und zum Heraustreiben der Krätze des grauen Schwefels, den sie den Hunden in Milch vorsetzen. Zum äußerlichen Gebrauch bedienen sich einige

*) Rohes Fleisch, Erbsen, vorzüglich aber Krebsschaalen, nach denen die Hunde beym Aufleſen der Küchenabgänge sehr lüstern sind, geben zur Räude Anlaß.

der gewöhnlichen stinkenden Schäfersalbe, in einigen Gegenden Geiz genannt; Andere hinwiederum einer aus schlechtem starken Rauchtoback zubereiteten Lauge, und es sind diese Mittel nichts weniger, als verwerflich. Den besten und wirksamsten Erfolg aber kann man sich von folgendem Mittel, welches ich aus eigener Erfahrung vorzüglich empfehle, versprechen. Man nimmt weiße Nieswurz, und zwar auf einen starken großen Hund 6 bis 8, auf einen kleinern 3 bis 4 Loth, schneidet diese in kleine Stücke und läßt sie mit einem Aufguß von Covent — hier zu Lande Schemper genannt — in einem neuen mit einem Deckel versehenen und mit Teig wohl verklebten Topfe so lange kochen, bis der Aufguß, von dem man auf 6 bis 8 Loth Nieswurz ein Berliner Quart nimmt, zur Hälfte eingekocht ist. Man schüttet eine Messerspitze *Antimonium crudum* (Spießglas) herein, und wäscht den Hund tüchtig, so warm als er es ertragen kann, über den ganzen Leib. Der Hund, welcher sich gewöhnlich gleich während des Waschens leckt, bekommt ein heftiges Erbrechen. Der Ausschlag kommt zusehends über und über heraus, und der Hund wird gar bald von Grund aus hergestellt. Mir ist, ich wiederhole es, kein Mittel bekannt, das ich mit größerer Sicherheit empfehlen könnte. Es verdient vorzüglich deshalb den Vorzug, weil es mehr wie jedes andere die Schärfe und Unreinigkeit aus dem Körper heraustreibt, und nichts von der Krankheitsmaterie zurück läßt. Nur muß man bey diesem wie bey jedem andern Mittel für einen warmen Stall sorgen, und den Hund vor der Kälte sichern, ihn allenfalls warm zudecken, weil man sonst Gefahr läuft, daß der Ausschlag zurück tritt. Um das Wiederwachsen der Haare zu befördern, leistet das Einschmieren mit Leinöhl gute Dienste. Sollten sich aber dennoch einige von Haaren entblößte Stellen auf der Haut zeigen, so nehme man 1 Loth Leinöhl und 1 Drachme *Extract. Saturn. Goul.*, bereite aus diesen Ingredienzien eine Salbe, und reibe diese an den entblößten Stellen einen Tag um den andern ein. Daß man übrigens den Hund sogleich

gleich beym ersten Merkmal der Räude von den andern absondern muß, um die Ansteckung *) zu verhindern, versteht sich von selbst. Ist diese letztere allgemein, so ist es nothwendig, daß die Ställe und vorzüglich die Lagerstätten, nach erfolgter Herstellung, sorgfältig gereinigt, gelüftet, und mit Essig oder Wachholderstrauch ausgeräuchert, alles etwonige alte Stroh, wie jeder Unrath herausgeräumt, auch die Wände von inwendig mit frischem Kalk getüncht, und die Hunde nicht eher, bis dieses geschehen, wieder hereingelassen werden. Man sey aber auch beym Gebrauch des vorhin vorgeschlagenen Nieswurz-Dekokts auf nachstehende Umstände aufmerksam. Ehe man den Hund wäscht, muß man ihm zuvor den ganzen Körper, und vorzüglich die Stellen, wo der Ausschlag sitzt, mit einem wollenen Lappen oder einem Strohwisch tüchtig reiben. Beym Waschen aber den angefüllten Schwamm oder Lappen zuerst sanft über dem Kopfe des Hundes ausdrücken, und dabey Acht haben, ob der Hund sich leckt. Sollte er sich, wie zwar selten, aber doch wohl zuweilen geschieht, nicht lecken, und wohl gar einen Widerwillen oder Ekel bezeigen, so muß man zwar mit dem Waschen — welches in diesem Fall zwar nur auf die Haut allein, auf diese aber sehr wohlthätig wirkt — fortfahren, dem Hunde aber, um das Erbrechen zu bewirken, 6 bis 8 Gran — einem kleineren schwächeren Hunde die Hälfte — von der nämlichen weißen Nieswurz in Pillen eingeben, dagegen die letztere auf den Fall, daß der Hund sich leckt, und dadurch ein hinlängliches Erbrechen erfolgt, fortbleibt. Sollte der Ausschlag von Dauer seyn, und nicht

*) Die Räude ist äußerst ansteckend. Man hat Beyspiele, daß Hunde durch räudige Füchse angesteckt wurden. In der hiesigen Provinz gab es vor mehreren Jahren viele räudige Füchse, und es wurden viele Dachshunde durch das Einfahren in die Baue angesteckt, und dadurch die Räude auch unter den Hunden verbreitet.

nicht bald Genesung erfolgen, so wird das Waschen und nach Befinden auch die Pillen wiederholt.

Der Rotz oder die Staupe.

Diese Krankheit ist bey weitem gefährlicher, als die Räude, eben so ansteckend als diese, und dabey so bösartig, daß die damit behafteten Hunde nicht selten nach erfolgter Genesung die Nase verlieren, oder eine fortdaurende Nervenschwäche behalten, die sich durch periodische Anwandlung von Lähmung, Zuckungen der Glieder u. s. w. äußert. Sie hat mehrmalen in Gegenden, wo sie epidemisch wurde, große Verwüstungen unter den Hunden angerichtet, oft ganze Meuten weggerafft, daher sie auch von einigen mit dem Nahmen Hundeseuche belegt wird. *) Sie entsteht vorzüglich durch feuchte Lagerstätten und durch Erkältung. Wenn die Ausdünstung unterdrückt und die beym Hunde durch den Speichel erfolgende Absonderung gehemmt wird, so entsteht eine Stockung in den lymphatischen Gefäßen. Die Säfte verdicken sich, es erzeugt sich im Magen des Hundes ein zäher Schleim, der jene Krankheit — im Grunde ein katharralisches Schleimfieber — zuwege bringt. Die Simptomen und Wirkungen der Staupe sind von verschiedener Art. Entweder sucht der Krankheitsstoff einen Ausweg durch die Nase, oder er wirft sich mehr auf die innern Theile, und dies letztere ist allerdings der schlimmste Fall.

Häu-

*) Herr a. d. Winkel führt in seinem Handbuch für Jäger III. 464. an, daß man diese Krankheit im Jahre 1746 zuerst in Frankreich bemerkt hat, von wo sie nach England, aus diesen Ländern aber vermuthlich durch die englischen und französischen Jagdhunde, die zur Verbesserung der deutschen Parforce-Hunde herüber geholt wurden, nach Deutschland gekommen ist.

Häufiges Niesen, Schnäufeln, trockener Husten, Anwandlung zum Erbrechen ohne Erfolg, triefende Augen, trockene Nase, Traurigkeit, Schwindel, Dummheit und stinkender Athem sind im ersteren Fall — Lähmung in dem Rücken und den Hintertheilen, Hin- und Herwanken, Zuckungen der Glieder, periodische Convulsionen und Jammer mit Schaum vor dem Maule — und dies ist der höchste Grad der Krankheit — ihre äußeren Kennzeichen im letzteren Fall. Und nun die Heilmethode. Bey dem schwächeren Grade der Krankheit, und wenn die Natur einen Ausfluß durch die Nase bewirkt, gebe man dem Hunde ein Brechmittel aus 12 bis 15 Gran Ipecacuantha, bey kleineren Hunden aus 6 bis 8 Gran bereitet, und träufele dem Hunde mehrmalen des Tages einige Tropfen Klehn- oder auch Mandelöhl in die Nase; oder man schütte, ohne jedoch das Brechmittel wegzulassen, eine Hand voll scharfen Meerrettig in eine gläserne Flasche, gieße auf diesen ein Berliner Quart Franz Branntwein, lasse es etwa 24 Stunden in der Sonne, und träufele hievon dann und wann ein paar Tropfen mit einem Federkiele in die Nase des Hundes, oder man nehme ein Iltisfell, werfe dieses auf Kohlen, und halte die Nase des Hundes über den Dampf, lege auch, wenn die Augen stark schwären, öfters einen mit kaltem Wasser angefeuchteten Lappen auf. Bey dem stärkeren Grade der Krankheit, und wenn sich Lähmungen im Hintertheile, Zuckungen u. s. w. einstellen, schreite man zu dem Waschen mit dem aus der weißen Nieswurz bereiteten Dekokt. Wenn der Hund sich wider Vermuthen beym Waschen nicht leckt, gebe man ebenfalls das gegen die Räude auf diesen Fall verordnete Brechmittel; wenn aber auch nach diesem die Wirkung ausbleiben, und die Krankheit den höchsten Grad erreichen sollte, folgendes:

℞. 8 — 10 Gran Antimonium crudum.
6 — 8 Gran Merc. dulc.
6 — 8 Gran Herbae Belladonn.

alles unter einander gemischt, und dem Hunde täglich ein Pulver eingeschüttet.

Da diese unglückliche Krankheit, wenn sie den höchsten Grad erreicht, wirklich sehr nahe an die stille Wuth grenzt, so muß man beym Eingeben des letztern Mittels, der Vorsicht wegen, Handschuhe von starkem Leder anlegen, weil der Speichel des Hundes bey dem letzten Grade der Krankheit sehr giftig, und eine etwannige Verletzung durch den Zahn des Hundes gefährlich ist. Daß die Staupe eben so ansteckend ist, als die Räude, habe ich bereits erwähnt. Das, was ich bey der letztern Krankheit von dem Absondern der kranken Hunde und Reinigung der Ställe gesagt habe, gilt also auch hier, wobey ich nur noch bemerke, daß, wenn eine oder die andre dieser Krankheiten in der Nachbarschaft grassirt, man sehr wohl thun wird, sich des aus der weißen Nieswurz bereiteten Brechmittels als einer Präservativkur zu bedienen.

Ich komme jetzt auf die minder bedeutenden Hundekrankheiten, die aber bey nachläßiger Behandlung ebenfalls gefährlich werden können.

Leibesverstopfung.

Die Hunde, und vorzüglich die jungen, sind diesem Zufalle nicht selten unterworfen. Man erkennt die Krankheit sehr leicht an dem immerwährenden Zittern und Winseln des Hundes, und an den oftmaligen fruchtlosen Versuchen, sich zu lösen. Abführende Mittel, und nach Umständen Klistiere, leisten hier die wirksamste Hülfe, mit der man vorzüglich bey jungen Hunden nicht säumen muß, weil sonst

die

die Krankheit gefährlich werden, oft dem Hunde den Tod zuziehen kann. — Man reiche ihm folgendes Abführungsmittel:

℞. 1 Loth zerfallenes Glauberſalz.
½ Quentchen Rhabarber.
½ Scrupel Sennes-Blätter.
10 Gran Crem. tart.

Man bereite aus dieſen Ingredienzien entweder eine Latwerge, und ſtreiche ſie dem kranken Hunde vermittelſt eines hölzernen Spatels auf die Zunge und den Gaumen, oder gebe ſie in Pillenform.

Die Doſis iſt für große ſtarke Hunde angeordnet, und ſo wird man — und dieß gilt hier ein für allemal — kleineren ſchwächern Hunden die Hälfte, auch nach Maaßgabe des Alters und der Leibesbeſchaffenheit, hin und wieder nur den dritten Theil reichen. Bey ganz jungen Hunden, die mehr als ältere an Verſtopfungen leiden, leiſtet das ſehr bekannte Stuhlzäpfchen — auf die nämliche Art wie bey Kindern angewandt — ſehr gute Dienſte.

Wenn die Verſtopfung mit ſtarken Leibesſchmerzen, und dieß äußert ſich ſehr bald an dem heftigen Winſeln und Wehklagen des Hundes, verknüpft iſt, ſo muß man mit ſchmerzſtillenden Kliſtieren zu Hülfe kommen. Die einfachſten ſind die, die aus Hafergrütze, Romey (Kamille) und etwas Leinöhl, oder auch nur aus warmer Milch und Leinöhl bereitet werden. Zuweilen müſſen indeſſen reizbarere Mittel angewandt werden; ich werde hier mehrere angeben:

Nro. 1.

℞. 3 Drachmen Sennesblätter, oder 3 Drachmen weiße Niefewurz.
3 Hände voll Kamillenblätter.
3 Hände voll Eibiſch-Kraut.
1 Loth Anisſaamen.

Vor-

Vorstehende Ingredienzien werden mit einem Aufguß von Bier gekocht, hiernächst aber ½ Eßlöffel voll Salz und 2 Loth Leinöhl hinzugefügt.

Nro. 2.

℞. 3 Hände voll Kamillenknospen.
2 Loth Eibischwurzel.
2 Loth Fenchelsaamen.

In Wasser gekocht, durchgeseiht, und 2 Unzen Baum- oder Leinöhl, imgleichen ½ Eßlöffel voll Salz hinzugefügt.

Nro. 3.

℞. 2 Loth Kümmelsaamen.
2 Loth Polychreßsalz.

In Wasser gekocht, durchgeseiht, und 2 Loth Ol. chamomillae coct. und 2 Unzen Olivenöhl hinzugethan.

Nro. 4.

℞. 1¼ Loth Seife.
1 Quentchen Anisöhl.

In Milch gekocht, durchgeseiht und eine mäßige Quantität Syrop und Salz hinzugefügt.

Man wähle nun von diesen Verordnungen entweder die beyden ersten, die bey sehr heftigen Koliken die wirksamsten sind, oder die letzteren, deren Zubereitung am leichtesten ist, so muß man bey der Anwendung die Vorsicht gebrauchen, daß man das Klistier nicht zu heiß, sondern nur lauwarm, ingleichen allmählig und in kleinen Intervallen — weil die Hunde nicht den Athem an sich halten — beybringe, weil sonst die Anwendung fruchtlos bleiben dürfte. Auch pflegen die Jäger sich bey hartnäckigen Verstopfungen eines Mittels zu bedienen, welches wirklich sehr gute Dienste leistet. Man nimmt nämlich einen Haasenbalg mit sammt der Wolle, wenn es seyn kann frisch abgestreift, hackt ihn klein, thut

ihn in einen Topf, und gießt eine Berliner Quart frische Kuhmilch herauf. Man läßt Alles tüchtig zu einem Brey einkochen, und setzt es dem Hunde lauwarm vor. Ich kann dies selbst in Fällen, wo die Hunde die Eßlust verliehren, ohne daß man Symptome einer andern Krankheit wahrnimmt, als ein sehr gutes Reinigungsmittel empfehlen.

Erbrechen.

Gewöhnlich eine Folge schlechter, unverdaulicher oder auch wohl unmäßig genossener Nahrung, mithin aber auch oft eine glückliche Krisis der Natur, durch welche die Krankheit mehrmalen ohne anderweite Mittel gehoben wird. Wenn die Genesung indessen nicht bald erfolgt, und man bey dem Hunde nach dem Erbrechen demungeachtet Ekel vor Nahrung, eine trockene warme Nase, Unlust u. s. w. wahrnimmt, so muß man der Natur mit einem Brechmittel zu Hülfe kommen. Hier ist eins:

℞. 8 Gran weiße Nieswurz, oder 15 Gran Ipecacuanha,

mit Tragant oder arabischem Gummi vermischt und zu Pillen geformt.

Sollte das Erbrechen zu lange anhalten, so gebe man folgendes Mittel:

℞. 1 Drachme Zimmet.
6 Gran Caskarillen-Extract.
6 Tropfen Citronenöhl.
12 Gran Salpeter.

Die Ingredienzien werden, wie die vorigen, zu Pillen geformt.

Durchlauf.

Die Krankheit entsteht größtentheils aus Erkältung, und kann, wenn sie anhält, gefährlich werden. Sie ist oft mit Blutnetzen vergesellschaftet und hat alle Simptome der Ruhr. Sie ist überdem ansteckend, und man muß den kranken Hund absondern. Das vorhin aus Ipecacuanha oder Nieswurz angeordnete Brechmittel und fortdauernde Erwärmung des Leibes leisten hier die besten Dienste. Anstatt der gewöhnlichen Haferschrootfütterung gebe man dem Hunde dünne Fleischbrühen, und schütte in diese 2 Scrupel Magnesia alba, wobey man auch 1 Loth Rhabarber in Wasser auflösen und dieses dem Hunde zum Getränke — sie pflegen es nicht zu verschmähen — vorsetzen kann. Auch ist ein aus Bohnenmehl und 2 Scrupel Magnesia alba gekochter Brey, ingleichen eine von einem fetten Schöpsenkopf bereitete Suppe dem Hunde bey dieser Krankheit sehr dienlich und heilsam. Nur muß aller Milchgenuß sorgfältig vermieden werden.

Husten.

Diese Krankheit rührt entweder von einem im Magen vorhandenen zähen Schleim her, der einen Reiz im Schlunde und auf die dabey liegende Luftröhre macht, oder es liegt dabey eine, aus unmäßiger Erhitzung und gleich darauf erfolgter Erkältung entstandene Stockung in den Lungengefäßen zum Grunde. Man erkennt eines und das andere aus sichtbar verschiedenen Simptomen. Im ersten Falle ist der Husten mit Heiserkeit und zum Theil mit Bruströcheln, oft auch mit Würgen, jedoch nicht mit denen der letzten Krankheit, der Stockung in den Lungengefäßen, besonders eigenen Simptomen, die ich gleich näher angeben werde, vergesellschaftet. Oft schafft ein aus scharfem Essig und Honig bereiteter Trank, wovon man dem Hunde

alle

alle 2 bis 3 Stunden einen Eßlöffel voll geben kann, baldige Linderung. Sollte die Wirkung wegen des zu feststehenden Schleimes ausbleiben, so müssen reizendere Mittel angewandt werden. Hier ist eins:

℞. 15 Gran Serpentaria.
1 Scrupel Gummi ammoniacum.
1½ Scrupel Succus liquiritiae inspiss.

mit Honig vermischt und in Pillenform gegeben.

Die Stockung in den Lungengefäßen kündigt sich durch Engbrüstigkeit, kurzen Athem und Keuchhusten an. Die Krankheit ist gefährlich, weil, wenn die Stockung nicht bald gehoben wird, oder nicht durch den Husten ein Auswurf erfolgt, Scropheln in der Lunge erzeugt werden, die, wenn sie aufgehen oder zu Geschwüren werden, indem sie sich entzünden, den Hund lungensüchtig machen. Ein Aderlaß am Halse oder unter der Zunge, oder auch anstatt dessen 5 bis 6 Blutigel, die man unten am Leibe ansetzt, ingleichen Klistiere aus Essig und Honig, von jedem 2 starke Eßlöffel voll, und 1½ Quentchen Kamillen bereitet, leisten noch immer die besten Dienste. Auch kann man dem Hunde einen kühlenden Trank reichen, der folgendergestalt bereitet wird:

Man nimmt eine Quantität süße Mandeln, nicht bittre, denn diese sind den Hunden schädlich, oft tödtlich, drum muß man jede zuvor kosten — läßt diese zerstossen, fügt etwas Mohn und Brunnenwasser hinzu, und macht eine Milch daraus, thut in diese 3 Gran Kampher und 1 Scrupel Salpeter, und giebt dem Hunde alle 2 Stunden einen starken Eßlöffel voll davon. Die Fleischbrühe, die man ihm statt der gewöhnlichen Fütterung vorsetzt, kann man, wie das Wasser, das man ihm zum Saufen vorsetzt, mit etwas Essig vermischen.

Braune.

Eine Krankheit, die bey Hunden, wenn auf übermäßige Erhitzung schnelle Erkältung folgt, nicht selten ist. Es entsteht dann eine Stockung in den Blutgefäßen, die, verbunden mit der eintretenden Zähigkeit der Säfte, dieses Uebel zuwege bringt. Das Zäpfchen im Halse ist dann sichtbar entzündet, die Zunge braun und angeschwollen. Das Athemholen wird dem Hunde schwer, die Augen treten heraus, alle Eßlust verschwindet, und es ist im Gegentheil Neigung zum Erbrechen vorhanden. Es ist hier schleunige Hülfe nöthig. Das erste, was man hierbey zu thun hat, ist, daß man dem Hunde entweder unter der Zunge und an den Ohren eine Ader öffne, oder ihm 5 bis 6 Blutigel am Halse ansetze, dann aber Zunge, Gaumen und den inwendigen Theil des Maules mit einer Mischung von Weitzenmehl, pulverisirter Salbey und Salz reibe, ihm alle 2 Stunden einen starken Eßlöffel voll Gummischleim, oder noch besser, wenn es die Jahreszeit gestattet, saure Molken reiche, da denn die Krankheit hoffentlich vorübergehen wird.

Schwämme.

Zuweilen werden durch unterdrückte Ausleerung des Speichels die Speichelgänge verstopft, und es entstehen dann in dem Rachen des Hundes kleine Geschwüre, die man Schwämme, auch nässende laufende Geschwüre nennt, und die den armen Thieren viele Schmerzen verursachen. Reinigungsmittel, aus Glaubersalz, Rhabarber und Cremor tartari bereitet, und öfteres Bestreichen mit einer aus Gerstenmehl und Essig bereiteten Salbe, vertreiben das Uebel.

Kopfschmerzen.

Auch von diesem Uebel leiden die Hunde bisweilen. Vollblütigkeit, zähe Säfte, Unreinigkeit des Magens, zu enge Halsbände, so wie manche andere Kongestionen nach dem Kopfe erregende Ursachen, geben die nähere oder entferntere Veranlassung zu dieser Krankheit. Der Hund verliert seine gewöhnliche Munterkeit, läßt den Kopf traurig hängen und winselt. Ein Reinigungsmittel aus Glauberſalz, Rhabarber und Cremor tartari, oder ein Klistier, zu dem man das Nro. 4. wählen kann, verschaffen baldige Linderung.

Blähungen.

Diesem Uebel sind die Hunde hin und wieder nicht minder ausgesetzt. Blähende, unverdauliche Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung u. s. w. sind die nächsten Veranlassungen.

Die Simptome — Aufstoßen — Beängstigungen — Unruhe — Herzklopfen — ein aufgetriebener Leib u. s. w. Klistiere, und zwar das Nro. 3., ingleichen 6 bis 8 Tropfen Kümmelöl auf Zucker gereicht, heben das Uebel.

Harnverhaltung.

Die Krankheit entsteht größtentheils aus übermäßiger Erhitzung, vermöge welcher durch eine Anhäufung von Blut und zäher Feuchtigkeit eine krampfhafte Bewegung in den Nieren und dem Blasenmuskel des Hundes erzeugt, und wodurch die Entledigung des Harns verhindert wird. Ein krampfstillendes Klistier, wozu man das Nro. 3 wählen kann, und ein warmer Umschlag um den Leib von Kamillen-

lenblumen in Milch gekocht, verbunden mit einem Dekokt von Pappelblumen, den Blättern der Judenkirsche, Fenchel und Brumbeerstrauchwurzel, wovon eine Hand voll in weissem Weine, und zwar ein Berliner Quart zum dritten Theil eingekocht und dem Hunde alle zwey Stunden ein starker Eslöffel voll gereicht wird; ingleichen lauwarme Ziegenmilch, noch besser aber eine gute Hand voll Hanfsaat im Mörsel gestoßen und mit einem Quentchen Wasser — das jedoch vorher aufgekocht werden und erkalten muß — vermischt und dann filtrirt, dem Hunde statt des gewöhnlichen Getränkes vorgesetzt, pflegen das Uebel bald zu heben. Ich warne vor dem Gebrauch des Spargels, der wohl hin und wieder in solchen Fällen angepriesen wird: aber gerade zu schädlich, oft tödtlich ist.

Unwillkührlicher Harnausfluß.

Bey dieser Krankheit liegt im Gegentheil eine Erschlaffung des Blasenmuskels zum Grunde. Das beste Mittel ist das öftere Waschen der Zeugungstheile mit kaltem Wasser, in welches man vorher 1 Loth Salmiak auf 1 Berliner Quart hineinthut. Auch kann man täglich einmal 12 bis 15 Gran Alaun in Wasser aufgelöset geben; überdem aber einen glühenden Stahl in Wasser ablöschen, und dieses zum Getränke vorsetzen.

Flüsse.

Scharfe, zähe, dicke, verdorbene Säfte verursachen diese Krankheit, die sich dann gewöhnlich durch lokale Schmerzen an einem oder dem andern Theile des Körpers äußert. Ein gelindes Reinigungsmittel aus Glauberſalz, Rhabarber und Cremor tartari, ingleichen zertheilende Pillen aus 6 Gran An-

Antimonium crudum, und 8 Gran Krebsaugen — beydes pulverisirt — bereitet, auch öfteres Reiben und Waschen mit Kampfer oder Seifenspiritus heben das Uebel.

Blutfluß.

Die Veranlassungen zu dieser Krankheit sind eben so verschieden, als die Simptome, unter denen sie sich ankündigt. Oft ist ungebührliche Anstrengung der Hunde beym Verfolgen des Wildes, oft innerliche Verletzung, oft aber auch ein Geschwür in den Eingeweiden die nächste Veranlassung. Im ersten Fall wird der Hund, je nachdem sich das Blut unmittelbar aus den Lungen ergießt, oder ein Blutgefäß im Kopfe oder an einem andern Orte durch den übermäßigen Antrieb gesprengt ist, entweder durch den Schlund oder durch die Nase Blut auswerfen, oder der Blutfluß durch die Harnwege vor sich gehen: im letzteren Fall aber, und wenn nicht sowohl Erhitzung und Anstrengung, als innerliche Verletzung oder ein aufgegangenes Geschwür in den Eingeweiden die Veranlassung zum Blutfluß giebt, der Hund außerdem, daß er Blut nezt, die Eßlust verlieren und sichtbar in den Weichen abfallen. Die Kur ist hiernach ebenfalls verschieden. Im ersten Fall gebe man dem Hunde folgendes Mittel:

℞. 1 Scrupel Salpeter.
10 Gran Krebsaugen oder gebrannte und pulverisirte Auster- oder Eyerschaalen.
10 Gran terra de Catechu.
8 Gran Alaun

zu Pillen geformt und dem Hunde täglich, bis der Blutfluß nachläßt, gereicht. Oder man lasse aus ½ Quentchen Althanawurzel und einer Beymischung von 6 bis 8 Gran Arnica, pulverisirt, Pillen bereiten und gebe diese dem Hunde.

Im zweyten Falle pflegt folgendes Mittel gute Dienste zu thun:

℞. 4 Gr. Pulv. rad. squill.
10 Gr. Pulv. Rhei,
2 Drachmen Theriac. andromach.

zu Pillen geformt und diese dem Hunde gereicht.

Oder man lasse 8 Gran Alaun in Milch kochen, und setze diese dem kranken Hunde vor.

Es ist mir aber auch, und zwar ganz neuerlich, der Fall vorgekommen, daß ein Hund nach einem vorhergegangenen Anfall von Staupe plötzlich ein heftiges, beynahe ununterbrochenes Nasenbluten bekam. Ich gab ihm die aus Salpeter, Krebsaugen ꝛc. bereiteten Pillen, und zwar, weil es ein junger Hund war, die Hälfte der angegebenen Portion; das Nasenbluten ließ in Zeit von einer Stunde merklich nach, hörte nach der zweyten Gabe ganz auf. Es ist dabey bemerkenswerth, daß, so lange das Nasenbluten währte, keine Spur von Staupe da war. Sobald es aufhörte, stellte sich gleich die Staupe wieder ein, die aber in zwey Tagen blos durch den Gebrauch eines Brechmittels von Nieswurz und durch das Einspritzen des Mandelöls vorüber gieng.

Würmer.

Die Hunde, und vorzüglich die jungen Hunde, sind dieser Plage häufig ausgesetzt. Sie leiden sogar — und zwar Alte und Junge — vielfältig an dem Bandwurme, dessen Existenz man mehrmalen dadurch, daß er bey Veränderung des Wetters, gleich dünnen Fäden am Ano heraushängt, gewahr wird. Unlust — Schwindel — convulsivische Bewegungen — oft Jammer — zuweilen ungewöhnlicher Heißhunger — ingleichen häufiges Herumrutschen auf

auf dem Boden in sitzender Stellung, u. s. w. sind die verschiedenen Simptomen, die das Daseyn von Würmern bey Hunden anzeigen. Hier sind die Mittel:

℞. 1 Scrupel Sabadillen Saamen und Capsul (Semen et Capsul Sabadillae.)
1 Scrupel Gummi guttae praepar.

mit einer Beymischung von Rhabarber zu Pillen geformt;

oder:

℞. Wermuthsaft und Leberaloe, } von jedem 1½ Scrupel,
1 Quentchen Hirschhorn.
1 Quentchen Schwefel.

mit Nußöl zu Pillen gemacht;

oder:

℞. 1 Quentchen Wurmsaamen (Semen Cinae),
1½ Loth Corallenmoos,

mit Nußöl, Honig oder Syrup zu Pillen geformt. Man setzt den Gebrauch dieser Arzeney 6 bis 8 Tage hinter einander fort, und giebt dann, um das Heraustreiben der Würmer zu befördern, ein gewöhnliches Reinigungsmittel aus Glauberſalz und Rhabarber verfertigt.

Englische Krankheit oder Zwergwuchs.

Mit diesem Uebel sind junge Hunde hin und wieder behaftet. Ein gebogener Rückgrad, schwache Gelenke, geschwollene Knochen und Knoten, krumme Füße *) sind

*) Die Dachshunde, denen die krummen Füße von Natur eigen sind, machen hierunter, wie es sich nun freylich von selbst versteht, eine Ausnahme.

Kennzeichen dieser Krankheit, die bald durch ungesunde Muttermilch, bald durch Würmer, bald durch die beym Zahnen zurücktretende Feuchtigkeit und andere, die flüssigen und festen Theile des Körpers in Unordnung bringende Ursachen erzeugt wird. Oefters Reinigungsmittel und ein aus 1 Loth Krapp (Rubia tinctorum) und einem Berliner Quart Milch bereitetes Decoct, von dem man den jungen Hunden täglich ½ Quart zum Saufen vorsetzen kann, sind das Zweckmäßigste, was hier zu thun ist.

Lähmung der Glieder.

Rührt entweder, wie von den Flüssen bemerkt worden, von dicken, zähen, verdorbenen Säften, zuweilen von Erkältung, oft aber auch von einer Nervenschwäche her. Waschen mit Spiritus formicarum, auch warme Umschläge von Wachholderbeeren in Wasser gekocht, sind hier die Heilmittel.

Zuweilen trifft die Lähmung nicht blos einzelne Theile, sondern den ganzen Körper, da dann der Hund in allen Gliedern steif und gelähmt ist. Hunde, die oft und viel auf Entenjagden und im Wasser gebraucht werden, sind diesem Zufall nicht selten ausgesetzt. Warmes Baden im Wasser mit Kamillen, Kley und weißer Seife gekocht: vorzüglich aber das Waschen mit dem, wider die Räude und Staupe angeordneten, aus der weißen Nieswurz bereiteten Dekoct; ingleichen ein Ameisenbad, wie nicht minder Umschläge von Heusaamen in Wein gekocht, sind hier die zweckmäßigsten Mittel.

Verschlagen.

So nennen die Jäger eine Krankheit, mit der Hunde zuweilen behaftet werden, wenn sie bey der Rückkehr von der Jagd

Jagd sehr erhitzt sind, sich dann am Saufen frischen und nun ausruhen. Lähmung an den Füßen ist gewöhnlich die Folge davon. Man kann sie am leichtesten durch ein lauwarmes Ameisenbad herstellen.

Krampfsucht.

Ein schmerzhafter Nervenzufall, der ein Zusammenziehen und Steifwerden der Sehnen veranlaßt. Zur innerlichen Kur empfehle ich frische Kamillenblumen und Schaafgarbe, von jedem eine Hand voll klein zu schneiden und vom dem ausgepreßten Safte, den man mit etwas Safranpulver — auf einen Eßlöffel Saft 2 Gran — vermischt, dem kranken Hunde dann und wann einen halben Eßlöffel voll zu geben. Aeußerlich kann man einen in warm gemachtes Oel getunkten Lappen auf den leidenden Theil legen.

Gicht.

Viele Hunde leiden, vorzüglich im Alter, von dieser Krankheit. Sie äußert sich: bald durch eine von Zeit zu Zeit eintretende schmerzhafte Lähmung, bald durch Aufschwellung einzelner Theile. Sorgfältige Vermeidung aller fetten, nahrhaften Speisen und häufiger Milchgenuß sind das einzige, was hier nicht sowohl zur Kur, als zur Linderung des kranken Hundes dient.

Lendenschmerzen.

Diese Krankheit steht mit der Gicht in naher Verwandtschaft, und rührt größtentheils von dieser, oft aber auch von Erkältung her. Der Hund geht oder schleppt sich vielmehr —

mehr — denn das Gehen wird ihm wegen des Zusammenziehens des Lendenmuskels sauer — winselnd mit gekrümmtem Rücken einher. Der äußerliche Gebrauch der venetianischen Seife, ingleichen das Raiben mit Regenwürmer- oder Ameisenspiritus gewähren Linderung. Auch das Dekoct aus der weißen Nieswurz leistet gute Dienste.

Schmerzen am Ano (Hintern).

Zuweilen sieht man die Hunde in sitzender Stellung auf dem Boden herumrutschen, und es ist dies, wenn es häufig geschieht, ein Beweis, daß sie Schmerzen am Hintern haben: zugleich aber auch, wie ich bereits erwähnt habe, eine Anzeige von Würmern. Wie man den letztern begegnet, habe ich bereits angeführt. Um den Schmerz zu stillen, wird eine, von geriebenem Knoblauch und Oel bereitete Salbe gute Wirkung thun.

Zufälle und Krankheiten trächtiger und säugender Hündinnen.

Mit Beziehung auf dasjenige, was ich über die Pflege und Wartung der Hündinnen vor und nach dem Abwölfen gesagt habe, empfehle ich noch folgendes: Das Gebären ist zuweilen mit vielen schmerzhaften Wehen verknüpft. Sie sind zweyerley Art, falsche und wahre; bey den ersten, den falschen, wenn nämlich keine Anzeige des wirklichen Gebärens erfolgt, kann man mit einem Klistier von Hafergrütze, Vomey und Leinöl zu Hülfe kommen; bey den wahren dagegen ein temperirendes Pulver von Austerschaalen, Salpeter und Bibergeil, von jedem etwa 12 Gran mit 25 Tropfen Laudanum vermischt eingeben. Wenn ein sogenannter Vorfall der Gebärmutter eintritt, so wird dieser durch Ein-

Einreiben mit Oehl und einem kalten Umschlage von Wasser und Essig, am leichtesten zurückgebracht, wider die Zufälle am Gesäuge, als Anschwellen, Knoten, Verhärtungen, empfehle ich außer denen im Artikel von der Wartung der Hunde, beym Abwölfen angeordneten Mitteln vorzüglich das öftere Waschen mit Seifenspiritus und Kampfer, und wenn das Gesäuge sehr entzündet und angeschwollen ist, die dort bereits angeführten Bähungen von heißem Essig, und Reinigungsmittel. Die Essigbähung wird folgendergestalt angewandt. Man macht einen Stein heiß, gießt Essig darauf, behängt die Hündin mit einem Tuche, und läßt nun den Dampf oder die Bähung unter diesem gegen die Brüste aufsteigen. Man wiederhohlt dieses Mittel täglich einigemahl, bis das Uebel vorüber ist. Zum Reinigungsmittel giebt man ihr, die aus Glauberſalz und Rhabarber angeordnete Pillen oder Latwerge, welches man ihr auch dann, wenn die Jungen während des Säugens erkranken — weil dies gemeinhin von der schlechten Beschaffenheit der Muttermilch herrührt, und mithin ein Beweis von der Unpäßlichkeit der Mutter ist — geben kann.

Vergiftung.

Wenn Hunde durch Zufall Gift bekommen, so gebe man ihnen so viel Oehl, als sie nur hinunterbringen können und mögen. Dieß und Klistiere von Kamillen, Flieder und Milch, sind die einzigen Mittel, sie zu retten, wenn sie anders auf frischer That angewandt werden, und die Hülfe nicht zu spät kommt.

Aeußerliche Krankheiten.

Augenkrankheiten.

Obwohl diese gar oft von einem in dem Innern des Körpers liegenden Krankheitsstoff herrühren, und auf diesen Fall zum Theil ebenfalls innerliche Mittel angewandt werden müssen, so habe ich ihnen doch, da das Uebel an einem äußern Theile des Körpers sichtbar wird, unbedenklich einen Platz unter den äußerlichen Krankheiten eingeräumt.

So werden nun z. B. Augenentzündungen — triefende Augen. — Augenfelle — größtentheils durch scharfe verdorbene Säfte erzeugt. Gegen das erste Uebel sind innerlich leichte Reinigungsmittel, von Glauberſalz und Rhabarber bereitet, und 1 bis 1½ Loth Salpeter in Waſſer aufgelöſet, zum Getränke, äußerlich aber ein Umſchlag an der Stirn von Brodkrumen, mit Eßig angefeuchtet, von gutem Erfolg. Bey triefenden Augen muß man ebenfalls durch Reinigungsmittel zu Hülfe kommen, äußerlich aber, einen mit einer Miſchung von 2 Loth Roſenwaſſer und 5 bis 6 Tropfen Bleyeſſig angefeuchteten Lappen auflegen. Auch thut der, aus faulen Borſtorfer Aepfeln ausgepreßte und äußerlich angewandte Saft, ingleichen eine Kühlung von Fenchel in Waſſer gekocht, endlich aber auch eine aus Eyweiß, geſtoßenem Zucker, und etwas Kampfer, oder aus 1. Drachma friſcher Butter, 10 Gran mercur. praecipit. rubr. bereitete Salbe, die man täglich einmahl in die Augenwinkel wiſcht, ſehr gute Dienſte. Zeigt ſich ein Fell auf dem Auge, ſo pflegt eine aus ½ Drachma Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöhl, 1 Unze Honig und 10 bis 12 Gran pulveriſirtem Safran verfertigte Salbe, die man von Zeit zu Zeit in das Auge oder den Augenwinkel ſtreicht, verbunden mit einem leichten Reinigungsmittel, das man einen

Tag

Tag um den andern giebe, oder auch trockner gepülverter Zucker, den man einbläset, das Uebel zu heben.

Ohrenkrankheiten.

Auch von Krankheiten dieser Art, die ebenfalls von verdorbenen zähen Säften herrühren, sind die Hunde zuweilen heimgesucht. Wenn sich eine Harthörigkeit äußert, so sind anhaltende Reinigungsmittel, aus Glaubersalz und Rhabarber bereitet, und sorgfältige Diätspflege von gutem Erfolg *). Zeigt sich eine Geschwulst in Ohren, so nimmt man einen Eßlöffel voll Honig und eine Hand voll Vomey, läßt beydes in einem Berliner Quart Milch aufkochen, und spritzt diese dem Hunde öfters lauwarm in das Ohr. Geht die Geschwulst in Eiterung über, so muß man die Wunde, in so weit man dazu kommen kann, mit Essig auswaschen, innerlich aber dem Hunde Pillen aus 1 Scrupel Gummi arabicum, 1 Scrupel Althanawurzel und 1½ Scrupel Senfsaamen bereitet, geben, bis die Wunde trocken wird. Erfolgt das letztere, so macht man eine Einspritzung von Wasser, Honig und Vomey, und reicht dem Hunde innerlich zwey Quentchen pulverisirte Weiden- oder Kastanienrinde wider den sogenannten Ohrwurm oder Ohrenkrebs — ein krebsartiger Schaden, der sich am Behange (den Ohren) einfindet — ist das Einschmieren mit der Galle eines wilden, oder

*) Es ereignet sich zuweilen, daß die Hunde taub zur Welt kommen. Einer meiner hiesigen Bekannten besitzt eine an sich schöne Race von Hühnerhunden, die das Eigene hat, daß sich fast unter jedem Wurfe ein ja zuweilen zwey drey taube Hunde befinden. Sobald dies ein Naturfehler ist, und man wird dies bey einiger Aufmerksamkeit bald gewahr, sind alle Mittel zwecklos.

oder auch zahmen Schweines, ingleichen ein Pflaster von Daggert oder Terpentin, oder das öftere Aufträufeln des Terpentinspiritus, — wobey man die Wunde täglich des Abends mit in Wasser aufgelöfetem blauen Vitriol auswäscht — wie nicht minder das Bestreichen mit dem Lapis infernalis mit Nutzen anzuwenden. Oder man nehme Aloe und Myrrhenessenz, von jedem eine gleiche Quantität, und bestreiche damit die schadhafte Stelle. Noch besser aber, man hält den Behang einigemal in siedend heiße Butter, oder man schlägt, wenn der Schaden zu weit um sich greift, den angefressenen Theil des Behanges mit einem scharfen Messer ab, wodurch zwar freylich der Hund verunstaltet, der weiteren Verbreitung des Uebels aber am sichersten Einhalt gethan wird.

Nasengeschwüre.

Sie entstehen aus scharfen Feuchtigkeiten, die sich aus dem Kopfe in die Nase ziehen, sich dort an der inneren Nasenhaut anhängen, und endlich in Geschwüre übergehen, die oft krebsartig werden. Reinigungsmittel aus Löffelkraut und Brunnenkresse bereitet, wovon man so viel als man zwischen den Fingern fassen kann, mit einer Beymischung von Honig aufkocht, und dem Hunde einen Tag um den andern einen starken Eßlöffel voll einschüttet; wird das Geschwür aber krebsartig, das Betüpfen mit dem Höllensteine (Lapis infernalis) sind hier die zweckmäßigsten Mittel.

Halsschäden.

Zuweilen zeigen sich in dem Halse kleine Geschwüre, die mit den Schwämmen auf der Zunge Aehnlichkeit haben.

Man

Man nimmt auf diesen Fall 3 Galläpfel, ein Weinglas voll Essig, verbranntes und pulverisirtes Papier, ingleichen 1 Drachma Sal Ammoniacum, und bestreicht mit dieser Mischung mittelst eines kleinen Pinsels von Zeit zu Zeit die Geschwüre.

Bey einer Entzündung am Gaumen vermischt man etwas Honig und Butter, und streicht diese Mischung von Zeit zu Zeit vermittelst eines hölzernen Spatels an den Gaumen. Findet sich eine Verhärtung am Gaumen ein, so wird das öftere Einreiben einer aus Salz, Essig und Myrrhen bereiteten Mischung gute Dienste thun. Wie bey der Bräune verfahren wird, habe ich bereits bey den innerlichen Krankheiten gesagt. Zuweilen verursachen stockende Feuchtigkeiten eine widernatürliche Ausdehnung der inwendigen Haut des Halses. Er verschwillt sodann oft dergestalt, daß der Hund keine Nahrung zu sich nehmen kann. Ein warmer Umschlag von dick gekochten Linsen mit Essig oder von dick gekochter Hafergrütze, ist hier das beste Mittel.

Ich habe vor der Fütterung mit Schaafbeinen gewarnt. Ereignet es sich, daß der Hund einen Knochen verschluckt, und dieser im Halse stecken bleibt, so schüttet man ihm Oehl ein, und hält ihm Maul und Nase zu, um Husten zu erregen, wodurch der Knochen oft bald herausgeworfen wird. Oder man sperre dem Hunde, wenn der Knochen durch das erstere Mittel nicht heraus gebracht wird, den Rachen weit auf, und gieße nach und nach warmes Wasser ein. Sind diese Mittel fruchtlos, so nehme man Fischbein, bohre an dem einen Ende ein Loch, befestige dort ein Stück Schwamm und suche den Knochen hinunter zu stoßen. Erfolgt dadurch eine Verletzung im Schlunde, so wird diese durch öfteres Eingießen des Baumöhls geheilt.

Warzen, Blutgeschwüre, Flechten.

Wenn sich auf der Haut des Hundes kleine harte, hornartige Gewächse und dieß sind Warzen oder Blutgeschwüre, die aus einer in der fetten Haut eintretenden Entzündung entstehen, zeigen, so bediene man sich folgender Mittel. Die Warzen bestreicht man zuvörderst mit Oehl, um sie zu erweichen. Hat man diesen Endzweck erreicht, so legt man ein aus geriebener Kürbisrinde, Oehl und etwas Salz bereitetes Pflaster auf. Oder man stößt Aloe klein, vermischt sie mit Senftunke, und bestreicht öfters die Warzen damit. Auch pflegen sie zu vergehen, wenn man Weidenblätter und Eisenfeilspäne in Essig abkocht, und sie damit bestreicht. — Die Blutgeschwüre wäscht man mit Wasser und Essig, und legt dann ein Pflaster, das aus Kürbisschaalen und Gerstenmehl, beydes zu Pulver gebrannt, etwas Bley und Essig bereitet wird, darauf. — Zuweilen finden sich Flechten auf der Haut, die weit um sich greifen. Sie sind daran zu erkennen, wenn dem Hunde an einzelnen Stellen die Haare ausfallen, die Haut aber da wo dies erfolgt, roth und schelterig ist, ohne daß sich ein Ausschlag zeigt. Das öftere Waschen mit Aqua phagadaenica ist hier das beste Mittel. Jedoch muß man zu verhindern suchen, daß der Hund sich nicht leckt, weil das Mittel giftig ist. Wenn daher die Flechten an solchen Theilen des Körpers zum Vorschein kommen, wo der Hund sich lecken kann, so läßt man die Aqua phagadaenica weg, und bedient sich dagegen der unter dem Artikel von der Räude, zum Wiederwuchs der Haare vorgeschlagenen, aus Leinöhl und Extr. saturn. goul. bereiteten Salbe, die ich mehrmalen bey mit Flechten behafteten Hunden mit gutem Erfolge gebraucht habe.

Geschwüre anderer Art.

Oftmahls sucht die im Körper befindliche Krankheitsmaterie durch äußerliche Geschwüre einen Ausgang. Man legt

auf diesen Fall das bekannte gelbe Heftpflaster, mit etwas spanischem Fliegenpulver beschüttet, oder ein aus Rad Altae und spanischen Fliegen bereitetes Zugpflaster auf das Geschwür, oder man macht einen Umschlag aus Mehl, Honig und gebratenen auch gehackten Zwiebeln, um das Geschwür aufzuziehen. Sobald es aufgebrochen ist, und eine Vereiterung erfolgt, so pflegt das öftere Anfeuchten mit dem bekannten Goulardschen Wundwasser gar bald die Wunde zu heilen.

Zufälle an den Füßen.

Wenn sich die Hunde bey großer Hitze oder starkem Frost die Ballen wund laufen, so reibe man etwas Eyweiß und scharfen Essig unter einander, füge eine mäßige Quantität Kiehnruß hinzu, und lege einen mit dieser Vermischung angefeuchteten Lappen um die Ballen des Hundes. Sind die Ballen aufgerissen, und spaltet sich die Haut, so nehme man eine weiße Zwiebel und zerreibe diese in einem Mörsel, thue dann etwas Salz und Kaminruß, so viel als man zwischen den Fingern fassen kann, hinzu, und bringe alles in eine Masse, streiche diese auf einen Lappen, wasche die Ballen mit weißem Wein, drücke die getrennte Haut sanft zusammen, und lege nun den Lappen um. Hat der Hund sich einen Dorn oder Splitter in den Fuß getreten, so wird Hasenfett oder ein Stück Speck, das man auflegt, von gutem Erfolge seyn.

Quetschungen.

Umschläge von warmen Wein oder Essig, oder auch von Kamillen, Salbey, Majoran, oder auch Holunder, imgleichen Umschläge von Essig und Butter, verschaffen baldige Hülfe.

Nabel-

Nabelbrüche.

Die ganz jungen Hunde sind diesem Zufall mehrmalen ausgesetzt. Sobald man bey diesen einen Nabelbruch gewahr wird, muß man solchen mehrmalen des Tages sanft zurück drücken, auch allenfalls eine Bandage umlegen, bis er sich beym Heranwachsen des Hundes verliehrt.

Verrenkungen.

Auf den Fall, daß sich eine Geschwulst an dem leidenden Theile zeigt, wird diese durch einen kalten Umschlag von 1 Quartier Weinessig, ½ Quart weißen Wein und 1 Loth Salmiak am leichtesten zertheilt. Ist die Verrenkung nicht mit Geschwulst begleitet, so reibt man den leidenden Theil mit einer aus Oehl und Schweinefett bereiteten Salbe. In beyden Fällen muß man jedoch den verrenkten Theil zuerst, ehe man mit den Mitteln vorgeht, durch ein sanftes Ausdehnen wieder in seine Lage zu bringen suchen.

Maulverrenkung.

Diesem Zufalle sind vorzüglich die Hetzhunde aller Art zuweilen ausgesetzt. Die gewaltsame Anstrengung der Kinnladen beym Packen des Wildprets bringt dann ein krampfhaftes Zusammenziehen der Muskeln zuwege, und der Zufall ist, wenn nicht schleunige Hülfe erfolgt, gefahrvoll. Warme Umschläge von Kamillen, Fliederblüthen, Salbey und Majoran in Milch gekocht, und öfteres Waschen mit Essig, Kamillen und abgekochter Schaafgarbe, sind hier die vorzüglichsten Mittel.

Beinbrüche.

Man sucht zuvörderst die gebrochenen Knochen — und es kann dieß nicht füglich eine Person allein vornehmen — in ihre

ihre natürliche Lage zu bringen, welches dadurch bewirkt wird, daß man den Hund niederstreckt, und einer das gebrochene Bein oben etwas ab vom Bruch, ein zweyter aber an dem andern Ende anfaßt, und mit gleicher Kraft sanft ausdehnt, dann aber allmählig nachläßt, damit die gebrochenen Theile wieder auf einander kommen. Auf den Fall, daß etwa lose, zum Theil abgebrochene Splitterknochen hervorragen, muß die Wunde erweitert und der Splitter mit einem scharfen Messer abgelöset werden. Ist die Einrichtung geschehen, so wird, damit die gebrochenen Theile in der eingerichteten Lage bleiben, der Verband angelegt. Hiezu sind Schienen, Binden, Compressen nöthig, und diese müssen, noch ehe die Einrichtung geschieht, besorgt werden. Die Schienen, welche von Pappendeckel verfertigt, und nach der Größe des Bruchs eingerichtet werden müssen, werden zuerst angelegt. Man geht damit folgendergestalt zu Werke:

Man hält die Hand auf der eingerichteten Stelle, damit sie nicht aus der Lage kommt, dagegen ein zweyter alle ungleiche Stellen mit Compressen ausfüllt, und nun die Schienen so anlegt, daß die gebrochenen Theile nirgends ausweichen können, aber auch nicht zu sehr gedrückt werden. Hierauf werden die Binden, die gehörig lang und breit seyn müssen, behutsam umgewickelt, wobey jedoch dafür gesorgt werden muß, daß sie weder zu fest noch zu gelinde angelegt werden. Ist etwa — und dieß muß nicht übergangen werden — eine starke Geschwulst vorhanden, die die Einrenkung behindert, so muß solche, ehe man etwas vornimmt, durch einen warmen Umschlag von Kamillen, Fliederblumen, Raßmarin und Thymian, die man in Wasser kocht, zertheilt, und dann erst mit der vorhin beschriebenen Einrenkung und dem Verbande vorgegangen werden. Man muß darauf sehen, das der Hund sich ruhig halte und sich nicht bewege, damit sich desto eher eine Schwiele (Callus) ansetzen kann. Der erste Verband darf nicht unter 48 Stunden abgenommen werden, es sey denn, daß der

Hund

Hund starke Schmerzen empfindet, welches ein Zeichen ist, daß der Verband zu fest angelegt ist, da man dann nachsehen und dem Uebel abhelfen, auch den Verband bey grossen Schmerzen öfters von Aussen mit Essig und Brandwein anfeuchten muß. Mit dem zweyten Verbande geht man nach 48 Stunden vor, legt dann nach 24 Stunden den dritten an, und fährt damit bis zur Heilung fort.

Wunden.

Sobald die Wunde an einem Orte ist, wo der Hund mit der Zunge hinreichen kann, darf man ihn seiner Selbstkur überlassen. Ist dieß aber nicht der Fall und die Wunde oder Verletzung überdem ungewöhnlich stark und tief, so wird neben dem Auswaschen der Wunde mit Essig und Wein, der ausgepreßte Saft von rothem Kohl, oder auch nur das Blatt allein, das man auf die Wunde legt, oder auch Sauerkohlbrühe, ingleichen das gegen den Ohrenkrebs vorgeschlagene Mittel von Aloe und Myrrhenessenz, die sicherste baldige Heilung bewirken.

Wird der Hund mit heißem Wasser oder Brühe, oder sonst am Feuer verletzt und beschädigt, so leistet ein Umschlag von Bierhefen, oder eine aus Baumöhl, süßer Sahne und Bleyweiß bereitete Salbe, die besten Dienste.

Schlangenbiß.

Saure dicke Milch, so viel als der Hund nur zu sich nehmen kann und mag, ist gegen den Schlangenbiß das beste Mittel.

Ende des ersten Theils.

Ueber die

kleine Jagd

zum Gebrauch

angehender Jagdliebhaber

von

F. E. Jester.

Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Säugethiere.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1823.

EPS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
247548
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1902

Ueber die

kleine Jagd

von Jester.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Zweyter Theil.

Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Weidewerk gehörigen Säugethiere.

Der Haase	S. 1
Das Kaninchen	69
Der Dachs	87
Der Otter	110

1. Der Flußotter . . . . . S. 111
2. Der Sumpfotter 121
Der Biber 129
Der Seehund 161
Das Eichhorn 167

Der Haase.

Naturgeschichte.

Der Haase ist ein so allgemein bekanntes Thier, daß es hiernach beynahe überflüssig scheinen dürfte, seine Gestalt und Lebensweise näher zu beschreiben. So gewiß es indessen ist, daß wir einheimische Thiere, die uns häufig zu Gesichte kommen, und die wir noch dazu von Kindheit an zu erblicken gewohnt sind, gemeinhein nur flüchtig und obenhin betrachten, so gewiß ist es auch, daß wir an diesen manches übersehen, was uns an andern dagegen, die aus fremden Ländern herbeygeführt und als eine Seltenheit gezeigt werden, auffällt und merkwürdig vorkommt. Wer sieht den Haasen wohl öfter, als der Landmann und der gemeine Revier-Jäger? und doch bin ich überzeugt, daß, wenn von diesen eine genaue vollständige Beschreibung nur seiner Gestalt allein gefordert werden sollte, sie solche selbst dann, wenn ihnen die Sprache zu Gebote stände, nur sehr unvollkommen zu geben im Stande seyn dürften.

Die Naturgeschichte dieses Thiers ist in der That so interessant und reichhaltig, daß Jagdliebhaber, die sie nicht

etwa bereits aus andern Schriften *) kennen, sie gewiß nicht ohne Vergnügen lesen werden.

Der Haase **) gehört nach der Linnéschen Eintheilung zu der vierten Ordnung der Säugethiere, wohin dieser Naturkundiger alle diejenigen zählt, die oben und unten zwey Schneidezähne, mit Klauen besetzte Füße, einen springenden Gang haben, und sich von Früchten und vom Abnagen der Rinden nähren, daher er diese Ordnung mit dem Nahmen Nagethiere ***) belegt. Er giebt von dem Haasen-

*) Unter diesen verdienen vorzüglich nachgelesen zu werden:

Büffon hist. nat., übers. von Martini III. 147.
Pennant hist. of Quadr., übers. von Bechstein II. 419.
Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands. Neue Auflage I. 1092.
v. Zimmermanns geogr. Zoologie I. 214.
Dorndorfs zool. Beyträge I. 537. n. 1.
v. Mellins Anweisung zu Anlegung der Wildbahnen 1799.
v. Schrebers Säugethiere. IV. 863.
Goeze's Fauna II. 329.
v. Wildungs Neujahrsgeschenk auf das Jahr 1798. S. 1.
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte, von G. F. D. q. d. Winkel II. 1.

**) Die Abstammung des Worts Haase wollen einige Schriftsteller von dem veralteten Worte Hast oder Eile, und den lateinischen Nahmen Lepus von Levipes (Leichtfuß), oder von dem alten niedersächsischen Wort Lopen herleiten. Andere geben das ebenfalls veraltete Wort hosten, schrecken — weil der Haase seinem Charakter nach furchtsam ist — als Stammwort an.

***) Andere, die bey der Eintheilung der Säugethiere nicht die Verschiedenheit der Zähne, sondern der Hufe und Zehen zum Grunde legen, führen den Haasen unter der neunten Ordnung der fünfzehigen, deren Zehen mit keiner Haut verbunden sind, auf.

fengeschlechte, zu dem er auch als Gattung das Kaninchen zählt, folgende 4 Arten an:

1) Der Feldhaase, dem er den Nahmen *Lepus timidus*, der furchtsame Haase, beylegt.

2) Das Kaninchen, *Lepus Cuniculus.*

3) Der Kapische Haase, *Lepus Capenſis.* *)

4) Das ungeschwänzte Kaninchen, *Lepus Braſilienſis*, von dem im folgenden Artikel nähere Auskunft erfolgen wird.

Büffon giebt, mit Ausschluß des Kaninchens, welches, da es sich mit dem Haasen nicht begattet und, seiner äußern Aehnlichkeit ungeachtet, sich merklich von diesem unterscheidet, wie in dem folgenden Artikel näher aus einander gesetzt werden soll, wohl allerdings als eine besondere Gattung anzusehen ist, dreyerley Haasenarten an, deren Unterschied jedoch größtentheils blos auf die Verschiedenheit des Aufenthalts und der Aesung, und auf die Veränderung ihres Haares und der Farbe, die sie nach Beschaffenheit des Klima und der Nahrung erhalten, gegründet ist. Er nennt hiernach den Berg-, den Feld- und den Bruch- oder Sumpfhasen. Der erstere ist seiner Angabe nach größer und stärker; sein Haar, in der Jägersprache Wolle, dichter und schwärzer, unter dem Halse mehr weiß, auch ist er schüchterner und furchtsamer, als die beyden andern. Der Feldhaase ist klein, sein Haar röthlich, sein vorzüglichster Aufenthalt die Saatfelder; dagegen der Bruch- oder

*) Diese Haasenart findet man auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung in Africa, daher die Benennung. — Sein Schwanz ist so lang, als der Kopf, seine Füße roth. Er unterscheidet sich von allen Haasenarten, außer den vorangeführten Merkmalen, auch dadurch, daß er sich gleich dem Kaninchen in die Erde gräbt.

Sumpfhaase sich mehr an Teichen, Morästen und sumpfichten Oertern aufhält, und bey weitem nicht so schmackhaft, wohl aber weißlicher an Wildprett, als der Berg- und Feldhaase ist. Außer diesen vorangezeigten Arten, führen einige Schriftsteller noch den gehörnten Haasen (lepus cornutus), den Holzhaasen, den Sand- oder Steinhaasen an. Der erstere scheint ein bloßes Spiel der Natur zu seyn, obgleich nach Anzeige mehrerer Schriftsteller es in Norwegen nichts ungewöhnliches seyn soll, gehörnte Haasen — die, der Angabe nach, ordentliche, mit Enden versehene Geweihe haben — anzutreffen. *) Der Holzhaase wird, weil er sich gewöhnlich in Holzungen und Gebüschen aufhält, und nur des Nachts seine Nahrung in den Feldern sucht — der Sand- oder Steinhaase aber, weil er vorzüglich in den sandigen oder steinigen Gegenden setzt, zum Unterschiede der andern also benannt. Und nun etwas von der Gestalt und Lebensweise des Thieres.

Der Haase, sonst auch zum Unterschiede der gemeine oder gewöhnliche Haase, auswärtig von einigen Jägern, obwohl nur Scherzweise, Lampe, von den hiesigen gemeinen Jägern, und zwar ebenfalls zum Scherz, Mucker genannt, unterscheidet sich in seiner Gestalt sehr merklich von allen bekannten Thieren, ja selbst von denjenigen, mit denen er einige entfernte Aehnlichkeit zu haben scheint. Der Kopf ist kurz und dick, etwas hinterwärts gebogen, nach der Schnauze zu schmal, von da ab bis zu den Ohren (in der Jägersprache Löffeln) wie ein Bogen gerundet. Die Schnau-

*) Gesner erzählt in seiner Naturgeschichte, ein vornehmer Herr in Sachsen hätte einen gehörnten weißgrauen Haasen erzogen.

Renaudat führt an, ein gewisser Herzog von Vitry habe einen dergleichen Haasen gefangen, und dem Könige von England, Jacob dem ersten, damit ein Geschenk gemacht.

Schnauze ist dick und groß, die Nasenlöcher haben das Ansehen eines zweyten Maules, welche Täuschung durch die Vertiefung der Nasenscheidewand entstehet, wodurch die Oberlippe in der Mitte getheilet wird. Daher die Etimologie der Benennung Haasenscharte, wenn man bey Menschen eine auf ähnliche Art gespaltene Lippe antrifft. Das Maul ist von beyden Seiten, wie nicht minder der innere Theil der Lefzen, mit borstenartigen Haaren (wie bey den Katzen) besetzt, von denen man auch einige über den Nasenlöchern und um den Augen antrifft, und wovon die längsten etwa 4 Zoll lang und gemeinhin an der Wurzel schwarz, an der Spitze weiß sind.

Ungeachtet Linné bey dem Haasengeschlechte, wie bey der ganzen Ordnung der Nagethiere, nur 4 Schneidezähne, und zwar zwey oben und zwey unten annimmt, so hat der Haase doch eigentlich 6 dergleichen, und zwar 4 im obern Kinnbacken, von denen aber 2 große vorne und 2 kleine hinter denselben stehen, *) und zwey im untern, die viel stärker und länger, aber nicht so stark gekrümmt, als die beyden obern Vorderzähne sind, indem diese in einem halben Zirkel gebogen, und über die Hälfte ihrer Länge in den Knochen gehen. Er hat außerdem 22 Backzähne, von denen die größten 7 Linien lang sind, die obern aus dem Knochen sehr wenig hervorstehen, und die alle eine hohle Wurzel und keine Zacken haben. Oben sind deren von jeder Seite 6, unten von jeder Seite 5, in allem mithin 28 Zähne. Die Ohren sind länger, wie der Kopf, dabey spitz und hohl, wie ein Löffel, — daher die Jägerbenennung — um jeden Schall auffangen zu können. **) Sie stehen an der Wurzel dicht

*) Die hintern Schneidezähne sind gewissermaaßen bloße Stifte, weshalb denn Linné oben nur 2, und zwar gedoppelte Schneidezähne annimmt. — Die Schneidezähne dienen dem Haasen vorzüglich mit zum Abnagen der Rinden.

**) Der fleißige Naturforscher Goeze hat bey Zergliederung des Haa-

dicht beysammen, breiten sich aber von da ab aus einander. Sie sind an der Spitze schwarz, — und zwar an der äussern Seite, an dem einwärts stehenden Rande, hat ein jeder Löffel einen schwarzbraunen mit Gelbbraun gemischten Streif, der sich nach dem Kopfe zu mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft — und bleiben selbst dann so, *) wenn der Balg im Winter seine Farbe ändert, und bey einigen weiß wird. Die Nase ist gelbbraun, die Stirn schwarz mit Gelbbraun gemischt. An beyden Seiten der Nase zieht sich ein schmaler weißlicher Streif neben den Augen (Lichtern) vorbey, bis zu den Löffeln herauf. Die Wangen sind bräunlich mit Gelb und Weißgrau gemischt. Die Augen (Lichter) sind groß, eyrund, schwarz, sehr hervorragend und herausgetrieben, aber ohne Feuer, vielmehr blöde. Der Haase ist hiernach kurzsichtig, dagegen sein Gehör und Nase äußerst scharf und fein sind. Die Augen haben keine Wimpern, keine Nickhaut, und machen im Kreise eine ganze Rundung, so daß der Haase, so kurzsichtig er auch sonst ist, rings um sich herum sehen kann. Er schläft mit offenen Augen.

Der Hals ist stark, die Brust enge und schmal, aber fleischig, der gestreckte Leib in seiner ganzen Länge, die

1 Fuß

Haasen gefunden, daß er in dem Ohrengange, der in das felsenförmige Bein (os petrosum) führt, mit einer besondern beinernen Röhre versehen ist, die ihre Richtung hinterwärts, wie ein natürliches Schallloch, nimmt, damit auch der geringste und entfernteste Laut zu seinem Gehörwerkzeuge dringe. Daher sein leises Hören. Wenn der Wind darnach geht, kann er es auf 400 Schritte hören, daß jemand gegangen kommt, und jede andere unmerklichste Erschütterung der Erde empfinden.

*) Der Balg hat im Sommer auf dem Grunde eine schwächere, im Winter eine stärkere graue wollige Bedeckung. Die Haare (Wolle) sind an den Löffeln kürzer, als am übrigen Theile des Körpers.

1 Fuß 8 Zoll mehr oder weniger beträgt, beynahe von gleicher Dicke. Der mit 12 Gelenken versehene Schwanz, in der Jägersprache Blume, an einigen Orten Federlein oder Federle genannt, ist immer nach oberwärts gekrümmt, oben schwarz und unten weiß, und 2¾ Zoll lang. Die Vorderpfoten (Vorderläufte) sind kurz und dabey sehr dünne, besonders am Unterthelle des sogenannten Vorderkegels. Die Hinterfüße (Hinterläufte, Sprünge) sind weit länger und dicker, und zwar gemeinhin halb so lang, als die ganze Länge des Thieres, vom Maule bis zur Wurzel des Schwanzes gerechnet. *) An den Vorderläuften hat er fünf, an den Hinterläuften 4 Zehen, von denen sich jede in einen schwarzen mittelmäßig starken, spitzigen, unten ausgehöhlten Nagel endigt, der zum Theil in der Haut verborgen steckt. Die Läufte sind durchaus, selbst an den Fußsohlen behaart. — Er geht (rutscht, fährt, nach der Jägersprache) auf dem ganzen Hinterlaufte bis zur Ferse. Am Hintertheile der vordern und hintern Mittelläufte, imgleichen an den Fußwurzeln findet sich ein buschiges Haar, das bis an den Strahl gehet.

Das Männchen, in der Jägersprache Rammler genannt, unterscheidet sich von der Häsin, die auch Satzhaase, hier zu Lande Mutterhaase genannt wird, durch folgende Kennzeichen: Der Rammler ist zwar kürzer gebaut und schmäler am Leibe, hat aber breitere Schultern. Der Kopf ist dicker, kürzer, runder und wolliger, als bey der Häsin, die einen längern, schmälern Kopf hat, so wie er sich denn auch durch seine längeren Haare am Barte, Backen und Augenbraunen unterscheidet. Vorne an den Blätt-

tern

*) In den Hinterläuften und zwar im Gelenke an der Hesse, befindet sich ein krummes zugespitztes Knöchelchen, oben mit einem Wirbel, etwa 1/2 Zoll lang, das man Haasensprung nennt, weil der Haase, wenn er sich schnell aus dem Lager erhebt, sich darauf stützt und fortrutscht.

tern ist der Rammler an beyden Seiten rothbraun, auf dem Rücken schwarztüpfelig und hinten herum weiß, als wenn er gerupft wäre, die Blume kürzer, breiter und weißer, als bey der Häsin; diese ist dagegen an den Blättern gelblich, und sonst mehr aschfarben und graulich, als der Rammler.

Der Rammler hat kurze, breite, weißliche Löffel, die er gemeinhin und vorzüglich im Laufen hoch trägt, wenn er horcht, wechselsweise bewegt, und wenn er im Lager sitzt, gerade auf den Rücken beysammen legt. Die Häsin hat längere, spitzige, lappige und etwas hängende Löffel, die sie im Laufen mehr aus einander sperrt, im Lager aber zu beyden Seiten des Leibes herabhangen läßt.

Der Rammler drückt sich im Lager stark zwischen seine Vorderläufte, scharrt sich auch hinten ganz in den Boden hinein, macht, wie Heppe in seinem Lehrprinzen sich ausdrückt, hinten und vorne von seinen Vorder- und Hinterläuften neben einander 2 Puckel, und hat stets ein aufgeworfenes Häufchen Erde vor seinem Lager; dagegen die Häsin sich im Lager zwar stärker wie er an den Boden drückt, aber den Rücken mehr krümmt, hinten hoch, vorne niedrig sitzt, und, wie Heppe sagt, nur mit den Hinterläuften 2 Puckel macht.

Um einen jungen voll erwachsenen Haasen — er vollendet sein Wachsthum in 15 Monaten — von einem alten zu unterscheiden, darf man nur die Gelenke an den Vorderläuften untersuchen. Trennen sich diese merklich und fühlbar, so ist der Haase jung; sind sie aber so fest zusammengefügt, daß man fast gar keinen Zwischenraum fühlen kann, so ist er alt. Auch kann man eine ähnliche Probe dadurch anstellen, wenn man die Löffel aus einander zieht. Giebt der Balg bey einer leichten Ausdehnung nach, so ist der Haase ebenfalls jung, dagegen bey einem alten Haasen das Gegentheil erfolgt. Ein drittes Merkmal giebt die Untersuchung seiner untern Kinnlade. Je nachdem diese beym Zusam-

sammendrücken unter den Vorderzähnen mehr oder weniger nachgiebt und einbricht, ist der Haase jung oder alt. *)

Es gehört mit zu den manchen alten Jägersagen, daß es unter den Haasen Zwitter giebt, daß der Rämmler wie die Häsin Junge setzt, daß sich sogar einige darunter finden, die bald Rammler, bald Satzhaasen sind, und abwechselnd beyde Verrichtungen leisten. Sogar Schriftsteller haben diese Sage verbreitet.

So versichert unter andern *Clement de la Chapoille* in seinem nouveau Traité de Venerie, der im Jahr 1742 in Paris im Druck erschien, mit dürren Worten: daß das Männchen in seinem eigenen Leibe, jedoch nie mehr als einen Jungen empfange. Selbst Döbel behauptet dies in seiner bekannten Jagdpraktik, obwohl er die noch sonderbarere Meinung einiger Jäger, wornach der Haase in jedem Monat sein Geschlecht verändert, **) für unerweislich hält.

Dieser

*) Nach Dauventon, imgleichen nach Linné, haben die meisten jungen Haasen einen sternförmigen weißen Flecken auf dem Kopfe, welcher zuweilen, besonders bey der Häsin, bleibend seyn soll.

**) Heppe führt in seinem wohlredenden Jäger von der angeblichen Verwandelung eines Rammlers in eine Häsin einen Vorfall an, dem er als Augenzeuge beygewohnt haben will. Ein ihm untergeordneter Förster hatte einen Haasen geschossen — und zwar einen gehörnten — den er, wie der Förster, für einen Rammler erkannte. Beym Auswerfen des Haasen fanden sich vier junge Haasen im Leibe, die etwa in Zeit von acht Tagen hätten gesetzt werden müssen. Weder Heppe noch der Förster konnten bey näherer Untersuchung finden, daß der Haase ein Zwitter sey, außer daß er starke mit Milch angelaufene Dutten hatte. — „Wenn es nicht wider die Natur „stritte," sagt Heppe, „so könnte man durch dieses Beyspiel „auf

„Dieser eben so sonderbare, als ungereimte Irrthum ist indessen blos durch die — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — zweydeutige Bildung der Zeugungstheile dieses Thieres veranlaßt worden, die es in der That oft schwer macht, an dieser allein das Geschlecht zu erkennen.

Büffon hat dies gründlich und deutlich auseinander gesetzt, und verdient darüber gehört zu werden.

„Die Eichel an der weiblichen Ruthe des Satzhaasen, sagt Büffon, ist fast eben so stark und eben so weit „hervorragend, als an der männlichen. Da nun an der „Häsin das Feigblatt nicht in die Augen fällt, und überdies die Geilen und Beutel der Rammler, besonders in „ihrer Jugend, äußerlich nicht zu sehen sind,*) so ist es „oft schwer, den Haasen von der Häsin zu unterscheiden. „Daher ist es gekommen, daß man geglaubt, es gäbe unter den Haasen Zwitter u. s. w. Dergleichen Irrthümer „konnten vor Zeiten, fährt er fort, auch daher entstehen, „weil die Häsinnen, die oft brünstiger als die Rammler „sind, letztere bisweilen eher bespringen, als sie von ihnen „besprungen werden, und weil überdem die erstern den letztern von außen dermaaßen gleichen, daß man sie allerdings „ganz

„auf den Argwohn einer möglichen Verwandelung fallen.“ — Meiner Meynung nach beweist der ganze Vorfall nichts weiter, als daß die Untersuchung nicht mit gehöriger Genauigkeit angestellt worden, weil sich sonst sicher ausgemittelt haben würde, daß der erlegte Haase, den man für einen Rammler hielt, eine Häsin, oder sogenannter Satzhaase war.

*) Die Geilen des Rammlers sind, besonders wenn er jung ist, in eben die Haut mit eingeschlossen, welche die Gedärme umgiebt. Noch verdient angemerkt zu werden, daß sich an der Seite der oft kaum sichtbaren Ruthe des Haasen ein länglicher tiefer Einschnitt befindet, dessen Gestalt dem weiblichen Zeugungsgliede ähnlich sieht, ein Umstand, der die Erkennung des Geschlechts ebenfalls erschweret.

„ganz nahe und sehr genau betrachten muß, um sie nicht „mit einander zu verwechseln.“

Der Haase fängt gemeinhin im Monat Februar, und wenn das Wetter gelinde ist, im Januar (der letzte Fall ist hier zu Lande selten) zu rammeln, sich zu begatten an.

Da der Satzhaase gewöhnlich 30 bis 31 Tage trägt, so erfolgt der erste Satz hiernach gemeinhin im Monat März, wo er aber nur ein bis zwey Jungen setzt. Er begattet sich dann aufs neue, setzt im Monat May zum zweytenmale, und zwar dann gewöhnlich 3 bis 5 Jungen. Der dritte Satz, welcher gewöhnlich so starkzählig, als der zweyte ist, erfolgt im Monat Julius; der vierte aber, welcher gemeinhin nur aus 1 bis 2 Jungen besteht, im September, oft später. Wenn bey gelindem Wetter die Rammelzeit im Februar oder wohl gar im Januar eintritt, so erfolgt natürlich jeder Satz früher, und die Häsin setzt dann oft fünfmal im Jahr. Seine Fruchtbarkeit und Vermehrung ist hiernach sehr beträchtlich, und das alte Sprüchwort der Jäger: der Haase gehet im Frühjahr selbander vom Holz in das Feld, und geht um Bartholomäi selb 15 oder 17 wieder zu Holz, sehr gegründet. Es befinden sich übrigens, nach der einstimmigen Jägerbeobachtung, unter den Jungen bey weitem mehr Männchen, als Weibchen, und man trifft unter 10 geschossenen Haasen selten mehr, als einen Satzhaasen an.

Der Haase hat bereits im ersten Jahre das Vermögen zu rammeln. Seine Geilheit ist dabey äußerst groß. Oft sieht man 3 bis 4 Rammler hinter einer Häsin herlaufen, die sich dann zuweilen auf eine possirliche Art mit den Vorderläufen um die Häsin so lange schlagen, bis der Schwächste weichen muß.

In Haasengehägen, wo es viele alte Rammler giebt, beißen und jagen diese in der Rammelzeit die jungen Rammler oft ganz und gar aus dem Revier, woraus aber der Ue-

bel-

belstand entsteht, daß die Häsinnen, denen es an einer hinlänglichen Anzahl Männchen zu Befriedigung des Begattungstriebes fehlt, ebenfalls das Revier verlassen und sich nach einer andern Gegend hinziehen, *) daher man in den Haasengehägen die alten Rammler vorzüglich wegschießen muß, weil sie sonst, wenn ihrer zu viel sind, dem Revier schädlich werden.

Die Häsin ist, wie schon vorhin erwähnt worden, oft brünstiger, als der Rammler, **) so wie sie ihn denn nicht selten, sobald sie gesetzt hat, wieder zuzulassen pflegt. Sie thun dies sogar zuweilen, wenn sie trächtig sind, und so erfolgt, wie Büffon sagt, oftmals eine Ueberfruchtung, die dieser Naturkundiger ebenfalls aus der besondern Bildung ihrer Zeugungstheile erklärt. Die Mutterscheide geht nämlich, nach Büffons Beschreibung, mit dem Körper der Mutter in einem fort. Es findet sich weder Muttermund, noch Mutterhals, wie bey andern Thieren, sondern die Mutterhörner haben jedes ein Mundloch, welches nach der Mutterscheide sich öffnet, und beym Satze erweitert. Man hat hiernach, wie Büffon weiter anmerkt, beyde als zwey von einander unterschiedene, besondere Bärmütter zu betrachten, deren jede für sich ohne die andere so wirken kann, daß die Häsinnen oder Satzhaasen durch eine jede

*) Wenn man daher hin und wieder selbst in einer Gegend, wo viel gehetzt wird, demungeachtet viele junge Haasen antrifft, so sind es gemeindin solche, die von alten Rammlern aus ihrem vormaligen Revier vertrieben worden sind. Daher das auf einer unrichtigen Beobachtung beruhende Sprüchwort: Wo der Haase gehetzt wird, ist er am liebsten.

**) Döbel und mehrere Schriftsteller behaupten, daß die Häsin oft aus ungeduldiger Hitze, und weil diese, so lange sie bey den Jungen verweilt, unbefriedigt bleibt, die letzten zerfleischt.

jede dieser Bärmütter zu verschiedenen Zeiten setzen und empfangen, oder wenn sie schon mit ein paar Jungen trächtig sind, und in wenig Tagen werfen wollen, aufs neue befruchtet werden können.

Goeze erwähnt in seiner europäischen Fauna, bey Gelegenheit, wo er von der Ueberfruchtung der Häsinnen spricht, einer Seltenheit, die in der That merkwürdig ist. Er zergliederte im Anfange des Septembers eine Häsin, die man ihm unmittelbar, nachdem sie geschossen war, und noch warm brachte, und fand bey dieser eine wahre Empfängniß und Ausbrütung im Unterleibe des Thieres. Er fand nämlich, daß die Häsin in der einen Gebärmütter mit zwey jungen schon behaarten Häschen trächtig war, welche bey der Zergliederung noch lebten. Er entdeckte aber auch in dem hohlen Unterleibe, zwischen den Därmen der Häsin, zwey lederartige, straff gespannte, etwas flache Kugeln in der Größe einer geballten Faust, welche darin frey herumkollerten und ihm gerade entgegen fielen. Als sie abgespült worden, waren sie so glatt, wie ein Ey, und daran auch nicht das geringste Fäserchen zu bemerken, womit sie irgendwo befestigt gewesen wären. Bey der Oeffnung der einen quoll ihm ein schon mit ziemlich langen Haaren bewachsenes Häschen entgegen, welches weit größer war, als die, welche in dem eigentlichen Uterus die völlige Reife *) erhalten haben, und geworfen werden. Denn es hatte sehr straff gespannt gelegen, und war unter dem lederartigen Ueberzuge

*) Goeze sagt an einem andern Orte, daß er bey Zergliederung trächtiger Häsinnen die Ungebohrnen von verschiedenem Alter gefunden; die von etwa acht Tagen wie kleine weiße Bohnen — von 14 Tagen ausgebildeter, an denen schon die Haasengestalt zu erkennen war, aber ganz kahl — die von 3 Wochen völlig gebildet, schon mit hervorkommenden schwarz, graulich scheinenden Haaren — und die von 30 Tagen, so wie sie seyn sollen.

zuge mit Körper, Kopf und Pfoten dergestalt zusammengepreßt, daß es als ein Klumpen anzusehen war. Nase und Maul steckten tief unter den Pfoten, so daß man offenbar sah, es habe keine Nahrung zu sich nehmen können; dieß war eben der sonderbarste Umstand. Goeze sah nach der Nabelschnur, aber er fand keine Spur davon, alles war verwachsen und behaart. Das zarte Wasserhäutchen war so fest auf den Haaren angewachsen, daß es mit der Zange nicht abgezogen werden konnte. Die äußere dicke, lederartige Haut aber, worin das Thier gelegen hatte, konnte Goeze wie eine Eyerschaale abnehmen. Der Augenschein lehrte, daß dies das ganze befruchtete Ey gewesen war, welches sich hier an diesem ungewöhnlichen Orte nebst den andern entwickelt hatte. Da diese Häschen in den lederartigen Kugeln größer, als die andern waren, so war dies ein Beweis, daß sie länger, als die andern, in ihrem Uterus gelegen hatten. Sie würden auch, wie Goeze meynt, noch größer geworden seyn, wenn ihnen der gespannte Ueberzug das fernere Wachsthum gestattet hätte. Daß aber diese Kugeln an nichts, gar nichts befestigt waren, und keine Spur von Nabelschnur entdeckt werden konnte, war das Merkwürdigste; denn es ließ sich nicht begreifen, wodurch sie waren genährt worden. Goeze stellt sich die Sache so vor. Die Art der Begattung, Empfängniß und Erzeugung ist ganz gewöhnlich gewesen. Die Häsin ist mit den beyden in den lederartigen Kugeln enthaltenen Jungen zuerst trächtig gewesen, dagegen die andern beyden in der gewöhnlichen Gebärmutter die Frucht der Ueberschwängerung (Ueberfruchtung) waren. Nur ist die Frage, wie sind die beyden ersten an diesen ungewöhnlichen Ort, in den Unterleib zwischen die Gedärme gekommen, da zwischen dem Eyerstock der Gebärmutter und dem hohlen Unterleibe gar keine Verbindung statt hat? — Ferner auf welche Art und Weise sind sie hier ernährt worden, daß sie diese Ausbildung und Größe erreichen konnten, da der gewöhnliche Weg

durch

durch die Nabelschnur ganz wegfiel? Goeze giebt hierüber folgende Erklärung:

Seiner Meinung nach, hat die Natur hier folgenden Fehler begangen: Bey der Befruchtung sind diese beyden Eyer von dem Eyerstock losgerissen. Nach dem gewöhnlichen Gange hätten sie sollen in die eine Gebärmutter geführt, und darin durch die Nabelschnur und den Mutterkuchen ernährt werden. Da aber der Haase wegen der öftern Begattung diese Theile so oft angespannt, so sind die Fimbrien der Gebärmutter, die sich ausdehnen, die befruchteten Eyer aufzunehmen, schlaff geworden und zu schlaff gewesen, dies zu erfüllen. Die Eyer sind also vorbey in den hohlen Unterleib gefallen. Weil sie aber einmal den Reiz zur Entwickelung bekommen hatten, so haben sie sich hier durch den innern Wachsthumstrieb entwickelt, und die Frucht ist an diesem Orte, wie Goeze vermuthet, durch das Einsaugen der warmen Dünste ernährt worden, damit das Wachsthum fortgehen könnte. Nur glaubte er nicht, und ich pflichte ihm gerne bey, daß diese beyden Haasen ein wirklich animalisches, sondern ein blos vegetabilisches Leben gehabt haben, wie aus der Lage aller körperlichen Theile zu ersehen gewesen. Das Seltsamste hierbey war noch dieses: daß sie niemals von der Häsin würden geboren seyn. Sie mußte sie nothwendig bey sich behalten, weil sie durch den ordentlichen Weg nicht zur Welt kommen konnten. Vermuthlich wären sie verknorpelt, wie das sogenannte versteinerte Kind, welches eine Frau in Berlin, ebenfalls im Unterleibe, einige zwanzig Jahre bey sich herumgetragen hatte. Dieser merkwürdige Vorfall ist übrigens gedachtem Naturforscher nach der Zeit noch einmal, und zwar im Jahr 1791 vorgekommen. Er bewahrte diese Seltenheit im Weingeiste.

Bey der ungewöhnlich häufigen Begattung dieses Thieres ereignet es sich nicht selten, daß Mißgeburten zum Vorschein kommen. Goeze ist der Meinung, daß diese Irrungen der Natur von der Ueberfruchtung herrühren, da entweder die befruchteten Keime zu gedrängt neben einander liegen

und zusammenwachsen, oder die Größe der einen Frucht die Bildung der andern stöhrt und hindert. Er erzählt bey dieser Gelegenheit in seiner europäischen Fauna, daß er in Sondershausen und Rudolstadt zwey völlig ausgebildete Haasen gesehen, deren Körper vom Halse an bis zum Schwanze vollkommen, mit den Nasen und Mäulern aber in einen Kopf zusammen gewachsen waren, so daß sie keine Nahrung empfangen und leben konnten. *)

Die Häsin setzt ihre Jungen gewöhnlich an Oertern, wo sie altes Gras, Farrenkraut u. dgl. vorfindet, oder auch in der dicken Saat, im Holze, in kleinen Gesträuchen, an Erdhügeln u. s. w., und zwar stets in einer aufgescharrten Vertiefung, die die Mutter, je nachdem sie im Felde, im Holze oder auf Wiesen setzt, mit Laub, mit selbst ausgerupfter Wolle oder mit Grashalmen ausfüttert.

Die Häsin ist eine äußerst ungetreue Mutter. Ich habe schon erzählt, daß sie ihre Jungen zuweilen aus übermäßiger Geilheit zerfleischt. Obwohl dies nun freylich selten erfolgt, so läßt sie sie doch gewöhnlich nur einige Tage — gemeinhin 20, oft aber auch nur 6 Tage — saugen, **) und läuft dann wieder dem Rammler nach, welcher, wenn er die Jungen frisch gesetzt findet, sie wohl auch auffrißt, um seinen Naturtrieb an der Mutter befriedigen zu können.

Die

*) Im vorigen Jahre wurden in der hiesigen Provinz auf einem Gräflichen Guthe bey einer tragenden Häsin zwey völlig ausgebildete Jungen gefunden, die mit dem Rumpfe in Eins zusammen gewachsen waren.

**) Wenn die Mutter die Jungen säugen will, so lockt sie sie durch das Zusammenschlagen der Löffel, welches ein lautes Klappern verursacht. — Da der Haase gemeinhin gegen die Nacht seiner Aesung nachgeht, so sind diejenigen, so man in der Setzzeit bey Tage herumlaufen siehet, gewöhnlich säugende Haasen, die die Nahrung nicht so lange entbehren können.

Die Jungen sind, wenn sie einige Tage gesäuget werden, fähig, die Mutter zu verlassen und ihr Geäse selbst zu suchen *). Die jungen Haasen, die von einem und demselben Satz sind, entfernen sich nie weit von einander, so wenig als von dem Orte, wo sie gesetzt sind. Daher aber auch die verschiedene Benennung von Feld- und Holz- oder Buschhaase. Es macht sich jedoch jeder sein eigenes Lager in einer Entfernung von etwa 60 bis 80 Schritten auseinander. Findet man also irgendwo ein junges Häschen, so darf man beynahe sicher darauf rechnen, noch eines oder zwey in der Nähe anzutreffen.

Die Nahrung (Aesung) der Haasen besteht in Kräutern, Blättern, Wurzeln, Getreyde, — unter dem sie vorzüglich den Haser, jedoch nicht sowohl die Körner als das Kraut lieben. — Pflanzen, besonders solche, die einen milchartigen Saft haben, wie die Petersilie, z. B., der sie sehr nachgehen, Gras, Heu, u. s. w. Im Winter äsen sie sich gerne an dem braunen Kohl, nagen an Baumrinden, die Erle und Linde ausgenommen, deren Saft ihnen zu bitter ist. Sie lieben ganz vorzüglich die grüne Saat **), und besuchen diese besonders des Nachts häufig

*) Sie sind mit Milch leicht aufzuziehen, und werden sehr zahm, lernen auch, wie viele versichern, ich aber nie versucht habe, allerley Künste. Dem Haasen ist das possierliche Manöver eigen, daß er sich auf die Hinterläufte setzt, und mit den Vorderläufen trommelt, welches man an den Jungen frühzeitig gewahr wird.

**) Besonders die junge handhohe Saat der vierzeiligen Gerste. Nach Bechstein soll man diese vor der Beschädigung der Haasen dadurch sichern können, wenn man alle zwanzig Schritte ein Hölzchen steckt, in dieses oben einen Ritz macht, und ein in Franzosenöhl eingetauchtes und mit einer Eyerschaale gegen den Regen bedecktes Läppchen anhängt, letzteres aber nach vierzehn Tagen erfrischt. Dieses Mittel soll die Saat auch vor den Rehen sichern.

häufig. Die Holzhaasen äsen sich auch an Eicheln. Daß sie Fleisch fressen sollten, ist nicht erwiesen, und wenn gleich von Schriftstellern erzählt wird, daß man einmahl in dem Magen eines alten Rammlers das ganze Skelet und den Balg eines jungen gefunden, so ist dies blos ein Beweis von dem, was ich bereits von der unbändigen Hitze ihres Begattungstriebes, und wornach sie zuweilen die Jungen zerfleischen, angeführt habe *).

Viele Schriftsteller zählen den Haasen unter die wiederkäuenden Thiere **). Büffon und mit ihm mehrere Naturkündiger sind hierunter einer andern Meynung. Sie begründen die ihrige vorzüglich dadurch, weil alle wiederkäuende Thiere mehr als einen und zum Theil sehr kleinen Magen, der Haase aber nur einen und überdem sehr großen Magen, nebst einem außerordentlich weiten Blinddarm hat, ***) in welchem ein großer Vorrath Nahrung Platz findet, so wie denn auch die Bildung und Einrichtung des Magens, Blinddarms, und der übrigen Gedärme, von dem Bau der Eingeweide, die man bey andern wiederkäuenden Thieren findet, ganz abweicht. — „Es kann seyn, sagt „Götze in seiner europäischen Fauna, daß die Haasen, „wenn sie Wurzeln käuen, oder Bäume abschälen, eine „Art von Aufstoßen des Magens äußern, oder da sie auch „die

*) Schriftsteller versichern unter andern, daß die Hasen in Norwegen, gleich den Katzen, Mäuse in den Wäldern fangen, und sie unter dem Schnee verfolgen sollen, wozu sie jedoch vermuthlich nur dann, wenn ihnen jede andere Nahrung fehlt, verleitet werden.

**) Moses hat die Haasen ebenfalls unter die wiederkäuenden Thiere gerechnet.

***) Das Pferd und der Esel haben ebenfalls nur einen Magen, und einen sehr weiten Blinddarm, käuen auch beyde nicht wieder.

„die Oberlippe beständig bewegen, indem sie alles beriechen, „so ist man auf die Gedanken gekommen, daß sie wieder„käuen. Da es aber die Bildung und Einrichtung ihrer „innren Theile nicht gestattet, so kann ich mich davon auch „nicht überreden.“

Die Lebensdauer der Haasen erstreckt sich auf 7 höchstens 8 Jahre, und steht, wenn man nach Büffon annimmt, daß die Thiere gewöhnlich siebenmahl länger leben, als sie ihr Wachsthum vollenden, mit der Zeit der Entwickelung ihres Körpers in einem richtigen Verhältniß. Nur wenige erreichen indessen, bey den häufigen Nachstellungen der Menschen und der Raubthiere, das ihnen von der Natur bestimmte Alter. Daß die Rammler eine längere Lebensdauer als die Satzhaasen haben sollten, wie einige behaupten, kann nicht erwiesen werden.

Daß der Haase beständig mit offenen Augen schläft — weil ihm die Nickhaut an den Augen fehlt — habe ich bereits angeführt. Ungeachtet er viel schläft, so gehört er doch mehr unter die Nacht- als Tagthiere. Den Tag über bleibt er gewöhnlich, wenn er nicht gestöhrt und aufgeschreckt wird, in seinem Lager, um der Ruhe zu pflegen. Er verläßt solches gemeinhin erst bey Sonnenuntergang, um sich zu äsen, und wenn die Zeit da ist, zu rammeln. In hellen Nächten macht er, besonders in der Rammelzeit viele Hin- und Wiedergänge, daher man denn im Winter bey frischem Schnee (Neue) oft von einem einzigen Haasen so viele Fährte antrift, daß ein Unkundiger glauben muß, es wären mehrere Haasen hin und her gelaufen. Wenn mehrere beysammen sind, so spielen sie oft mit einander, jagen sich, und machen höchst poßierliche Sprünge, besonders wenn die Jungen mit den Alten beysammen sind. Sein Gang oder vielmehr Lauf ist ein immerwährender Galopp, oder eine Folge sehr hurtiger eilfertiger Sprünge, bey denen er immer die Hinterläufte über den vordern hinaussetzt, daher die besondere Figur seiner Fährte, die man auf dem Schnee deut-

lich wahrnehmen kann. Im kurzen Sprunge bilden seine 4 Läufte folgende Figur: ∘∘ ∘ ∘ wenn er flüchtig ist stellen sie sich ohngefehr so dar ∘ ∘ ∘. Er macht beym Laufen nicht das mindeste Geräusche, weil seine Läufte unten mit Haaren bekleidet sind. Wie groß seine Schnelligkeit ist, und daß er es hierunter beynahe allen andern Thieren zuvor thut, ist bekannt. Seine viel kürzere Vorder- als Hinterläufte machen es ihm jedoch bey weitem leichter, bergan, als bergab zu laufen. Selten hohlt ihn der Windhund ein, wenn er bergan läuft, daher er denn auch beym Hetzen, wenn ein Berg in der Nähe ist, nur immer diesen zu erreichen sucht.

Seine Stimme, die man jedoch nicht anders hört, als wenn er gefangen, verwundet, gemartert wird, besteht in einem quäkenden Laute, der mit der Stimme eines Kindes einige Aehnlichkeit hat.

Der Aufenthalt des Haasen ist unbestimmt, und hängt theils von der Jahreszeit, theils von Witterungs- und andern Umständen ab. Daß der Haase im Allgemeinen gern die Gegend, wo er gesetzt wurde, der Feldhase hiernach in der Regel die Felder, der Holz- oder Buschhase das Holz bewohnt, ist schon gesagt worden. Auch verändert er seinen gewöhnlichen Wohnort von Zeit zu Zeit blos der Aesung wegen. Im Frühjahr, wenn der Schnee abgeht und die Witterung gelinder wird, sucht der Hase gern die Saatfelder, imgleichen die Mist- und Stürzäcker auf. Er äset sich im Anfange an der Wintersaat, bleibt aber, wenn diese zu schossen anfängt, nur den Tag über, um sich zu verbergen, im Wintergetreyde, und rückt kurz vor Sonnenuntergang, der Aesung wegen, in die mit Sommergetreyde besäeten Ackerstücke. Wenn die Sommersaat so hoch hinangewachsen ist, daß er sich zwar darin verbergen, nicht aber

daran

daran äsen kann, weil die Pflanze stärker und härter wird, sucht er bey Eintritt der Nacht andere Aesungsplätze, die Brachäcker, frisch bestanzte Kohl- und Rübenstücke auf, bahnt sich dann, oder bißt vielmehr, wenn das Getreyde schon sehr hoch und dicht steht, Steige *) durch dasselbe, um weniger vom Thau- und Regenwasser durchnäßt zu werden. Im Sommer hält er sich vorzüglich im Getreyde und kleinen Feldgesträuchen; wenn die Erndte angeht, rückt er gewöhnlich aus einem Getreydestück in das andere, und hält sich so lange, als noch hin und wieder unabgemähtes Getreyde auf den Feldern ist, in diesen, bis er hier ganz verscheucht wird, da er dann theils in das Holz, theils in die Wacholdergesträuche, wo dergleichen vorhanden sind, rückt, und sich dann überhaupt hier und dorthin zerstreut. Bald nach der Erndte verfügt der Feldhaase sich wieder in den Stoppel, der Holz- oder Buschhaase bezieht wieder das Holz oder die Feldgesträuche, dagegen er später im Herbst und nach Bestellung der Wintersaat, vorzüglich die Stürzäcker, wohl bemerkt, wenn diese ausgetrocknet sind, auch Oerter, wo er altes Gras, Farnkräuter, Binsen u. d. g. findet, aufsucht, im Winter aber seinen Aufenthalt nach Maaßgabe der Witterung und Nahrung auswählt und verändert. So äset er sich z. B. so lange der Schnee nicht so hoch liegt, an der jungen Wintersaat, rückt aber auch des Nachts in die Kohlgärten. Wenn starker Schnee fällt, läßt er sich oft in seinem Lager ganz verschneyen und rückt des Nachts gar nicht aus, scharrt den Schnee unter sich fort und äset sich am Grünen, welches er unter dem Schnee findet. Wenn der Schnee eine Eisrinde bekommt, so ist er freylich am übelsten daran.

*) Man findet daher oft durch das Getreyde ganzer Fluren schmale einen Fuß breite Wege, die von abergläubischen Leuten den Bilsenmähern, angeblichen Hexen, zugeschrieben und deshalb Hexensteige genannt werden.

daran. Dann tritt Mangel an Aesung ein und er muß diese nun in den Gärten und Baumschulen, wo er die jungen Stämme abschält und oft vielen Schaden anrichtet, aufsuchen, dagegen er sich beym Thauwetter und wenn der Schnee schmilzt, wieder in die Stürzäcker und Winterfelder zurück zieht.

Man findet den Haasen beynahe in allen Himmelsgegenden, und es scheint nicht, daß er ein bestimmtes ursprüngliches Vaterland habe. Man findet ihn nicht nur in Europa überall verbreitet, sondern auch in Asien, Aegypten, der Barbarey und dem nördlichen Amerika. Indessen bemerkt man doch, wie Büffon sagt, daß es in den Morgenländern weniger Haasen als in Europa, und in dem mittägigen Amerika wenig oder gar keine giebt, obgleich in Virginien, Kanada und sogar in den benachbarten Ländern an der Hudsonsbay und an den Magellanischen Straßen noch Haasen angetroffen werden. Häufig findet man sie unter andern auf den Inseln des Archipelagus, vorzüglich zu Delos, heut zu Tage Idilis genannt, welche von den alten Griechen wegen der großen Anzahl Haasen, die man dort antraf, die Benennung Lagia bekam. Das russische Siberien und die Tartarey wimmeln von Haasen. Sie stellen dort, wie Reisende erzählen, große Wanderungen an, ziehen im Frühjahr in ganzen Heerden gegen Süden, und wenn die Tenguska zugefroren ist, nach Norden zurück, zu andern Zeiten aber in die westlichen Gegenden. Die Beschaffenheit des Erdreichs und des Klima hat auf diese Thiere, wie auf alle andere, einen großen Einfluß, und es fallen unter ihnen hiernach manche Varietäten vor. So sind, nach Büffon, die Haasen aus den heißen Ländern, Italien, Spanien und der Barbarey, viel kleiner, als die Haasen in Frankreich und in andern nördlichen Ländern. In Aegypten waren sie, nach Aristoteles Erzählung, kleiner als in Griechenland. Die Nordame-

rika-

rikanischen Haasen sind nach Versicherung der Reisenden viel grösser, als die in andern Ländern, ihr Wildprett ist überdem weiß und von einem ganz andern Geschmack, auch behauptet man, daß sie niemals haaren. Die Haasen in Senegal, sagt Anderson in seiner Reise nach Senegal, kommen mit den französischen nicht ganz überein. Sie sind nicht völlig so groß, und haben in Ansehung der Farben etwas mit den Kaninchen *) gemein. Es scheint auch, als ob ihr weißes Wildprett sich dem Fleische der Kaninchen mehr nähere. Sie graben aber keinen Bau in die Erde, und sind von einem vortreflichen Geschmacke. In hohen Gebirgen, besonders in den nordischen, ändert der Haase beym Eintritt des Winters sein Haar, und es wird dann solches so weiß wie der Schnee — vielleicht aus Erhaltungsvorsorge der Natur, damit er in diesen Monaten, wo alles mit Schnee bedeckt ist, nicht so leicht von den Raubthieren entdeckt werde — dagegen es, sobald der Schnee schmilzt, seine

*) Nach Büffons Meynung zwar sind die Thiere, die in Senegal, so wie in mehreren überaus heißen Ländern, als in Gambia, Guinea, vornehmlich in den Gebiethen, Fida, Apam, Akra und in einigen andern, unter dem heißen Erdgürtel in Afrika und Amerika, für Haasen ausgegeben werden, vielmehr Kaninchenarten. Reisende versichern dagegen, daß in Guinea und besonders um Akra wirklich Haasen, die von den europäischen wenig unterschieden sind, und zwar in Menge gefunden werden. Nach Artus Erzählung versammeln sich die Schwarzen, wenn sie auf die Haasenjagd ausgehen, alle an dem Orte, wo sich diese Thiere aufhalten. Jeder hat zwey oder drey Armslange schwarz gefärbte Stöcke; darauf umringen sie den Platz, und machen mit den Stöcken ein solches Geklapper, daß die Haasen vor Schrecken aus dem Lager aufspringen, und indem sie entwischen wollen, auf die Köpfe geschlagen werden.

seine vorige Farbe erhält *). Aeußerst selten sind dagegen in den Nordländern die ganz schwarzen Haasen, die sich von den gemeinen dadurch unterscheiden, daß der Balg schwarz, der untere Theil der Läufte aber bläulich aussieht. Bey den vielen Nachstellungen, denen dieses wehrlose Thier von Menschen und Thieren — unter den letztern, außer den Hunden, vorzüglich von den Füchsen, Katzen, wenn für diese Felder in der Nähe sind, und Raubvögeln — ausgesetzt ist, darf es wohl nicht befremden, wenn auf Revieren, die von leidenschaftlichen Jägern bejagt werden, und wo noch überdem weder auf die Ausrottung der Raubthiere, noch auf Knittelung der Hunde in der Setzzeit gehalten wird, wenn auf diesen, sage ich, die Anzahl der Haasen, ihrer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit und Vermehrung ungeachtet, sich immer mehr und mehr vermindert. Aber auch Krankheiten nagen an dem Leben des armen Thieres, und verkürzen oft das ihm von der Natur gesteckte Ziel. So wird er unter andern häufig von Würmern, die in seinen Eingeweiden wühlen, geplagt, und es verdient angeführt zu werden, was Goeze, dem wir wohl unstreitig die fleißigsten und sorgfältigsten Beobachtungen über die Eingeweidewürmer der Thiere zu danken haben, bey der Zergliederung der Haasen wahrgenommen und bekannt gemacht hat.

„Der

*) Die schweizerischen Berghaasen, sagt Farsi, in seiner schweizerischen Geographie, gleichen im Sommer den andern, im Winter aber wird ihr Haar so weiß, daß man sie kaum vom Schnee unterscheiden kann. In Norwegen, wo es viele Haasen giebt, verändern sie ebenfalls im Winter ihre Farbe und werden weiß. Es ist dieß aber in den nördlichen Ländern selbst auf Ebenen oft der Fall. In Pohlen, Liefland und Rußland sind die weißen Haasen überhaupt keine Seltenheit, und man findet sie zuweilen auch in hiesiger Provinz. Ich selbst habe auf meinem eigenen Jagdrevier vor einigen Jahren einen weißen Haasen geschossen. In Grönland sind alle Haasen weiß.

„Der Blinddarm bey den Haasen, sagt er in seiner „europäischen Fauna, ist von außerordentlicher Größe, und „als ein rechter Sack anzusehen. Er enthält einen dicken „schmutzigen Brey von verdauten Kräutern, dessen Geruch, „wenn er auch frisch zergliedert wird, beynahe unerträglich „ist. Gleichwohl ist er eine besondere Wohnung von gewis„sen Eingeweidewürmern, die man, weil die eine Hälfte „ihres Körpers wie ein dünnes Haar gestaltet ist, Haar„schwänze oder Trichuriden nennt, und die man nur bis„her bey Menschen, Pferden, Mäusen, Eidexen u. s. w. „entdeckt hat *). Die Haasenlebern, sagt Goeze weiter, „sind zuweilen eine ganze Wurmwelt, besonders im Herbste, „auch noch im November sehen sie öfters aus, als wenn sie „mit Erbsen besäet wären. Fast alle Jäger, und viele Na„turforscher, die es ihnen nachgesprochen haben, halten die„ses Phänomen für Hitzblattern und Franzosenbeulen, und „leiten es theils von dem unmäßigen Begattungstriebe, „theils von dem Erhitzen bey dem Jagen **) her; ich habe „sie aber auch bey jährigen, die nicht gehetzt, sondern im „November geschossen waren, in großer Menge gefunden.“

„Das Ganze ist nichts anders, als die Wohnung ei„ner unzähligen Menge kleiner einzelner Blasenbandwür„mer, deren jeder in einer von der Haut der Leber aufgetrie„benen Blase logirt, in seiner Natur mit dem Leberblasen„bandwurm der Mäuse übereinkommt, aber in der Größe „und Bildung des Körpers und der Blase davon unterschie„den ist. Denn bey dem Mäuseleberwurme ist der Kör-

per

*) Bey den Haasen hat sie, wie Goeze in der Note sagt, der Herzog von Holstein Beck — ein in hiesiger Provinz wohnhafter äußerst unterrichteter, wissenschaftlicher und allgemein geschätzter Fürst, zuerst im Blinddarm entdeckt. A. d. V.

**) Vorzüglich beym Hetzen. Vor den Jagdhunden ist der Haase dem Erhitzen weniger ausgesetzt. A. d. V.

„per auf acht Zoll lang, und sichtbar gegliedert, die „Schwanzblase aber sehr klein. Bey diesem hingegen ist „das Körperchen kaum zwo Linien lang, und die Blase größer „als eine Erbse — das Ganze wie eine Blasenklistierspritze.“

„In den dünnen Gedärmen habe ich, fährt er fort, „die lanzettenförmigen Bandwürmer: Junge und Alte, „die wie ein gestricktes Band aussehen, gefunden, und die „mit denen in den Gänsen einerley Gestalt haben. Von „Spulwürmern und anderen Arten aber nicht die geringste „Spur.“

Der von Goeze mit Recht gerügte Irrthum, wornach viele Jäger die Bandwürmerblasen in der Haasenleber für Hitzblattern, einige gar für Franzosenbeulen halten, ist zum Theil durch den bekannten Schriftsteller Doebel — in dessen Jägerpractika man neben vielen wahrhaft practischen Kenntnissen mehrere physicalische Irrthümer antrift, — mit zuerst verbreitet worden.

„Viele Haasen, sagt er bey Gelegenheit, wo er von „den angeblichen Hitzblattern, die er von der unmäßigen Geilheit der Haasen herleitet, spricht, sind am Leibe, am „Herzen, an der Lunge, besonders aber an der Leber, und „hinten am Schlosse voll solcher Blattern. Weil aber da„von in ihrem Wildprett gar nichts wahrzunehmen ist, so „kann die Ursache zugleich im starken Hetzen, und in den „häufigen Erhitzungen bestehen. Einige bekommen davon „einen rechten Grind oder Schorfe, auswendig auf dem „Balge, auf dem Rücken und an den Blättern hinauf. Im „Frühjahr und Sommer pflegen diese Hitzblattern sich wieder „auszutheilen.“

Doebel ist, so wie diejenigen Jäger, die sein Buch gelesen haben, und ihm blindlings nachbeten, zu diesem Irrthum sichtbar durch eine falsche, oder vielmehr durch eine ohne hinlängliche physische Kenntnisse angestellte Beobachtung verleitet worden. Er hat offenbar die auf den Haasenle-

senkebern sich zeigende Bandwürmerblasen mit einer andern den Haasen eigenen Krankheit verwechselt, und sie ohne Unterschied für eine und dieselbe gehalten.

Man findet nehmlich, besonders in der Begattungszeit, und vorzüglich gegen das Ende derselben, wie auch Goeze anmerkt, Haasen, die über und über im Fleische auf dem Rücken und in den Keulen, mit weißen verhärteten Beulen, wie auch in der Lunge und Leber mit dergleichen drüsenartigen Geschwüren besetzt sind, die, obwohl sie von dem Phänomen der mit Bandwürmerblasen besetzten gesunden und unverletzten Lebern sehr verschieden sind, die, sage ich, Doebel mit diesen verwechselt, und beyde Erscheinungen, wie vorerwehnt, für eine und die nehmliche gehalten und ohne Unterschied mit dem Nahmen Hitzblattern belegt hat. Ungeachtet es nun eben nicht unwahrscheinlich ist, daß jene drüsenartige Geschwüre ihre Entstehung wirklich der Erhitzung beym Begatten, und vielleicht auch beym Hetzen zu danken haben, so dürften sie doch schwerlich für die würkliche Lustseuche oder Franzosenbeulen gehalten werden können. Wäre diese Behauptung gegründet, so müßten die jungen Haasen ebenfalls von dieser Krankheit, die man aber nie an ihnen wahrnimmt, angesteckt, das Uebel auch längst epidemisch geworden seyn, und wenn man noch überdem erwägt, daß die Haasen mit solchen nur zu gewissen Zeiten behaftet, und dann wieder davon befreyt sind, so ist wohl in der That kein Grund vorhanden, die Krankheit für venerisch auszugeben.

Es giebt Jahre — und es war dies in hiesiger Provinz unter andern im Jahr 1792 der Fall — wo die Haasen häufig dahin sterben, und man vielfältig todte Haasen auf den Feldern und in den Gebüschen antrift. Oft giebt Mangel an Nahrung, wenn nehmlich im Winter ungewöhnlich viel Schnee fällt, dieser mehrmalen mannhoch auf den Feldern liegt, auch bey kurz darauf eintretendem Frost eine Kruste erhält, und die Haasen nicht zur Aesung kommen kön-

können, hiezu die nächste Veranlassung *). Oft rührt das häufige Sterben aus andern Ursachen her **). In welchem Grade die zur Setzzeit mit Thauwetter abwechselnden Nachtfröste, imgleichen häufige Schneegestöber und Regengüsse, den jungen und alten Haasen nachtheilig sind, und daß in Jahren, wo diese Witterungsumstände eintreten, die ersten Sätze häufig umkommen, ist allen Jägern bekannt. Es ist daher aber auch ein offenbar falscher Wahn, wenn manche Jäger aus gelinden Wintern eine reichhaltige Hasenvermehrung prophezeyhen wollen, da diese, nehmlich die gelinden Winter, doch aus guten physischen Gründen gerade das Gegentheil bewirken. Es hat unter den neuen Schriftstellern dies wohl niemand besser und einleuchtender auseinander gesetzt, als der Verfasser der im Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1795 — einem äußerst interessanten Taschenbuche — eingerückten lesenswerthen Abhandlung: Ueber die Ursachen des seit einigen Jahren allgemein bemerkten Mangels an Haa-

*) Goeze führt hierüber in der europäischen Fauna einen besondern Fall an. „ich weiß, sagt er, daß in dem großen Schneejahr 1770 und 1771 fast alle Haasen unserer Gegend in die Mauer einer alten Warte zusammen gekrochen, und sich Fuß „hoch über einander gelagert hatten. Zum Theil waren sie „erstickt, zum Theil verhungert. Der Jäger konnte erst nicht „begreifen, wo die Haasen geblieben waren, bis ihm endlich, „da das Wetter aufgieng, der Geruch bey dem alten Thurme „erklärte, was vorgegangen war.

**) Goeze erzählt in seiner Fauna, es wäre einmahl an einem gewissen Orte eine Seuche unter die Haasen gekommen, daß viele Haasen auf den Feldern todt gefunden worden. Man konnte erst die Ursache nicht entdecken, bis sich's zeigte, daß einige Ackerleute ihre Kohlfelder mit Gyps und Kalkwasser hatten besprengen lassen.

Haasen. Gern möchte ich diese eben so gründlich als schön geschriebene Abhandlung *) hier ihrem ganzen Inhalte nach einschalten. Da dies aber zu weit führen würde, so begnüge ich mich blos eine Stelle daraus her zu setzen, die jeden Jagdliebhaber, das Ganze zu lesen, anreizen muß.

„Der Begattungstrieb, sagt der Verfasser, ist auf „keine Periode eingeschränkt, ihn regiert nur der Einfluß der „Witterung: Wärme, gleichviel, ob im Lenz oder in der „Mitte des Winters, erregt im üppigen Rammler die Begierde, Häsinnen aufzusuchen, und sie ohne Rast und „Ruhe zu verfolgen. Ueber die Liebeleyen, die oft sogar „am hellen Tage noch getrieben werden, wird Nahrung und „Schlaf vergessen, und so verschwenden beyde Geschlechter „mehr Kräfte, als die kärgliche Winternahrung zu ersetzen „vermag. Nach vier Wochen setzt die Häsin, und wieder „einfallender Frost und Schnee bringt dann gewöhnlich den „Jungen den Tod. Eine zweyte wärmere Periode, die manche Jennernächte zu lauen Maynächten umwandelt, ladet „die leichtsinnigen Eltern zu neuen Umarmungen ein. Der „zweyte Satz hat das Schicksal des ersten und so dauert „dies den ganzen Winter hindurch, bis zur rechtmäßigen „Zeugungsepoche fort. Wehe dir aber dann, armer, allzu„voreiliger Rammler! gleich dem vorwitzigen Jüngling, „der mit noch unbärtigem Kinn zu oft schon in Cytherens „Zauberhainen sich verirrte, und nun, da Hymen zu pflicht„mäßi-

*) Ich gestehe, daß mir diese Abhandlung ungemein viel Vergnügen beym Durchlesen gemacht hat, obwohl ich der darin geäußerten Meynung, daß viele alte Haasen an der venerischen Krankheit sterben, aus dem bereits erörterten und mehreren andern Gründen, nicht beypflichten kann, so gern ich auch alles übrige, was darinn behauptet wird, aus eigner Ueberzeugung und Erfahrung unterschreibe.

„mäßigen Freuden ihn auffordert, die zu früh verschwende„ten Kräfte fruchtlos bedauert, winkt der ächtere Lenz dir „vergebens, das süßeste aller Naturgesetze zu erfüllen! hät„test du statt jene trügerischen Winternächte muthwillig zu „durchschwärmen, in phlegmatischer Ruhe und bey emsiger „ausgespäheter Aesung einen reichen Schatz von Mannskraft „für diese festlichere Periode dir gesammlet — stolz könntest „du jetzt, du, der nur Sterblinge zeugte, Fluren und „Haine mit einer zahlreicheren und kernhafteren Nachkom„menschaft bevölkern.“

Daß geschwächte Eltern geschwächte Kinder zeugen, wie der Herr Verfasser weiter äußert, und daß es manchen kraftlosen ausgemergelten Haasenmüttern auch wohl an Milch fehlen, und dieser Umstand mit zu dem Hinsterben der Jungen Gelegenheit geben mag, ist allerdings sehr gegründet. Der Herr Herausgeber des eben so unterhaltenden, als wegen der mannigfaltig lehrreichen Aufsätze, nützlichen Taschenbuchs führt in einer jener Abhandlung — ich weiß nicht, ob ich zuviel wage, wenn ich glaube, daß wir diese des vielleicht nur angenommenen Nahmens ungeachtet, ihm selbst zu danken haben — führt, sage ich, in einer jener Abhandlung nachgesetzten Note an, man habe in den dortigen Gegenden in den letzten Wintern und Frühlingen hie und da junge Haasen sowohl als alte Häsinnen todt gefunden, und überdies die Bemerkung gemacht, daß unter einem Dutzend gegen das Ende der Jagdzeit erlegten Haasen, kaum eine oder höchstens zwey Häsinnen gewesen. Diese Beobachtung stimmt ganz mit derjenigen überein, die mehrere aufmerksame Jäger auch in hiesiger Provinz bey Gelegenheit jener auch hier zu Lande eingetretenen lauen und gelinden Winter gemacht haben. Und wenn er bey dieser Gelegenheit die Frage aufwirft: ob nicht vielleicht, wenn eine Häsinn im Winter setzt und ihre Jungen, wie dies wohl immer der Fall seyn mag, bald nach der Geburt umkommen, die Stockung der Milch bey lan-

langer Nässe und Kälte ihr den Tod zuzieht? so ist es wohl allerdings der Mühe werth, daß Jäger und Naturforscher über diese Muthmaßung nähere Untersuchungen anstellen.

Der Haase ist für den Menschen nicht nur wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, *) sondern auch sonst ein sehr nützliches Thier. Sein Balg (Fell) dient theils zu allerhand Pelzwerk, theils werden aus den Haaren Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Beinkleider u. s. w. verfertigt, daher er auch in vielen, besonders den nördlichen Ländern, einen beträchtlichen Handlungszweig darbietet. Selbst die abgehaarten Haasenfelle sind für den Beutler, Schumacher, Siebmacher und Leimkocher nutzbar, so wie denn die Abgänge, in den Gerbereyen und bey den Hutmachern, ingleichen als Dünger für den Acker angewandt werden können. Die Hinterläufte werden von den Goldschmieden zu Glättung des Silbers, von den Vergoldern zu Polirung des Metalls, von den Buchbindern, um das Leder mit der Beize und dem Eyerweiß zu bestreichen, von den Physikern, um den Elektricitätsträger damit zu reiben — wie sonst auch mit dem Fuchsschwanze geschieht — gebraucht. Sogar das in den Hinterläuften befindliche Knöchelchen, der Hasensprung genannt, kann als eine Ahle, als ein Pfeifenräumer u. s. w. genutzt werden. — Ueber die dem Haasenfett

*) Blos die Morgenländer verschmähen es. — Das Mahometanische Gesetz untersagt, so wie vor diesem das jüdische, den Genuß des Haasenwildprets. Die alten Griechen und Römer schätzten es dagegen sehr hoch. Unter den vierfüßigen Thieren, sagt Martial, hat im Geschmeck der Haase den Vorzug. Sein Blut wird für das süßeste und schmackhafteste unter allen gehalten. Nicht so sein Fett, welches ungenießbar ist. — So lange er in Freyheit lebt, setzt er nie Fett an. Gezähmt und im Hause erzogen, ist er dagegen in Gefahr, am Fette zu ersticken.

senkelt als Zugpflaster bey eingestoßenen Splittern, Geschwüren und Zahnschmerzen, den Haaren als blutstillendes Mittel, dem Haasenschweiß, *) hier zu Lande Farbe, als Cur, wider die Sommerflecken und den Durchlauf, dem Kopfe, Augen, Herzen, Lungen, Nieren, Geilen, ja selbst dem Koth und Lab — so nennt man den Saft, der sich in dem Magen der ungebohrnen Haasen befindet — gegen Krankheiten mancherley Art, nachgerühmte Eigenschaften, halte ich mein Urtheil zurück, und überlasse den Herren Facultätsmännern darüber abzusprechen. So nützlich dieses Thier ist, so ist denn doch auch nicht zu leugnen, daß es an Oertern, wo es in Menge angetroffen wird, auch hinwiederum sowohl der Saat auf den Feldern, als den Kohlgärten, vorzüglich aber den Baumpflanzungen — weil der Haase im Winter häufig die Rinde abschält — manchen Schaden zufüget. Es steht dieser jedoch mit seiner Nutzbarkeit allerdings in keinem Verhältniß, und wie sehr übrigens Menschen und Raubthiere durch Nachstellungen zu verhindern bemüht sind, daß es sich nicht zur Ungebühr vermehre, ist bereits erwehnt.

Um nichts zu übergehen, bemerke ich noch, daß die manchen, dem Haasen in Absicht auf Charakter und Gemüthsart anklebende Eigenheiten — über die ich mich bey Gelegenheit der Jagd näher auslassen werde — zu verschiedenen Sprüchwörtern Anlaß gegeben haben, die im gemeinen Leben gäng und gebe sind, von denen einige aber auch zum Theil dem Aberglauben ihre Entstehung zu danken haben: So sagt man von einem Menschen, der viele Feinde hat:

*) Döbel, den man vom Hange zur Quacksalberey nicht ganz frey sprechen kann, versichert, daß wenn man ein rohes leinwandenes Tuch in frischen warmen Haasenschweiß tunkt, und so trocknen läßt, man sich dessen als eines vortreflichen Mittels gegen die Rose bedienen könne.

hat: Viel Hunde sind der Haasen Tod — von einem, der wankelmüthig ist, und auf dessen Wort man sich nicht verlassen kann: Er bleibt bey seinen Worten, wie der Haase bey der Trommel. — Da liegt der Haase im Pfeffer — oder da liegt der Haase begraben; mit andern Worten: das ist die Ursache des Uebels. — Er hat ein Haasenherz, von einem furchtsamen Menschen. — Er ergreift das Haasenpanier, er läuft davon. Er hat einen Haasenfuß in der Tasche, von einem Menschen, der beständig Possen macht, daher auch der Ausdruck haseliren. — Wenn einem ein Haase über den Weg läuft, so bedeutet es Unglück — ein Aberglauben, der schon bey den Römern unter dem Volke herrschend war. Noch gehört hieher der Wahn, daß, wenn ein Haase vor einer Stadt vorbey läuft, oder sich an einem ungewöhnlichen Orte sehen läßt, es Feuer bedeute.

Ehe ich zu der Haasenjagd übergehe, zuvörderst eine kurze Uebersicht der von dem Haasen üblichen weidemännschen Redensarten. Der Haase läuft nicht, sondern ruckt, rutscht, fährt gen Feld, gen Holz, ins Lager. Er wird behetzt, wenn man die Windhunde vom Stricke läßt, gerahmt, wenn ihm die Hunde nahe kommen, aber ihn fehlgreifen, indem er sich wendet; gegriffen oder gefangen, wenn sie ihn wirklich habhaft werden; genickt, wenn man ihm, indem man ihn bey den Hinterläufen in die Höhe hält, mit flacher Hand das Genicke abschlägt, und so auf leichte Art tödtet; er liegt nicht, sondern sitzt, drückt sich im Lager oder Saße; er rammlet, wenn er sich begattet; er hat einen Balg, nicht ein Fell; Wolle, nicht Haare; Läufte, nicht Füße, — die Hinterfüße insbesondere werden von einigen Jägern Sprünge genannt. — Löffel, nicht Ohren; Lichter, auch Seher, nicht Augen, — Blume, nach einigen Federlein, nicht Schwanz — Schweiß, Farbe, nicht Blut; er äset sich, nimmt seine Weide, frißt nicht; ist fett, besser stark, nicht feist; er schrepet, wird

erwürgt, wird ausgeworfen, ausgeweidet, nicht aufgebrochen, wenn das Eingeweide, das Geſcheide oder der Haaſenklein herausgenommen wird; geſtreift, nicht zerwirkt, wenn der Balg abgezogen wird; — er macht ein Männchen, wenn er auf den Hinterläuften gerade aufſitzt; — er nagelt, wenn er mit den Nägeln an den Zehen kennbare Zeichen in den Boden eindrückt, — er flieht nicht, ſondern ſpringt über den Graben, über das Zeug, — er macht oder ſchlägt einen Haken, wenn er beym Jagen oder ſonſt beym Laufen eine Wendung macht; die Häſin ſetzt, wenn ſie Junge zur Welt bringt, u. ſ. w.

Jagd und Fang.

Der Haaſe wird theils mit dem Hühnerhunde, theils mit Jagdhunden, oft auch ohne Hunde auf der Neue (friſchen Schnee) aufgeſpürt, oder wie die hieſigen Jäger im letzten Falle ſagen, ausgemacht, theils mit Windhunden gehetzt, endlich auch auf dem Anſtande, ingleichen bey Treib- oder Klapperjagden geſchoſſen, auch wohl in Netzen und Garnen gefangen u. ſ. w.

Mit der Dreſſur des Hühnerhundes habe ich den Jagdliebhaber bereits hinlänglich bekannt gemacht. Ich werde daher auch nur mit Beziehung auf dasjenige, was ich unter der Rubrik: der Feldarbeit, im allgemeinen geſagt habe, hier blos das, was auf die Haaſenjagd insbeſondere anwendbar iſt, nachholen und hinzufügen. — Der Haaſe hat eine für den Hühnerhund ſehr anziehende Witterung, und es koſtet eben keine große Mühe, um ihn, ſobald der Haaſe feſtſitzt, dahin zu bringen, daß er vorſtehe. Es giebt junge Hunde von guter Race, die den Haaſen oft ſelbſt, wenn ſie zum erſtenmale ins Feld gebracht werden, auf einer weiten Entfernung unter Wind anziehen und vorſtehen. Ungleich mehr Mühe koſtet es dagegen, dem Hühnerhunde,

wenn

wenn der Haase entweder beym Vorstehen, oder wenn der Hund beym Suchen mit Wind auf ihn kommt, unversehens aufspringt, das Nachprellen abzugewöhnen. Fährt der Hund, wenn er den Haasen unter Wind anzieht, anstatt vorzustehen, auf ihn ein, und jagt ihn auf, so wird ihm die Leine umgelegt, er nochmals unter Wind gegen das Lager geführt, sobald er eilt, unter dem Zuruf: Sachte! bedroht und angehalten, dann aber zu dem Lager, wo der Haase gesessen hat, gebracht, und wenn er nun wieder einfährt, und das Lager, wie gemeinhin geschieht, wegen der anziehenden Witterung stark beschnäufelt, und die Fährte, wo der Haase fort ist, aufzunehmen Miene macht, unter dem immerwährenden Zuruf: *tout beau!* Wahr dich! — bedroht, und, je nachdem er den Fehler zum erstenmale macht oder wiederholt, mehr oder weniger mit der Leine geruckt. Das Nachprellen wird unter dem Zuruf: Täh! wobey man den Hund mit Nahmen ruft — gerügt, und wenn er nicht nachläßt, hinterher unter dem wiederholten Zuruf: Täh! bestraft. Ihm dieses letztere abzugewöhnen, kostet, wie ich schon vorhin gesagt habe, oft viele Mühe und Arbeit. Weniger zwar auf Revieren, wo es viele Haasen giebt, wo man oft kurz nach einander mehrere antrifft, und mithin bey ähnlichen Fehlern des Hundes die Strafe oft zu wiederholen, sie seinem Gedächtniß einzuprägen und seine Hitze zu zähmen, Gelegenheit hat. Wie viel man hier durch Dressur über den Hühnerhund erlangen kann, davon habe ich vor einigen Jahren, wo ich mich gerade zur Herbstzeit auf einem Reviere, das ungewöhnlich stark mit Haasen besetzt war, aufhielt, die Erfahrung gemacht. Ich führte damals eben zwey junge Hunde von meiner Race, Hund und Hündin, die beyde von einem Wurf und im ersten Felde *) waren, und die ich zu meinem Vergnügen bey-

*) Wenn Hunde die Stubendressur erhalten haben, und man nun die Feldarbeit mit ihnen vornimmt, so sagt man, der Hund

de zu gleicher Zeit im Felde arbeitete. Da ich beynahe täglich mit ihnen ausging, und jedesmal — oft auf kurzen Distanzen — mehrere Haasen antraf, und zum Theil erlegte, so brachte ich sie auch in kurzer Zeit so weit, daß sie nicht allein beyde, wenn der Haase sonst aushielt, sehr fest standen, und dies war allerdings das wenigste, sondern daß sie auch, wenn er aufsprang, und selbst wenn er während der Suche unvermuthet vor ihren Füßen herausging, keine Miene zum Nachprellen machten, sondern ihm vielmehr mit der größesten Contenance nachsahen. *) Ich habe sie sogar in der Folge — so wenig dies sonst meine Gewohnheit ist — bey Jagdhunden, ja selbst beym Hetzen mit Windhunden mitgenommen, ohne daß sie dadurch aus der einmal erhaltenen Dreßur und Contenance gekommen wären. Mehrmalen haben die Jagdhunde den Haasen dicht vor mir vorbey gebracht, und sie blieben ruhig neben mir sitzen. Mehrmalen habe ich sie beym Abreiten der Felder mit Windhunden

Hund ist im ersten Felde, oder er hat das erste Feld; im folgenden Jahre ist er im zweyten, im nächsten Jahre im dritten Felde u. s. w. — Da der Hühnerhund gewöhnlich erst, wenn er ein Jahr alt ist, dreßirt wird, so ist er auch hiernach im zweyten Jahre seines Alters im ersten, im dritten Jahre im zweyten Felde u. s. w.

*) Einige auswärtige Jäger pflegen auf Revieren, wo es viele Haasen giebt, und diese blos bey Treibjagen geschossen werden, die Hühnerhunde lediglich auf Hühner zu arbeiten, sie blos zur Suche auf diese zu gewöhnen, und daher auch, so oft sie einen Haasen finden, den Hund durch den Zuruf: pfui Haase! und durch Strafe dahin zu bringen, daß er sich an den Haasen am Ende gar nicht kehrt, und sich, wenn er aufspringt, in der Suche nicht irre machen läßt. Ich selbst habe bey meinem sechsjährigen Aufenthalt in Oesterreich Hühnerhunde gehabt, die ich auf diese Art gearbeitet habe. Sie sahen sich nach dem Haasen so wenig, als nach einer Lerche, oder einem andern kleinen Vogel um.

den revieren lassen, und nie ist es ihnen, wenn die Hetze losging, eingefallen, sich durch die Windhunde zum Nachlaufen verleiten zu lassen. Sie zeigten vielmehr jedesmal, sobald der Haase, vor dem sie entweder gestanden hatten, oder der von selbst aufsprang, gehetzt wurde, eine sichtbare Aengstlichkeit, und anstatt ihm nachzulaufen, eilten sie vielmehr mit gekrümmter Ruthe furchtsam hinter das Pferd, folgten von weitem der Hetze nach, als ob ihnen bange wäre, daß ihnen das Nachlaufen der Windhunde mit für einen Fehler angerechnet, und sie dafür bestraft werden würden. So wenig dies dem unterrichteten Jäger, der hierüber allerdings so gut, als ich, Erfahrung angestellt hat, auffallen wird, so führe ich es auch blos deshalb an, um den angehenden Jagdliebhaber auf die, die Dressur des Hühnerhundes mehr oder weniger erleichternden Localumstände aufmerksam zu machen. Er wundere sich daher nicht, wenn er auf Revieren, wo der Haase sparsam ist, nicht so leicht zum Zwecke kommen wird. Hier wird der Hund vielleicht zehnmal ins Feld gebracht, ohne einen Haasen anzutreffen, und wenn er am Ende einen findet, und für das Nachprellen bestraft wird, so ist ihm dies, wenn der Fall nach einiger Zeit wieder vorkommt, längst aus dem Gedächtniß, und es darf daher um so weniger befremden, wenn er, ungeachtet der erhaltenen Strafe, wieder in den nämlichen Fehler verfällt. Es giebt Hühnerhunde, die den Haasen gleich den Jagdhunden laut jagen, ihn wohl gar, selbst wenn er ihnen bereits aus dem Gesichte ist, eine Zeitlang auf der Fährte anhalten, ja oft zurückbringen. Die gemeinen Revierjäger, denen es nur um das Habhaftwerden und Erlegen des Wildprets zu thun ist, pflegen dies gern zu sehen, und es dem Hunde als eine vorzügliche Eigenschaft anzurechnen. Wenn der Hund fern genannt werden soll, so darf und muß ihm dies nicht nachgelassen werden. Es kann sich allerdings zuweilen ereignen, daß der Hühnerhund den Haasen bey solcher Gelegenheit vor die Flinte bringt. Wenn man aber erwägt, daß dieser Fall mißlich und selten, und es sich weit öfter

öfter zutragen wird, daß ein solcher Hund durch das unzeitige Nachprellen und Jagen den Jäger am Schießen verhindert, so steht der Nachtheil mit dem eingebildeten Nutzen in keinem Verhältniß. Selbst dann, wenn der Haase, anstatt gleich nach dem Schusse auf der Stelle erlegt zu werden, blos angeschossen ist, darf dem Hühnerhunde das Nachlaufen nicht gestattet werden. Ist der Haase tödtlich verwundet, daß er nicht fort kann, so wird er sicher entweder bald zu Lager gehen, oder auf einer kurzen Distanze liegen bleiben, und es ist immer sicherer, daß man ihm, wenn man zuvor die Flinte geladen hat, mit dem Hühnerhunde auf der Fährte langsam nachzieht. Ist er dagegen nur leicht gefaßt, nur weidewund, hat er vielleicht nur einen Streifschuß, so nimmt er gewiß alle seine Kräfte zusammen, und der Hühnerhund holt ihn sicher nicht ein. Es ereignet sich zuweilen, daß der Hühnerhund, wenn der Haase sehr fest sitzt, und er kurz vor ihm steht, ihn im Lager ergreift. Es giebt Hunde, die, wenn ihnen dies nur erst ein- oder zweymal glückt, so geübt werden, und ihr Tempo so gut in acht zu nehmen wissen, daß es ihnen am Ende selten fehl schlägt. Noch häufiger tritt dieser Fall ein, wenn zwey Hunde oft mit einander suchen und sich kennen. Mir ist dieser Fall mit den beyden Hunden, deren ich vorhin erwähnt habe, mehrmalen vorgekommen, obwohl er mir, die Wahrheit zu sagen, immer unangenehm war. Es bleibt immer mißlich und der Hund wird nicht selten dadurch verleitet, aufs Gerathewohl und ohne Erfolg beym Vorstehen einzuspringen, so daß es im Ganzen nicht taugt. Ungleich vortheilhafter ist es dagegen, besonders bey jungen Hunden, die man arbeitet, wenn man den Haasen vor diesen, beym Vorstehen im Lager, erlegen kann. Nichts macht die Hunde so ferm, als wenn man dies zu thun Gelegenheit hat. Nur muß man, wenn der Hund kurz vor dem Haasen steht, vorsichtig seyn, um nicht den Hund zu verletzen. Auch muß man den Schuß auf den Kopf anzubringen suchen, weil man sonst das Wildprett zu Schanden schießt. Zurückzutreten, um

einen

einen beſſern Schuß anbringen zu wollen, iſt mißlich. Der Haaſe pflegt dies, wenn er auch noch ſo feſt ſitzt, nicht leicht zu ertragen, ſondern, ſobald man zurück oder ſeitwärts tritt, gern aufzuſpringen, da er dann, wenn es in dichten Geſträuchen geſchieht, gar leicht entkommt. Wenn man mit dem Hühnerhunde in Geſträuchen ſucht, ſo muß man ihn ſehr kurz halten und nie aus den Augen laſſen. Es iſt dies, wenn man nach Haaſen ſucht, vorzüglich nothwendig, beſonders bey jungen Hunden, weil, wenn man ſie nicht immer im Geſichte behält und ein Haaſe vor ihnen aufſpringt, dem ſie nachprellen, ohne daß man es gewahr wird, und mithin, ohne dafür geſtraft zu werden, ſie Recht gethan zu haben glauben, wornach es aber, wenn dies einigemal geſchieht, ſehr ſchwer wird, ihnen das Nachprellen abzugewöhnen. Wie man den Hund zu einer kurzen Suche im Felde anhalten muß, darüber habe ich bereits im erſten Theile unter dem Artikel von der Feldarbeit das Nöthige geſagt. Um nun einen jungen Hund gleich Anfangs, wenn man ihn arbeitet, auch im Geſträuche an eine kurze Suche zu gewöhnen, empfehle ich folgende Methode: Sobald man den Hund zum erſtenmale ins Geſträuche bringt, ſo wende man ſich, der Hund gehe nun rechts oder links ab, jederzeit, ohne dem Hunde zuzurufen, nach der entgegengeſetzten Seite. Man lege es mit einem Worte abſichtlich darauf an, dem Hunde aus dem Geſichte zu kommen, und man wird ſich bald überzeugen, welchen guten Nutzen dies hat. Der Hund wird nämlich, ſobald er ſeinen Jäger nicht mehr gewahr wird, ihn ſchnell und ängſtlich aufſuchen. Hat er ſich wieder eingefunden, ſo liebkoſe man ihn, gebe ihm Recht, animire ihn aufs neue zur Suche, wiederhole aber zur Stelle die vorige Prozedur. Die Wirkung wird nicht ausbleiben, und der Hund ſich nach dem zweyten, dritten Verſuch ſicher von ſelbſt beſtreben, den Jäger nicht aus dem Geſicht zu verliehren. Sobald man dies von ihm gewahr wird, dann vermehre man ſeine Aufmerkſamkeit durch die Pfeife oder durch den Zuruf: Herum! Sachte!

u. ſ. w.

u. s. w. Man thue dies jedesmal, sobald er sich zu weit entfernt; man strafe ihn, wenn er ausschweift, und man wird zum Zweck kommen.

Wenn man einen Haasen vor dem Hühnerhunde erlegt, so sehe man ja darauf, daß der Hund den Haasen rasch, und ohne an der Wolle zu pflücken und zu zerren, aufnehme und apportire. Man gewöhne ihn hierzu gleich bey der Stubendressur, und halte ihn auch an, daß er den Haasen immer in der Mitte des Leibes anpacke, und nicht bey den Löffeln oder den Läufen herbeyschleppe, welches letztere junge Hunde, weil ihnen das Auftragen des Haasen beschwerlich ist, gern zu thun pflegen, und man ihnen frühzeitig abgewöhnen muß. — So viel vom Hühnerhunde.

Ueber die Aufführungsmethode der Jagdhunde habe ich in dem ersten Theile meines Werks das Nöthige gesagt, und ich werde mich hier nur hauptsächlich auf dasjenige, was der Jäger für seine Person bey der Haasenjagd mit Jagdhunden zu beobachten hat, einschränken. Ehe und bevor ich mich hierüber näher auslasse, werde ich den Leser zuvörderst mit einigen Eigenheiten des Haasen bekannt machen; ihn dann aber über die Maaßregeln belehren, die er hiernach bey der Haasenjagd mit Jagdhunden nehmen muß.

Jeder Haase entfernt sich ungern aus der Gegend, wo er gesetzt worden, und wo er sich gewöhnlich aufhält. Wenn es daher von Hunden oder andern Thieren gejagt oder verfolgt wird, so kehrt er gewöhnlich, und zwar nach Befinden der Umstände, zuweilen bald, zuweilen aber erst, nachdem er sich eine weite Strecke entfernt hat, nach seinem Lager zurück. Der alte Haase, besonders der Rammler, geht gewöhnlich, wenn ihn die Jagdhunde auffinden, in einer geraden Richtung fort, und macht dann, je nachdem das Revier groß oder klein ist, auf einer weiten oder kurzen Strecke einen Wiedergang oder Hacken, um nach seinem Lager zurück zu kehren. Der Satz- oder Mutterhaase

macht

macht den Wiedergang selbst in großen Revieren gemeinhin auf einer kürzern Tour, als der Rammler, dagegen der junge Haase sich beym Jagen selten weit von seinem Leger entfernt, sondern sich nur immer auf einer kurzen Distanze von diesem zu wenden und zu drehen, und sich oft und vielfältig, besonders wenn er noch klein ist, zu drücken und vor den Jagdhunden zu verbergen sucht. Wenn ein Haase, sobald ihn die Jagdhunde auffinden, das Revier oder Gesträuche, in dem er aufgefunden wird, anstatt sich in diesem jagen zu lassen, ungesäumt verläßt, und nach einem andern Revier entflieht, so ist dies ein sicherer Beweis, daß die Gegend, wo er aufgefunden wurde, nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt ist, sondern daß er nur gelegentlich dorthin kam. Jeder Haase hält, wenn er von Jagdhunden gejagt wird, gern die Wege, Steige und Stellstätten, vorzüglich bey nasser Witterung, weil er den von den Gesträuchen und Bäumen auf ihn herabträufelnden Regen nicht ertragen kann. Wenn der Haase irgend einen weiten Vorsprung vor den Jagdhunden hat, so läuft er gemeinhin nicht sehr schnell, bleibt im Gegentheil hin und wieder sitzen, und macht ein Männchen, um zu hören, wie weit die Jagdhunde noch von ihm entfernt sind, so wie er denn auch, wenn er weit vor den Jagdhunden voraus ist, mehrere Wiedergänge macht, als wenn sie ihm nahe sind.

Es ist aber auch der Mühe werth, die Art und Weise, wie er sonst noch den Verfolgungen der Hunde und Jäger zu entkommen sucht, und die manchen Fälle, die Jäger und Schriftsteller von der einem Haasen vor dem andern vorzugsweise eigenen List und Schlauheit erzählen, näher zu beleuchten. Hier sind z. B. einige, die ein gewisser Schriftsteller du Fouilloux anführt, und die ich mit den Worten des Uebersetzers mittheilen werde.

„Ich habe, sagt *du Fouilloux*, einen Haasen gesehen, der so boshaft (?) war, daß er, sobald ein Waldhorn ertönte, aus dem Lager aufstand, und sogleich, wenn

„er

„er auch eine Viertelmeile davon entfernt war, nach einem „Teiche lief, darin fortschwamm, und sich mitten auf dem„selben auf die Binsen setzte, ohne von den Hunden im ge„ringsten gejagt zu werden. Ein anderer lief wohl zwey „Stunden vor den Hunden, fand aber im Laufen Gelegen„heit, einen andern aufzutreiben, und bediente sich derse„ben, sich in des Verjagten Loger zu setzen. Noch andere „durchschwammen zwey bis drey Teiche, wovon der kleinste „wenigstens achtzig Schritte breit war. Einige von denen, „welche ich selbst beobachtete, krochen, da sie vorher wohl „zwey Stunden lang gelaufen, unter der Thüre einer Schaaf„horde hinweg, setzten sich unter das Vieh, und machten „ein Männchen. Andere begaben sich, wenn die Hunde sie „jagten, unter eine Heerde Schaafe, die eben durch die „Felder zog, und wollten diese nicht wieder verlassen. Ei„nige verbargen sich, wenn sie Windspiele hörten, (?) un„ter die Erde. Andere liefen an der einen Seite der Hecke „hin, und kehrten an der andern wieder zurück, so daß zwi„schen ihnen und ihren Verfolgern, den Hunden, die Hecke „beständig als eine Scheidewand blieb. Einige, wenn sie „eine halbe Stunde gelaufen waren, stiegen auf eine alte, „sechs Fuß hohe (?) Mauer, und setzten sich in eine mit „Epheu bedeckte Lucke von Holzwerk. Andere setzten durch „einen Fluß, der wohl acht Schritte breit seyn konnte, und „schwammen hernach vor mir hinüber und herüber.“

Ob die vorangezeigten Fälle sich alle ohne Ausnahme genau so zugetragen haben, wie sie *du Fouilloux* — dem man es, im Vorbeygehen gesagt, an der ganzen Art zu erzählen wohl ansieht, daß er nichts weniger als Jäger war —, angiebt, lasse ich dahin gestellt seyn. So auffallend einige darunter indessen auch scheinen möchten, so dürften sie auch, wie Büffon, der diese Fälle ebenfalls anführt, mit großem Rechte bemerkt, wohl unstreitig blos als eine ungewöhnliche Anstrengung des Naturtriebes angesehen werden können. Die gewöhnlichen Ränke des Haasen, setzt er hin-

hinzu, pflegen weder so fein, noch so weit hergeholt zu seyn. — Es ist dies nun allerdings sehr wahr, und wenn man daher hin und wieder Haasen antrifft, die sich vor andern durch eine auffallende Gewandheit — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — auszuzeichnen scheinen, so darf man sich auch darauf verlassen, daß diese Gewandheit, weit gefehlt, daß sie aus einer ihnen vorzugsweise beywohnenden natürlichen Verschmitztheit, oder List *) herrühren sollte, blos eine Folge des ihm, wie jedem andern Thiere, beywohnenden Erinnerungsvermögens vorhergegangener ähnlichen Fälle ist. In der Regel sucht sich jeder Haase nur immer vorzüglich durch die Flucht zu retten, und so wenig er, wenn er von Hunden oder andern Thieren zum erstenmale verfolgt wird, diesen oder jenen bestimmten Zufluchtsort, dieses oder jenes besondere Rettungsmittel, um zu entkommen, wählt, so wird er dagegen, sobald er das erstemal entkommt, zum zweyten-, drittenmale allerdings den nämlichen Zufluchtsort, der ihn das erstemal schützte, aufzusuchen, das nämliche Mittel, durch das er sich bereits einmal rettete, wiederum anzuwenden bemüht seyn. So hatte der Haase, von dem *du Fouilloux* erzählt, daß er jedesmal, sobald das Waldhorn ertönte, nach denen auf einem Teiche befindlichen Binsen hinschwamm, sich hierher das erstemal sicher blos aus Angst geflüchtet, und wenn er sich in der Folge, so oft ihn der bekannte Ton des Waldhorns an die nahe Gefahr erinnerte, wiederum dorthin zu flüchten suchte, so ist es wohl sehr ungereimt, wenn *du Fouilloux* den armen Haasen deshalb einer Bosheit zeiht. — So wird man z. B. den Haasen, wenn er gedrängt wird, und er einen Fuchsbau gewahr wird, in diesen fliehen sehen, und man darf sicher darauf rechnen, daß, wenn ihm dies einmal glückt,

*) Wirkliche List setzt Combinationsvermögen voraus, das dem Haasen eben so wenig, als andern unvernünftigen Thieren eigen ist.

glückt, er jedesmal, so oft er wieder aufgescheucht wird, den nämlichen Zufluchtsort wählen wird. Auf ähnliche Art wird er aber auch, wenn er auf seiner Flucht eine Viehheerde vorfindet, zwischen dieser zu entkommen, wenn er einen Zaun, oder einen ausgetrockneten, in einer gewissen Strecke fortlaufenden Graben gewahr wird, hier zu entfliehen, und alle diese Zufluchtsörter, die sich ihm das erstemal gewöhnlich und zufällig darboten, in der Folge immer wieder aufzusuchen bemüht seyn.

Ohne mich nun auf die Auseinandersetzung mehrerer dergleichen von Jägern, und Schriftstellern angeführten besondern Fälle einzulassen — und man darf überzeugt seyn, daß dabey manches Jagdgeschichtchen mit unterläuft — werde ich den Jagdliebhaber jetzt über die Anwendung der hier im Allgemeinen vorangeschickten Bemerkungen belehren. Daß er, wenn er mit Jagdhunden jagt, vor allen Dingen des Reviers kündig seyn, und sich die Pässe, Wege, Steige u. s. w., wo der Haase gewöhnlich zu wechseln und seine Wiedergänge zu machen pflegt, genau bekannt machen muß, versteht sich ohnehin. Er muß aber auch selbst, wenn er auf einem ihm unbekannten Reviere zum erstenmal jagt, ungefähr zu beurtheilen wissen, wo er sich am vortheilhaftesten anstellen kann, um zu Schuß zu kommen. Es kommt nun hiebey nicht nur auf den Umfang und die Lage des Reviers, sondern auch auf die Jahreszeit, auf die Witterung, ingleichen darauf an, ob man allein oder in Gesellschaft jagt, und auf alle diese Umstände muß der Jagdliebhaber — vorausgesetzt, daß ihm nicht etwa bey einer Jagdparthie auf fremden Revieren seine Stelle angewiesen wird, sondern diese von seiner Wahl und Beurtheilung abhängt — aufmerksam seyn, wenn er zum Zwecke kommen will. Gesetzt nun, er jagt auf einem Reviere von einigem Umfange, und die Hunde finden einen Haasen auf, so wird er gleich Anfangs — wenn der Haase nicht etwa im Felde oder auf einem andern Terrain, wo man der Jagd mit den

Augen

Augen folgen kann, gefunden wird — darauf aufmerksam seyn müssen, ob die Jagd — und dies kann man bald aus dem Geläute der Hunde abnehmen — in einer geraden Richtung fortgeht, oder ob sie sich bald hier, bald dorthin wendet, ob die Hunde — vorausgesetzt, daß sie zuverlässig sind — rasch und ununterbrochen fortjagen, oder ob sie hin und wieder bald verlieren, bald wieder eine Strecke jagen, oft, wie die Jäger es nennen, kurz beschreyen, *) dann aber, wenn sie eine kleine Tour laut gejagt haben, mit einmal plötzlich still werden u. s. w.

Aus diesen verschiedenen Umständen wird der Jagdliebhaber bald beurtheilen, ob die Hunde einen alten oder jungen Haasen jagen, **) und was er in beyden Fällen zu thun haben wird. Ich habe vorhin gesagt, daß der Haase sich ungern aus der Gegend entfernt, wo er sich gewöhnlich aufhält, und so wird im ersten Fall, wenn die Hunde nämlich einen alten Haasen jagen, und die Jagd, anstatt sich zu nähern, sich vielmehr in gerader Richtung entfernt, ohne daß man einen auf der Tour belegenen Paß zu erreichen und ihm hier vorzubeugen Hoffnung hat, so wird auf diesen Fall die

*) Wenn der Haase kurz vor den Jagdhunden aufspringt, so erheben sie ein lautes Geschrey, und lassen viele schnell nach einander folgende Töne hören, die sich von dem gewöhnlichen Jagen auf der Fährte merklich unterscheiden.

**) Ob die Hunde überhaupt Haase und nicht vielleicht Füchse jagen, dies läßt sich nun wiederum, wenn man das Revier und die Hunde kennt, theils aus der Gegend, wo die Jagd hinausgeht, theils aus dem mehr oder weniger raschen und eifrigen Jagen der Hunde abnehmen. Einen Fuchs jagen die Hunde gemeinhin eifriger und rascher als einen Haasen. Es giebt aber auch hin und wieder Hunde, die nichts als Haase, andere die blos Füchse jagen; wenn man einen dergleichen Hund in der Kugel hat, so kann man um so sichrer beurtheilen, was gejagt wird.

die beste Parthie, die der Jäger zu nehmen hat, die seyn, daß er sich nach der Gegend, wo die Hunde den Haasen auffanden, hin verfügt, und sich dort auf einem schicklichen Platze, auf einem Wege, Steige *) u. s. w. aufstellt, und hier abwartet, bis die Hunde, wenn sie sonst den Haasen anhalten, diesen zurück bringen. Geht die Jagd ununterbrochen, und ohne daß sie sich wendet, immer in einer geraden Richtung rasch fort, geht sie gar nach einem andern Revier hinüber, kommt sie dem Jäger vielleicht gar, selbst wenn der Wind gut steht, aus dem Gehör, so ist dies ein Beweis, daß der aufgefundene Haase aus einer andern Gegend war, und der Jäger muß nun, anstatt die Wiederkehr des Haasen abzuwarten, der Jagd nachziehen, und in der Gegend, wo die Hunde jagen, einen Paß zum Anstellen — den er, wenn er des Reviers kundig ist, bald auffinden wird — aufsuchen. Ich habe bereits vorhin angemerkt, daß der Haase gern die Wege und Steige hält. Ungeachtet er nun diese vorzüglich bey nasser Witterung, und so auch im Winter, wenn die Gebüsche mit Schnee bedeckt sind, aufsucht, so ist dies doch auch selbst bey trockenem Wetter in dichten Laubholzgesträuchen der Fall. Weniger nun freylich in geräumigen Nadelhölzern und minder dichten Gesträuchen, wo er überall durchkommen kann, ohne sich bey seiner Flucht blos auf Wege und Steige einschränken zu dürfen. In Revieren dieser Art wird der Jagdliebhaber aber auch, wenn er zu Schuß kommen will, mit gedoppelter Aufmerksamkeit das Geläute der Hunde beobachten, und je nachdem die Jagd sich wendet, nähert, entfernt, nicht nur die Wege und Steige, sondern auch, wenn etwa Rhodungsäcker, Wiesenplätze und andere Räumden in der Nähe sind, diese zu erreichen, und sich hier nach Befinden der Umstände anzustellen bemüht seyn müssen. Er muß aber auch,

*) Die sogenannten Kreutzwege gehören unter die vorzüglichsten Pässe.

auch, wenn er in dergleichen Revieren jagt, noch auf einen andern Umstand Rücksicht nehmen. In dichten Gebüschen kommt der Haase gewöhnlich den Weg entlang, und man sieht ihn hiernach, besonders wenn der Weg oder Steig, den man vor sich hat, in gerader Richtung fortläuft, von weitem ankommen, dagegen er in geräumigen Revieren seine Tour mehrmahlen queer über den Weg nehmen wird. Der Jagdliebhaber muß nun hiernach, wenn er sich in dergleichen Revieren auf einem Wege angestellt hat, äußerst aufmerksam seyn, und sobald er die Jagd von weitem ankommen hört, sich jeden Augenblick zum Schuß bereit halten, besonders wenn der Weg, auf dem er steht, schmal und neben diesem kleines Gesträuche, und mithin wenig Platz zum Schießen ist, auf welchen Fall er aus dem Geläute vermuthen kann, daß der Haase queer über den Weg gehen wird, schon im voraus im Anschlage liegen muß, um, sobald der Haase, der mehrmahlen weit vor den Hunden voraus ist, sich nur auf dem Wege blicken läßt, losdrücken zu können. Der junge Haase macht den Hunden, wie dem Jäger, oft mehr wie der alte zu schaffen. Der letzte hat, wie ich schon bemerkt habe, gewöhnlich seine bestimmten Pässe, und der Jäger wird ihn auf diesen, wenn er irgend des Reviers kundig ist, und die Hunde sonst anhalten, mehrmahlen erlegen können. Mit dem jungen Haasen ist dies nun freylich anders, und es lassen sich hier keine bestimmten Regeln für das Benehmen des Jägers angeben. Die Wendungen, die die Jagd nimmt, beobachten und nach Umständen, Plätze, wo man zu Schuß zu kommen glaubt, aufsuchen, ist das, was der Jäger zu thun hat. Daß es bey der Haasenjagd mit Jagdhunden einen wesentlichen Unterschied macht, ob man allein, oder in Gesellschaft jagt, ob mehrere oder wenigere Schützen beysammen, und ob nun wiederum unter diesen mehrere oder wenigere des Reviers kundig sind, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Wie dem nun auch sey, so ist es doch, sobald man in Gesellschaft jagt, auf jeden Fall nothwendig, daß die Schützen,

ehe

ehe die Hunde gelöst werden, in Ansehung der Pässe, die sie entweder, wenn sie das Revier kennen, selbst wählen, oder die ihnen von demjenigen, der des Reviers am besten kundig ist, angewiesen werden, eine genaue Verabredung treffen. So wie nun zwar die Jagd dadurch, daß die vorzüglichsten Pässe bey einer hinlänglichen Anzahl von Schützen im Voraus und noch ehe man die Hunde löset, besetzt werden, sehr erleichtert wird, so ist dabey auch vorzüglich darauf zu sehen, daß jeder sich so anstelle oder angestellt werde, damit er dem andern nicht zu nahe stehe, und ihm beym Schießen gefährlich werde, um so mehr aber ist diese Vorsicht nothwendig, wenn sich unter der Gesellschaft unerfahrne und minder geübte Schützen finden, denen man es daher auch auf jeden Fall zur unabläßigen Pflicht machen muß, daß sie den Platz, der ihnen angewiesen wird, unter keinen Umständen, die Jagd nehme eine Wendung, die sie wolle, eher verlassen, als bis sie abgerufen, und ihnen andere Plätze angewiesen werden. Es ist überhaupt, wie ich bey dieser Gelegenheit anmerken muß, man jage nun allein oder in Gesellschaft, nichts zweckloser, als wenn man jedesmahl, so oft die Jagd sich etwa wendet, anstatt auf dem einmahl gewählten Paß stehen zu bleiben, sich aus Hitze, bald hier, bald dort hinzulaufen, oft wohl gar der Jagd entgegen zu eilen, verleiten läßt. Nicht genug, daß man sich dabey außer Athem läuft, und eben deshalb den Haasen fehlt, so verläßt man auch oft, in dem Wahne einen bessern Paß ausfindig zu machen, den auf dem man steht, und kaum ist man fort, so kommt die Jagd gerade auf der Stelle vorüber, wo man stand. Wie doppelt zwecklos und überdem gefahrvoll dies aber, wenn man in Gesellschaft jagt, für sich und andere werden kann, muß jedem einleuchtend seyn. Selbst dann, wenn die Jagd sich ganz entfernt, und nach einem andern Revier übergeht, muß der noch unerfahrne Jagdliebhaber, sobald er in Gesellschaft jagt, so lange auf der ihm angewiesenen Stelle bleiben, bis er das in solchen Fällen gewöhnliche Jagdgeschrey: Zieh nach! hört, da

er

er dann der Jagd nachziehen, und wenn ihm dann eine andere Stelle angewiesen wird, auf dieser wiederum so lange, bis er aufs neue abgerufen wird, stehen bleiben muß. Es ist zuweilen bey der Jagd mit Jagdhunden, inglichen bey Treibejagen der Fall, daß große durch das Revier gehende Landstraßen oder auch Gestelle der Länge nach von mehreren Schützen besetzt werden, und daß diese oft in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten auseinander stehen. Wenn der Weg oder das Gestelle in einer geraden Richtung fortläuft, und jeder Schütze seinen Nebenmann rechts und links sehen kann, so ist nun wohl allerdings beym Schießen weniger Gefahr, als wenn der Weg in Krümmungen fortläuft. Wozu verleitet indessen die Jagdhitze nicht? und ich empfehle daher auf jeden Fall folgende Vorsichtsregel: Sobald mehrere Schützen auf einem dergleichen Wege oder Gestelle angestellt sind, so müssen sie sämmtlich auf derjenigen Seite des Weges oder Gestelles, wo die Hunde laut sind, oder das Treiben vor sich geht, nie aber in der entgegengesetzten Richtung ihre Plätze nehmen, weil, wenn die Schützen auf der entgegengesetzten Seite stehen; und der Haase, wie es nicht selten geschieht, schnell, und quer über den Weg läuft, man fast immer erst dann, wenn er in gerader Linie mit den nebenstehenden Schützen ist, zu Schuß kommt, und man dann gar leicht seinen Nebenmann verletzen kann, welches dagegen, wenn man auf der andern Seite steht, von wo der Haase herkommt, und wo jeder ihn erst dann, wenn er bereits zwischen den Schützen durchpassirt ist, abhält, nicht leicht zu befürchten ist. Ueberhaupt aber ist es, so oft man in Gesellschaft jagt, und sich anstellt oder angestellt wird, nothwendig, daß man sich genau von den Pässen und der Entfernung der nächsten Schützen unterrichte, auch sobald man auf einem Passe ankommt, die örtliche Lage rund um sich her untersuche, und so zu sagen seinen Plan im voraus mache, wie und wo man, der Haase komme nun hier oder dort an, seinen Schuß mit Sicherheit und Erfolg anzubringen glaubt. Daß man, sobald man den Haasen erlegt,

legt, ſolches durch die gewöhnliche Jagdloſung, Ho-hoho! — todt-todt! ankündigen, und ihn den Hunden, ſobald ſie herbey kommen, vorzeigen müſſe, habe ich ſchon im erſten Theile unter dem Artikel vom Jagdhunde angemerkt. Man muß aber auch, wenn man ihn fehlt, oder der Haaſe, ohne daß man den Schuß anbringen kann, vorüber kommt, die andern Schützen durch den lauten Zuruf: Wahr zu! — aufmerkſam machen, und zugleich, wenn die Jagdhunde entweder weit zurück ſind, oder man gewahr wird, daß ſie überrollen, dieſe unter dem Aufruf: Hai-hai hai! — und wenn ſie herbey kommen, durch den Zuruf: da weg — da weg! auf das Gefährte bringen, auch beydes dann beobachten, wenn etwa beym Durchziehen durch das Revier ein Haaſe von ſelbſt aufſpringt oder vorüberläuft, auf welchen Fall man nicht blos wahr zu! ſondern wahr zu Haaſe! — und wenn es ein Fuchs iſt: Wahr zu Fuchs! rufen muß, damit die andern Schützen ſich darnach richten, und ihre Maasregeln in Anſehung der Päſſe nehmen können. Es giebt Schützen, die dies unterlaſſen. Es iſt aber immer ein Fehler, der Rüge verdient. Ungeachtet ich nichts übergangen zu haben glaube — und was hier nicht angemerkt iſt, wird Beobachtung, Erfahrung und eigene Beurtheilung der Jagdliebhaber von ſelbſt lehren — ſo werde ich doch noch einige allgemeine Regeln angeben, die man bey der Haaſenjagd mit Jagdhunden beobachten muß. — So Allgemein auch das alte Sprüchwort: viele Hunde ſind der Haaſen Tod, gäng und gebe iſt, ſo darf man doch ſicher überzeugt ſeyn, daß bey der Jagd mit Jagdhunden gar oft das Gegentheil ſtatt findet. Zwar kann eine große Anzahl von Hunden, in weitläuftigen Revieren, in ſo weit von Nutzen ſeyn, als ſie das Auffinden des Haaſen, beſonders da, wo er ſparſam iſt, erleichtert. Beym Jagen ſelbſt aber, kann ſie höchſtens nur das Ohr durch das mannigfaltige Geläute vergnügen.

Für

Für den Erfolg der Jagd ist sie dagegen, ich wiederhohle es, mehr schädlich als nützlich, und man kann sich im Ganzen, wie ich bereits im ersten Theile unter dem Artikel von Jagdhunden erinnert habe, darauf verlassen, daß man oft mit einer Kuppel von zwey, drey Hunden, die an einander gewöhnt sind, weit mehr als mit zehn, zwanzig zusammengebrachten Hunden ausrichtet. Es gilt dies vorzüglich von der Winterjagd. Man merke sich in Ansehung dieser ein für allemahl, daß jeder Jagdhund, selbst der mittelmäßige, leichter und anhaltender auf dem Schnee, vorausgesetzt, daß die Witterung günstig, und der Schnee feucht und zusammenhängend, nicht aber trocken und sandartig ist, oder wohl gar bey eingetretenem Frost eine Kruste hat, — daß jeder Jagdhund, sage ich, leichter und anhaltender auf dem Schnee als auf der Blöße jagt, *) daß er weiter auf dem Schnee nicht leicht das Gefährte verliehrt, wenn er allein oder in Gesellschaft mit noch einem, höchstens zwey Hunden jagt; daß dies aber im Gegentheil gerade dann am ersten erfolgt, wenn mehrere Hunde beysammen sind. Man merke sich weiter, daß ungeachtet rasche Hunde, wenn sie sonst zuverläßig sind, und nicht überfallen, auf der Blöße großen Vortheil schaffen können, sie doch auf dem Schnee dem langsamern bedächtigen Hunde bey weitem nachstehen, daß dieser letztere den Haasen auf dem Schnee bey weitem sicherer und anhaltender, als der rasche jagt; daß man überdem auf dem Schnee vor einem langsamen und vorzüglich vor einem einzelnen Hunde, der den Haasen weniger drängt, und die dieser eben deshalb weniger achtet, weit leichter zu Schuß kommt, als wenn man mit vielen, und noch dazu raschen Hunden jagt, die den Haasen oft zur Ungebühr sprengen, sich aus Hitze einander

*) Es giebt indessen Ausnahmen, nur sind sie selten; ich selbst habe hin und wieder Hunde gesehen, die auf der Blöße vortreflich, auf dem Schnee gar nicht jagten.

das Gefährte wegnehmen, und eben deshalb mehrmahlen verliehren. Welchen wesentlichen Einfluß die Witterung, auf den Erfolg der Jagd mit Jagdhunden hat, ist bereits im ersten Theile am gehörigen Orte angezeigt. Ich habe dort gesagt, daß man mehr in den Frühstunden, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, als wenn es bereits abgefährtet hat, so wie überhaupt mehr, wenn nach eingefallenem Regen der Boden feucht, als wenn er trocken ist, mit Jagdhunden ausrichten wird. Ich muß aber auch noch hinzusetzen, daß zu viele Nässe, besonders in Laubholz-Revieren, in Brüchen und an Oertern, wo viel Gras steht dem Erfolg der Jagd ebenfalls nachtheilig ist, daß die Jagdhunde unter solchen Witterungsumständen nicht nur bey weitem schwerer auffinden, *) sondern daß sie auch, wenn der Haase beym Jagen Wege, Brüche und andere Oerter, wo sich das Wasser angehäuft hat, passirt, ungleich öfter verliehren, und daß hiernach auf der Blöße ein mittelmäßig feuchter Boden, zur Winterszeit aber, der die Nacht vorher feucht, und ohne Wind gefallene Schnee, **) nach dem Jägerausdruck, die Neue, der Jagd mit Jagdhunden am vortheilhaftesten ist. — Je stiller der Tag ist, an dem man mit Jagdhunden jagt, desto besser wird man die Hunde abhören, bey starkem Winde und Sturm aber wenig ausrichten. — Die sogenannten grau-

*) Es giebt Jäger, die, wenn sie mit wenigen Hunden in weitläuftigen Revieren, oder wenn der Haase der Witterung nach sehr fest sitzt, jagen, den Hunden Glöckchen umhängen, um den Haasen aufzuscheuchen.

**) Es muß jedoch nur bis Mitternacht, nicht aber bis an den Morgen geschneyet haben, wenn der Schnee der Jagd vortheilen soll, weil sonst, wenn es die ganze Nacht durch schneyet, der Haase gewöhnlich im Lager bleibt, und man den Morgen darauf, entweder in dieser Hinsicht, oder weil die Fährte verschneyet ist, keine vorfindet.

grauen Herbsttage, wo bey zwar trübem Himmel kein Regen zu besorgen, und übrigens Windstille ist, sind für den Jäger sehr wünschenswerth. — Selbst gute zuverlässige Jagdhunde jagen beym Aufgange der Jagd, weil sie die Setzzeit über nicht gebraucht wurden, schlechter als später hinaus, daher denn auch Jäger, die hierauf nicht Rücksicht nehmen, mehrmalen über den schlechten Erfolg der ersten Herbstjagden zu klagen, ja diesen gar oft auf Mangel an Haasen zu schieben pflegen; obwohl der Grund hievon meist immer an der lange ausgesetzten Uebung der Hunde, dann aber auch darinn liegt, daß der Haase sich kurz nach der Erndte überall zerstreut, daß man ihn dann weniger, wie sonst, an gewissen bestimmten Oertern antrift, daß weiter, wenn das Laub zu fallen anfängt, und solches los am Boden liegt, auch dieser Umstand den Hunden, welche auf dem am Boden losliegenden und sich beym Winde bewegenden hin und her kehrenden Laube, keine sichere Fährte finden, das Anhalten erschweret. Wer daher mit Erfolg jagen will, der setze die Jagd mit Jagdhunden bis zum Monath Oktober und zwar bis zu der Zeit aus, wo nach erfolgtem Regen das Laub fast am Boden liegt, und wo die dann gewöhnlich eintretende kühle, heitere Herbstwitterung, und der starke Thau, der um diese Zeit bey schönen Tagen des Morgens zu fallen pflegt, die Jagd ungemein begünstigen. Wenn später im Herbst hinaus der Boden des Morgens mit Reif bedeckt ist, so ist dies zuweilen für die Jagd vortheilhaft. Es giebt Hunde, die auf dem Reife treflich jagen. Blacher Frost, der den Boden hart und trocken macht, ist dagegen der Jagd mit Jagdhunden nachtheilig, und man muß, sobald dieser Fall eintritt, entweder die Jagd ganz aussetzen, oder erst später auf den Tag, wenn die höher stehende Sonne den Boden erwärmt und aufthaut, ausziehen. — Wenn man in Gesellschaft jagt, muß blos derjenige, der mit den Jagdhunden zieht, und dem man allenfalls, noch einen zweyten beygesellen kann, die Hunde zur Suche anfeuern, und ihnen zugleich durch Zurufen die

Gegend,

Gegend, wohin man zieht, bezeichnen; dagegen die übrigen beym Durchziehen und Absuchen eines Reviers sich stille verhalten müssen, weil sonst die Hunde, wenn sie bald hier, bald dort rufen hören, in der Suche gestöhrt werden, sich auch oft zu weit auseinander zerstreuen. Sobald die Hunde laut werden, muß aller Zuruf aufhören, und höchstens nur dann, wenn man einen Hund, der noch nicht beyschlägt, wahrnimmt, dieser durch den gewöhnlichen Aufruf: Hobbi-hobbi! angefrischt werden. — Bey einer Jagd mit Jagdhunden, auf Federwildpret, das unvermuthet aufstößt, oder auch auf einen vorüberziehenden Raubvogel zu schießen, taugt nicht, weil man die Hunde in der Suche irre macht, und daß dies noch weniger, wenn die Hunde jagen, geschehen muß, versteht sich von selbst *). Ungeachtet der Haase ein schlechtes Gesicht hat, so sind doch sein Gehör und seine Nase äußerst scharf und fein. Man muß daher, wenn man sich anstellt, den Wind in Acht nehmen, und sobald die Jagd herbey kommt, sich ruhig auf seinem Posten verhalten, und alles Geräusche vermeiden. Man muß mit den Hunden immer soviel als möglich gegen den Wind ziehen, weil sie dann eher finden, man auch die Jagd besser abhören kann. Man muß aber auch langsam ziehen, und die Hunde bey der Suche nicht übereilen, besonders an Tagen, wo entweder große Trockenheit oder im Gegentheil zu viele Nässe das Auffinden erschweret, ingleichen bey fauler Witterung, wo der Haase gewöhnlich sehr fest sitzt, und oft nicht eher

*) Wenn die Hunde dagegen in ein anderes Revier, das entweder zu weit entlegen, oder in dem man nicht zu jagen berechtigt ist, überjagen, so ist es oft nothwendig, sie durch Abfeuern des Gewehrs zurück zu bringen. — Viele Jäger haben die Gewohnheit, wenn etwa ein einzelner Hund zurück geblieben ist, diesen bey den Ohren zu zausen, um durch das Geschrey, das dieser dann aus Schmerz macht, die andern herbey zu bringen, welches aber nichts taugt, weil die Hunde dadurch **koppelscheu** werden.

eher als bis der Hund so zu sagen mit der Nase auf ihn stößt, aus dem Lager aufspringt. Wie man den Haasen beym Schießen abhalten, welcher Gattung von Schroot man sich bedienen muß u. s. w. habe ich bereits im ersten Theile unter dem Abschnitt vom Schießgewehr, und an gehörigem Orte angezeigt. Ich komme nun auf die Jagd mit Windhunden, die Hasenhetze. Daß bey dieser der gute oder schlechte Erfolg im Grunde mehr vom Hunde als vom Jäger abhängt, habe ich bereits im ersten Theile unter dem Artikel vom Windhunde auseinander gesetzt, auch dort zum Theil die wesentlichsten, das Verhalten des Jägers oder Hetzers betreffenden Umstände berührt. Ich werde hier nur vorzüglich die Art und Weise, wie und wo der Hetzer nach Maaßgabe der Jahreszeit und Witterung den Haasen aufsuchen, ingleichen was er, wenn er einer Jagd mit Jagdhunden beywohnt, beobachten muß, angeben. Der Haase rückt nach der Erndte, wie ich bereits bey der Naturgeschichte angeführt habe, gemeinhin in das Holz, und der Hetzer wird ihn um diese Zeit vergebens in den Feldern suchen. Häufiger wird er ihn dagegen um diese Zeit auf denen mit kleinen Wachholdergesträuchen bestandenen Terrains antreffen, die aber, wenn sie sehr dicht bestanden und das Gesträuche noch überdem hoch ist, der Hetze nicht vortheilhaft sind. Den Stoppel bezieht der Haase erst später hinaus, wenn Regengüsse und das Abfallen des Laubes ihn aus dem Holze und aus den Gesträuchen treiben, dagegen er nach Bestellung der Wintersaat gern in die Stürzäcker, jedoch nur dann erst, wenn diese ausgetrocknet sind, rückt, auch um diese Zeit mit unter die Feldbrüche, das alte Gras, imgleichen die Sandschollen, wo dergleichen vorhanden sind u. s. w. zu seinem Aufenthalte wählt. Es ist aber nicht genug, daß der Hetzer wisse und unterrichtet sey, wo er den Haasen nach Beschaffenheit der Jahreszeit und Witterung suchen muß. Er darf sicher glauben, daß er bey aller Revierkenntniß manchen vergeblichen Ritt machen, die Felder und andere Terrains gar oft vergebens absuchen wird, wenn er nicht

über

über die Art, ihn zu suchen, belehrt ist, und wenn er nicht vorzüglich auch den Haasen im Lager zu entdecken, auch wenn er etwa zur Winterszeit bey eingetretener Neue — über das Hetzen bey tiefem Schnee habe ich mich bereits im ersten Theile unter dem Artikel vom Windhunde erklärt — die Felder abreitet, den Haasen auf der Fährte auszumachen versteht. Das erste, nehmlich den Haasen im Lager zu entdecken, erlernt man nicht anders, als durch Uebung. Man muß sich, um dahin zu gelangen, oft und mehrmahlen einen Haasen im Lager von andern geübten Jägern, und zwar auf verschiedenen Terrains, zeigen lassen, ihn aufmerksam betrachten, sich die Figur, die er nach Verschiedenheit der Läger, im Stöppel, im Sturzacker u. s. w. bilder, sehr genau einprägen, und das Auge mit einem Worte so lange üben, bis man eine Fertigkeit, ihn von weitem zu entdecken, erlangt. Es giebt Jäger, die diese Fertigkeit in einem so hohen Grade besitzen, daß sie oft auf eine unglaubliche Weite einen Haasen im Lager entdecken *), ihn, selbst wenn er in dichten Gebüschen sitzt, nicht vorbey gehen. Wie vortheilhaft, ja nothwendig dies vorzüglich für den Hetzer ist, fällt in die Sinne. Der Haase sitzt oftmals, besonders bey fauler nasser Witterung, ungewöhnlich fest, besonders wenn man mit Windhunden reitet, wo er sich oft, wenn er sie gewahr wird, fest an den Boden drückt, ja oft nicht eher aus dem Lager aufspringt, als bis man ihn mit der Peitsche heraus treibt **). Die Kunst, seine Fährte auf der

*) Bey heiteren Winter- auch Herbsttagen steigt eine Art von feinem Rauch, da, wo der Haase im Lager sitzt, in die Höhe, der durch die Ausdünstung seines Körpers entsteht. Geübte Jäger erkennen ihn daran oft auf eine unglaubliche Weite.

**) Er sitzt oft, wenn er die Windhunde um sich her erblickt, so fest, daß man ihn mit der Hand aus dem Lager aufnehmen kann.

der Neue auszumachen, ist, ungeachtet man sie hier deutlich vor Augen hat; nicht so leicht, als man auf den ersten Augenblick glauben sollte. Sie erfordert nicht minder Uebung als Erfahrung. Der Haase macht bekanntermaßen, wenn er sich in der Nacht äset, so viele Hin und Wiedergänge, und man findet, wie ich schon an einem andern Orte erwähnt habe, oft von einem einzigen Haasen so viele Fährte, daß man glauben sollte, es wären mehrere beysammen gewesen. Schon dieser Umstand erschwert das Nachspühren der Fährte. Man muß aber auch mit der Art und Weise, wie er in das Lager rückt, bekannt seyn, um ihm bis zu diesem nachspühren zu können. Es ist in der That merkwürdig, welche Vorsichtsregeln die Natur dieses übrigens furchtsame und wehrlose Thier gelehrt hat, um sich in seinem Lager nicht nur vor der Witterung, sondern auch vor dem Nachspühren seiner Feinde zu sichern. Nicht genug, daß er, um sich vor der Witterung zu schützen, sein Lager bey heißen Sommertagen fast immer gegen Norden, wenn scharfe Winde wehen, fast immer am Abhange eines Hügels, im Winter bey großer Kälte gegen Süden u. s. w. nimmt; nicht genug, daß er sich nun noch überdem in seinem Lager sehr gut zu verbergen und einzuscharren weiß; nicht genug, daß er, wenn er in offenen Feldern sitzt, immer vorzüglich die Mittelfurche der Aecker wählt, und sich hier zwischen Erdschollen, die mit ihm gleiche Farbe haben, zusammendrückt, so ist auch, ich wiederhohle es, die Art und Weise, wie er seine Fährte dem Nachspühren seiner Feinde zu verheimlichen sucht, äußerst merkwürdig. Um dies zu bewirken, geht er nie gerade zu in das Lager, sondern vielmehr gewöhnlich erst in gerader Linie eine ganze Strecke das Lager vorbey. Dann kehrt er auf derselben Fährte zurück, macht nun gemeinhin einige Absprünge zur Seite, geht dann wiederum einige Schritte nach einer andern Richtung vom Lager ab, macht nochmahls zwey bis drey Absprünge, und setzt nun endlich mit einem weiten Sprunge in das Lager. — Wenn der Hetzer den Haasen

im Lager zu entdecken, und ihn auf der Fährte auszumachen versteht, so kann er auf offenen Feldern den Jagdhund nicht nur ganz entbehren, sondern es ist noch überdem zwecklos und nachtheilig, wenn man beym Abreiten der Felder, Jagdhunde oder Stöberer mit nimmt, weil diese den Haasen oft auf eine ungebührliche Weite heraus sprengen. Nützlicher sind sie dagegen in Gegenden, wo sich kleine Brüche, Gesträuche u. d. g. in den Feldern finden, und wo man gut thut, diese durch einen Jagdhund oder Stöberer — ein einzelner und überdem langsamer Hund leistet hier die besten Dienste — absuchen läßt, dem man jedoch immer so nahe als möglich bleiben muß, um nicht zu weit anhetzen zu dürfen. — Wenn man mit mehreren Hetzern in Gesellschaft reitet, so müssen diese in gerader Linie, und nach Verhältniß des Terrains, und je nachdem mehr oder weniger beysammen sind, weiter oder näher auseinander reiten, jeder aber nur immer den Haasen, den er auf seiner Tour vorfindet, und der vor ihm heraus springt, hetzen, nie, wenn der Nebenmann hetzt, selbst dann nicht die Hunde vom Strick lassen, wenn andere etwa mit dem Haasen vorüber kommen, weil dies die Hunde irre macht, der Haase dann oft gerade am ehesten entkommt, es aber auch mehrmahlen, wenn die Hunde den Haasen fangen, zum Zank und Raufen unter ihnen Anlaß giebt *). Die Windhunde los neben sich laufen zu lassen, wenn man die Felder abreitet, taugt nicht. Es giebt Hetzer, die die Windhunde durch Dressur dahin bringen, daß sie stets nahe beym Pferde folgen,

*) Ich merke bey dieser Gelegenheit an, daß wenn beym Abreiten der Felder mit Windhunden, Schützen zugegen sind, diese selbst dann, wenn der Haase schußmäßig vorbey kommt, nicht auf ihn schießen müssen, am allerwenigsten aber dann, wenn die Windhunde kurz hinter dem Haasen her laufen, weil man mehrmahlen Gefahr läuft, den Hund zu verletzen, oder wohl gar zu tödten.

folgen, sie sind dann nach dem Ausdruck der Hetzer bügelfest. Es ist aber meiner Ueberzeugung nach unter allen Umständen besser, die Windhunde am Strick zu führen. Sie bleiben aufmerksamer und äugen eben deshalb geschwinder, wenn ein Haase in einiger Entfernung aufspringt. Anders ist es, wenn man mit den Windhunden allein die Felder abreitet, anders, wenn mit Jagdhunden gejagt wird, und der Hetzer die Jagd in der Absicht mit macht, um die Außenseiten des Reviers zu besetzen, und dort den Haasen, wenn er in das Feld geht, zu erwarten. Hier muß theils die Kenntniß des Reviers und der Pässe, wo der Haase aus dem Walde oder Gesträuche, in dem er gejagt wird, nach den Feldern zu wechseln pflegt, theils das Geläute der Hunde, ihm bey der Wahl des Platzes, auf dem er sich mit Vortheil postiren kann, zur Richtschnur dienen. Er stelle sich nun an, wo er wolle, so thut er fast immer besser, wenn er dicht an dem Walde oder Gebüsche, als wenn er in einiger Entfernung von diesem in den Feldern seinen Platz nimmt, weil die Windhunde, wenn man im Felde steht, und sie den Haasen oftmahls gleich, sobald er nur aus dem Gebüsche kommt, äugen, dann gemeinhin unruhig werden, sich am Stricke reißen, aus Ungeduld winseln, und dadurch mehrmahlen die Veranlassung geben, daß der Haase, anstatt in die Felder zu gehen, kurz vor dem Strauche wieder umkehrt, dagegen sie ihn, wenn man dicht am Gesträuche steht, erst dann, wenn er vor ihnen vorüber ist, ins Auge bekommen, und man ihn dann um so sicherer behetzen kann. Wie nothwendig diese Vorsicht, vorzüglich dann ist, wenn die Hunde Füchs jagen, darüber werde ich mich, wenn von dieser Jagd insbesondere die Rede seyn wird, näher auslassen. So angenehm es für den Hetzer ist, wenn die Jagdhunde ihm den Haasen aus dem Gebüsche herbeybringen, so schädlich ist es doch im Grunde für die Jagdhunde, besonders für junge Hunde, wenn diese oft und mehrmahlen dazu gebraucht werden, kleine Gesträuche und Brüche abzusuchen, und den Haasen dem Hetzer zuzu-

treiben. Der Haase ist meist immer bereits gehetzt, ehe die Jagdhunde auf dem Gefährte nachkommen, und es bringt, wenn dies nur einigemahl geschieht, den Nachtheil zuwege, daß sie den Haasen, sobald er in das Feld geht, nicht weiter anhalten, sondern vielmehr nach einem kurzen Hin- und Herschwärmen umkehren, um einen andern im Gesträuche aufzusuchen, daher denn auch der Hetzer jedesmahl, so oft er einen Haasen vor Jagdhunden gehetzt hat, es unter dem Zuruf hoho todt todt! kund machen, und wenn die Jagdhunde herbey kommen, ihnen den Haasen zeigen muß, damit sie nach dem Jägerausdruck Satisfakzion erhalten. — Daß man weder zu weit anhetzen, noch zu viele, kurz auf einander folgende Hetzen — besonders mit jungen Hunden — machen, auch eben so wenig entgegen hetzen müsse, über alle diese und mehrere Dinge, wie z. B. über das nach Maaßgabe des Bodens verschiedene Geläufe, über die zum Hetzen mehr oder weniger vortheilhafte Witterung u. d. g. habe ich mich bereits im ersten Theile unter dem Artikel vom Windhunde ausführlich erklärt. — Wenn das Terrain zum Hetzen irgend günstig und die Hunde schnell sind, so entkommt der arme Haase bey aller Anstrengung nicht leicht. Zwar macht ein und der andere, der bereits mehrmahlen entweder von minder schnellen Hunden, oder auf beschränkten, oder auch der Lage nach ungünstigen Terrains, ohne Erfolg gehetzt worden, den Windhunden durch manches geschickte Manöver viel zu schaffen *). So pflegt er oft gerade

*) In der Regel läuft der Rammler schneller als der Mutterhaase. Unter den ersten giebt es einige von mittlerer ranker Statur, die, wenn sie behetzt werden, während des Laufens, mit dem einen Hinterläufte eine Bewegung, wie wenn ein Pferd ausschlägt, machen — den Hunden, wie die Hetzer sagen, ein Knippchen schlagen — und die man hier zu Lande Dreyläufer — weil sie in dem Augenblick, da sie jene Bewegung machen, auf drey Beinen zu laufen scheinen — nennt. An einigen Oertern pflegt man auch den jun-

habe in dem Augenblicke, da die Hunde ihn fangen wollen, eine schnelle Wendung zu machen, oder auch sich plötzlich an den Boden zu drücken, wodurch er, wenn die Hunde dann über ihn wegfahren, und er dagegen nach der entgegengesetzten Richtung fortläuft, mehrmahlen einen Vorsprung erhält, auch wohl, wenn dies kurz vor dem Gesträuche erfolgt, entkommt. Auf Terrains von weitem Umfange helfen ihm indessen, wenn sonst das Geläufe gut, und die Hunde schnell und geübt sind, *) alle diese Künste nichts. Man wird ihn dann oft, wenn er sich gar nicht mehr zu retten weiß, noch zuletzt einen gewaltsamen Sprung in die Höhe machen, dann aber auch gewöhnlich gefangen sehen, daher denn auch die Hetzer diesen Sprung mit dem Nahmen Todtensprung bezeichnen. Es giebt Windhunde, die jedesmahl, wenn sie den Haasen fangen, über und über purzeln. Der Grund davon liegt gewöhnlich in dem Körperbau des Hundes *), und er läuft, wenn gerade ein Stein oder eine harte Erdscholle im Wege ist, Gefahr, das Genick abzustoßen. — So viel Vergnügen übrigens die Haasenhetze — ich gestehe gerne, daß ich für meine Person jede andere Jagd vorziehe — den Besitzern guter Windhunde macht, so ist sie doch auch, wenn sie mit Leidenschaft und zur Ungebühr getrieben wird, gerade das nächste Mittel, um eine Feldmarkt oft in kurzer Zeit von Haasen zu entblößen. Wem es daher irgend um Schonung zu thun ist, der hetze mäßig, und nehme weniger auf das Vergnügen des Augenblicks, als auf die Dauer Rücksicht.

Ich

jungen Haasen vom ersten Satz von Barthelomäi an, den Nahmen Dreyläufer beyzulegen. — So viel ist gewiß, daß diese sogenannten Dreyläufer sich durch vorzügliche Schnelligkeit auszeichnen.

*) Es giebt Windhunde, sie sind indessen selten, die so schnell und gewandt sind, daß man mit einem einzelnen dergleichen Hunde einen Haasen hetzen kann. Man nennet sie daher Solofänger.

Ich muß bey dieser Gelegenheit auch einer Art von Haasenhetze ohne Hunde erwehnen, die man bugsiren nennt, eine Jagd, die in hiesiger Provinz eben so wenig bekannt als gebräuchlich ist. Sie besteht darinn, daß zwey, drey oder auch vier Personen den Haasen zu Pferde — und diese müssen äußerst rasch und sicher seyn — verfolgen, und ihn durch geschickte Manövers zu Tode reiten. Es gehört hiezu ein ebenes Feld von sehr weitem Umfange, und wo weder Gebüsche noch andere Hindernisse im Wege sind. — Wenn nun z. B. vier Personen beysammen sind, so reitet einer davon das Feld ab, um einen Haasen aufzusuchen, dagegen sich die andern nach verschiedenen Gegenden vertheilen. Sobald der Haase vor demjenigen, der die Felder absucht, aufspringt, verfolgt dieser ihn mit der möglichsten Schnelligkeit, dagegen der nächste von den andern dem Haasen vorbeugt, und dann auf ähnliche Art das bugsiren so lange fortsetzt, bis ihn der dritte, dann wieder der vierte übernehmen und forciren kann, und der Haase am Ende, durch dieses bald von diesem, bald von jenem abwechselnd fortgesetzte bugsiren so ermattet wird, daß er sich drückt. Man läßt ihn dann einige Minuten Ruhe, bugsirt ihn auf's neue, und treibt dies so lange, bis er steif wird und nicht weiter fort kann. Daß diese Art von Hetze wohl allerdings sehr grausam ist, wird Niemand, der irgend Gefühl hat, in Abrede seyn. Auch habe ich sie blos angeführt, um denjenigen Jagdliebhabern, die sie nicht kennen, eine Idee davon beyzubringen.

Es giebt, wie ich schon vorhin gesagt habe, Jäger, die eine ungewöhnliche Fertigkeit besitzen den Haasen auf eine weite Entfernung im Lager zu entdecken. Man findet in hiesiger Provinz sogar unter den gemeinen Schützen einige, die dieß sehr gut verstehen, und die, ungeachtet sie übrigens schlechte Jäger und elende Flug- und Laufschützen sind, oft in einem Tage mehrere Haasen im Lager erlegen. Jäger, die sich mit ihrer Kunst was wissen, und besonders die sogenann-

genannten Hirschgerechten Weidemänner, pflegen dergleichen Lagerschützen gemeinhin mit dem verächtlichen Nahmen Stobbenschützen zu belegen, ja wohl gar der Meynung zu seyn, daß ein guter Jäger den Haasen nie im Lager schießen, sondern ihn herausjagen, und dann erlegen müsse, weil er, wie sie Scherzweise hinzusetzen, im Lager wie ein H — tt stirbt; — dem sey, wie ihm wolle, so ist nicht abzuläugnen, daß Schützen jener Art, wenn sie Reviere, auf denen es blos Haasen giebt, belaufen, und nun noch überdem bey einer Herrschaft dienen, der es blos um Versorgung der Küche zu thun ist, diesem Endzwecke vollkommen entsprechen. Das Wesentlichste, was ein solcher Schütze zu beobachten hat, ist, daß er, sobald er in der Entfernung einen Haasen im Lager gewahr wird, nicht gerade auf ihn zu gehe, sondern ihn erst in einem weiten, dann aber engeren Cirkel langsam umkreise, und sich ihm dann auf eine gehörige Schußweite zu nähern suche. Wenn die Witterung irgend günstig ist *), so springt der Haase, wenn er umkreiset wird, nicht leicht auf, sondern bleibt vielmehr unbeweglich im Lager sitzen **), und läßt den Jäger ganz nahe kommen. Nur muß man während des Umkreisens nicht stille stehen, sondern unausgesetzt im Gehen bleiben, auch wenn man so nahe ist, daß man schießen kann, wie ich schon an einem andern Orte erinnert habe, weder seitwärts noch zurücktreten, weil der Haase sonst sicher auf-

*) Ich habe bereits mehrmahlen gesagt, daß der Haase bey gelinder, auch nasser, fauler Witterung vorzüglich fest sitzt; wenn Frost einfällt, hält er dagegen weder den Hund noch den Jäger, und geht, sobald sich diese ihm nähern, ja oft, wenn sie noch weit entfernt sind, aus dem Lager.

**) Ich bin mehrmahlen Augenzeuge gewesen, daß junge angehende Jagdliebhaber, denen ein Haase im Lager gezeigt wurde, diesen aus zu großer Jagdhitze gefehlt haben, und er dennoch nicht aufgesprungen ist.

auffpringt. Um den Haasen auf dem Anstande zu schießen, muß man zuvörderst Acht geben, wo derselbe gegen Abend aus dem Holze oder aus seinem Lager im Felde, auf die Weide, und Morgens wieder zu Holz oder in sein Lager rückt. Man stellt sich dann gegen Sonnenuntergang, oder auch vor Sonnenaufgang, an den Vorhölzern oder am Rande der Waldungen an und wartet ab, bis er Schußgerecht herankommt. Daß man beym Anstellen den Wind in Acht nehmen, und sich sehr still und ruhig *) verhalten muß, versteht sich von selbst. Da es sich hin und wieder ereignet, daß der Haase nicht gleich auf der Stelle stürzt, so ist es gut, ja nothwendig, einen Hühnerhund bey sich zu haben, der aber frühzeitig daran gewöhnt werden muß, neben dem Jäger zu sitzen oder zu liegen, wenn dieser sich anstellt, um den entweder zur Stelle getödteten oder angeschossenen Haasen zu apportiren. Man kann auch den Haasen durch das sogenannte Reitzen oder Rätzen herbeylocken, wenn man nehmlich das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe, mit der Oberlippe aber mäßig die auswärts gekehrte Seite des Daumens drückt, und dann vermittelst des Einziehens der Luft, den klagenden Laut eines

*) Wenn man an einem warmen Abend auf den Anstand geht, so wird man oft bis zur Ungeduld von den Mücken geplagt. Um vor diesen bösen Gästen in Ruhe zu bleiben, empfehle ich folgendes Mittel. Man nehme zwey Hände voll Wermuth, thue solchen in einen neuen Topf gieße ohngefehr vier Maaß Wasser darauf und lasse den Aufguß bey mäßigem Feuer eine halbe Stunde kochen. Man seihe das Dekokt, wenn es kalt geworden ist, durch einen Durchschlag oder Haarsieb, hebe es in Flaschen auf, und wasche sich ehe man auf den Anstand geht, das Gesicht und die Hände, imgleichen wenn man nicht etwa mit langen Beinkleidern oder Kamaschen bekleidet ist, auch die Beine damit. Ich habe dieses aus dem Reichsanzeiger Jahrgang 1804. N. 1. 178. entlehnte Mittel selbst versucht und sehr bewährt gefunden.

eines jungen Haasen nachahmt. Der Rammler kommt wenn man das Reitzen versteht, und man kann es bey einiger Uebung leicht erlernen, oft aus einer Entfernung von 2—300 Schritten gar schnell herbey, nicht so die Häsin, welche sich im Gegentheil auf diesen Laut zu entfernen pflegt.

Von den Treibejagden, *) die mehr auswärtig, als in hiesiger Provinz, und vorzüglich in solchen Gegenden üblich sind, wo es zwar viel Haasen giebt, man aber der Wildstände wegen keine Jagdhunde hält, bemerke ich blos, daß derjenige, der eine Jagd solcher Art veranstaltet, sehr Revierkundig seyn, dabey aber auch den Wind gehörig in Acht nehmen muß, um die Schützen mit Vortheil anstellen zu können, daß weiter eine dem Umfange des Reviers angemessene Anzahl von Treibern vorhanden seyn, diese aber auch immer in gleicher Distanze und Linie fortschreiten müssen, wenn die Jagd Erfolg haben soll.

Die Vorsicht, die ich bey Gelegenheit der Jagd mit Jagdhunden beym Anstellen mehrerer Schützen auf Wegen, Gestellen u. s. w. empfohlen habe, ist hier ebenfalls nothwendig, und daß man, wenn Waldung oder Gebüsche abgetrieben werden, und die Treiber näher herankommen, beym Schießen äußerst vorsichtig seyn müsse, ist ohnehin einleuchtend.

Die Haasenjagd mit dem sogenannten kleinen Zeuge, imgleichen die Abend- oder wie sie andere nennen, die Fackeljagd, sind hier zu Lande ebenfalls nicht üblich.

Zu

*) Man nennt sie auch Klopf, imgleichen Klapperjagen, weil die Treiber entweder mit Stöcken, womit sie auf die Gebüsche und an die Bäume klopfen, oder auch mit hölzernen Klappern versehen sind, um das Wild — denn es werden dergleichen Jagden nicht nur auf Haasen, sondern auch auf Rehe, Hirsche u. d. g. veranstaltet — aufzuscheuchen.

Zu der ersten, der Haasenjagd mit dem kleinen Zeuge, sind Haasennetze und Lappen erforderlich. Die Haasennetze werden von Hanf, in der Stärke eines dreydratigen Bindfadens gestrickt. Ein dergleichen Netz ist gewöhnlich 4 Fuß hoch, und 200 Fuß, oder 20 Ruthen lang. Jede Masche, oder Schmase, wie man sie auch nennt, erhält eine Weite von 3 Zoll ins Gevierte, so daß bey einer Höhe von 4 Fuß, 16 dergleichen Maschen über einander kommen. Die Lappen anlangend, so bedient man sich entweder der Tücher oder Federlappen. Die ersten werden von grober Leinwand verfertigt. Jedes einzelne Stück enthält etwa eine Elle ins Gevierte, und wird an dem obersten Ende, an einer Leine von der Stärke eines kleinen Fingers, und zwar ein Lappe neben dem andern befestigt, dergestalt, daß mit einem Bund Lappen, welches aus 100 dergleichen einzelnen neben einander an einer Leine fortlaufenden Lappen besteht, eine Distanze von 200 Ellen bestellt oder verlappet werden kann. Auf jeden dieser Lappen wird gemeinhin in der Mitte das Wappen der Landes- oder Guthsherrschaft mit Oehlfarbe gemahlt.

Die Federlappen werden aus in Büschel zusammen geknüpften Federn, und zwar der Mannigfaltigkeit der Farben wegen, aus Federn von verschiedenen Vögeln, von Gänsen — Habichten — Raben — Reiher — Trappen u. d. m. verfertigt, die zusammengeknüpften Büschel aber auf ähnliche Art, wie die aus Leinwand bereitete Lappen, neben einander an einer fortlaufenden Leine befestigt. Man hat doppelte, auch einfache Federlappen. Zu der ersten werden die größesten und längsten Federn ausgewählt, und diese mit den Kielen durch einen Kreuzschlag gedoppelt gegen einander gebunden; dagegen die letztern, von kleinern einfach gebundenen, jedoch ebenfalls bunten Federn gemacht werden. Beyde, sowohl die Tücher- als Federlappen, wie nicht minder die Netze, werden beym Gebrauch vermittelst hölzerner Stäbe, Furcheln, die man in die Erde stößt, aufge-

aufgestellt, und der Länge nach aneinander gesamt. — Die Jagd selbst wird auf folgende Art veranstaltet. Es wird nehmlich in der Nacht, wenn der Haase aus dem Holze zur Aesung in die Felder gerückt ist, ein Theil des an die Felder grenzenden Vorholzes, in welchem die Jagd den Morgen darauf erfolgen soll, mit einer, dem Umfange des Districts angemessenen Anzahl Lappen dergestalt bestellt oder verlappt, daß der mittlere Theil des aus mehreren neben einander aufgestellten Bunden bestehenden Zeuges, einen verhältnißmäßigen District des Holzes in einem halben Bogen einfaßt; dagegen die beyden Flügel des Zeuges auf eine gewisse Distanze in das Feld hinaus laufen. Gegen den Morgen vor Tagesanbruch wird der verlappte Theil des Holzes nun noch mit Netzen eingestellt, und dadurch ein Jagen formirt, welches jedoch vorne am Holze gegen das Feld zu offen gelassen wird. In dem Jagen selbst wird an einem schicklichen Orte, — man muß dazu einen freyen offenen Platz aussuchen, — ein Schirm — eine Art von Gezelt, das bey hohen Jagden oftmahls in einem, von leichtem geschnittenen Zimmerholze verfertigten, und zur Bequemlichkeit des Transports auseinander zu nehmenden Gebäude besteht, bey kleinen Jagden aber von Strauch gemacht wird — für die Schützen aufgesetzt, und wenn diese Veranstaltungen gehörig getroffen sind, und die Schützen sich in dem Schirme postirt haben, zur Jagd geschritten. Es werden nehmlich, sobald es Tag ist, die an das eingestellte Holz grenzenden Felder, und auf diesen befindlichen Gebüsche, durch eine verhältnißmäßige Anzahl Leute gegen das Jagen zu langsam abgetrieben, dann aber das Jagen, da, wo es zum Eintreiben der Haasen — der nur diesen einzigen Eingang hat — offen geblieben ist, vollends zugestellt, nun aber eine Kuppel Jagdhunde in das Jagen gelassen, oder solches durch Leute abgetrieben, um die darinn eingestellten Haasen, denen im Schirm befindlichen Schützen vor die Flinte zu bringen. Noch muß ich bemerken, daß die Netze, da sie nicht zum Fangen, sondern blos zum Einstellen be-

stimmt sind, ohne Busen, und sehr schraff und fest auseinander gespannt, bey denen ins Feld hinaus laufenden Lappen aber auch einige Leute angestellt werden müssen, um die Lappen zu bewegen, und dadurch die Haasen nach dem ihnen offen gelassenen Eingange hinzuscheuchen.

Die Abend- oder Fackel- oder auch Nachtjagd, wird da, wo sie üblich ist, auf folgende Art veranstaltet. Es werden im Winter vor Mitternacht, und zwar in Nächten, wo der Mond nicht scheint, Netze, die jedoch zum Fangen eingerichtet, und mithin busenartig, busenreich gestellt seyn müssen, vor dem Holze dergestalt aufgestellt, daß die beyden Flügel in die Felder hinaus laufen, dann aber die Felder durch eine verhältnißmäßige Anzahl Leute, die alle mit brennenden Stroh- oder Pechfackeln versehen sind, unter lautem Geschrey und im vollen Laufen gegen die Netze zu abgetrieben, da dann die im Felde äsende Haasen, wenn sie nach dem Holze fliehen, in den Netzen gefangen werden.

Auch mit dem Tyrasse — über dessen Gebrauch ich mich in dem nächstfolgenden dritten Theile bey Gelegenheit der Repphühnerjagd näher auslassen werde — kann der Haase, wenn er sonst hält, und der Hühnerhund ferm ist, gedeckt und gefangen werden. Das Netz, dessen man sich hiezu bedient, muß aber ungleich stärker als ein Hühnerdecknetz seyn, und daß solches nur auf ebenen Terrains gebraucht werden kann, versteht sich von selbst.

Um nichts zu übergehen, will ich den Leser noch mit der Art, wie in einigen auswärtigen Gegenden lebendig eingefangene Haasen, die man etwa in andere von diesem Wildprett entblößten Feldmarkten auszusetzen willens ist, transportirt werden, bekannt machen. Es werden zu diesem Behuf sogenannte Haasenkasten von dünnen Tannenbrettern verfertigt. Sie haben von Außen die Form eines gewöhnlichen viereckigen Kastens, und sind gleich einem Schranke mit Fächern, von denen jedes gerade so viel Umfang

fang hat, daß ein Haase darinn sitzen kann, versehen. Zum Geäse setzt man ihnen Gras, Hafer, imgleichen etwas Wasser vor. Die Fächer müssen so eingerichtet seyn, daß die Thiere hinlänglich Luft haben. An den Seiten behängt man sie mit Leinwand, um zu verhindern, daß sie sich nicht den Kopf einstoßen.

Das Kaninchen.

Naturgeschichte.

Obwohl das Kaninchen in hiesiger Gegend nicht im Stande der Wildheit lebt, sondern blos hin und wieder von Liebhabern gezähmt aufgezogen wird, so werde ich den Jagdliebhabern jedoch, der Vollständigkeit wegen, auch über dieses Thier, und über die Art, wie man solches in denjenigen Gegenden, wo es als Wildpret anzusehen ist, jagt und fängt, einige Nachrichten mittheilen *).

Zuerst einige Bemerkungen über die Naturgeschichte der Kaninchen.

Daß

*) Zum Nachlesen empfehle ich:
Büffon hist. nat. Uebers. von Martini III. 206.
Pennant hist. of Quadr. Uebers. von Bechstein II. 425.
Bechsteins gemeinnützige Naturg. Deutschl. Neue Auflage I. 1120.
Goeze's Fauna II. 366.
v. Zimmermanns geogr. Zool: I. 214.
v. Schrebers Säugethiere IV. 891.
Dorndorfs Zool: Beyer. I. 214.
v. Mellins Anweisung zu Anlegung der Wildbahnen 1799.
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte von G. F. D. a. d. Winkel. II. 89.

Daß Linné das Kaninchen zu dem Haasengeschlechte zählt, habe ich bereits bey der Naturgeschichte des Haasen angeführt. Der Naturkündiger Daubenton giebt folgende 4 Kaninchengattungen an. 1) Das wilde, 2) das zahme, 3) das Reiche, (le riche) oder wie andere es nennen, das weiche, 4) das Angorische Kaninchen. Wenn man hiezu noch das in Linnés Naturgeschichte aufgeführte ungeschwänzte, und das, in denen von Gmelin herausgegebenen Schriften der Petersburger Akademie der Wissenschaften zuerst abgebildete, und näher beschriebene langgeschwänzte Kaninchen zählt, so kann man sechs besondere Gattungen oder vielmehr Racen, denn im Grunde ist es ein und das nehmliche Thier, annehmen.

Das Kaninchen, (Cuniculus) auswärtig hier und dort Karnickel — Künigelhaase — Zwerghaase — Königshaase — Haasenkülein — Lüllen — Kaninchenhaase, nach Doebel Cannickel, ja in einigen Gegenden in der Volkssprache Murtgen genannt, ist nicht nur in seiner äußern Gestalt, sondern auch seinem innern Bau nach, dem Haasen sehr ähnlich. So hat es z. B. die bis an die Nasenlöcher gespaltene Oberlippe, die langen Ohren, den kurzen Schwanz *), die längern Hinter- als Vorderläufte, die behaarten Fußsohlen, die Lage der Augen, die Bildung der innerlichen Theile, ja sogar bey diesen die doppelte Mutterröhre mit dem Haasen gemein. Es unterscheidet sich jedoch von diesem auch hinwiederum, sowohl in Ansehung seiner Bildung, als vorzüglich auch in Ansehung seiner Lebensart, durch manche ihm ausschließend eigene Merkmale. — Die äußere Bildung anlangend, so ist das Kaninchen zuvörderst, besonders das wilde, ungleich kleiner als der Haase. Dagegen sind die Hinterläufte

*) Die ungeschwänzten und langgeschwänzten machen als Varietäten eine Ausnahme.

läufte des Kaninchen verhältnißmäßig gegen den Körperbau, ungleich länger als bey jenem. Bey dem Haasen beträgt die Länge der Hinterläufte, wie schon erwehnt worden, gerade die Hälfte der ganzen Länge des Körpers. Die Vorderläufte sind $7\frac{1}{2}$ Zoll, die Hinterläufte 11 Zoll, der Rumpf mit dem Kopfe 22 Zoll lang. Bey dem Kaninchen hingegen ist das Verhältniß anders. Die zwar ebenfalls kürzere Vorderläufte sind $4\frac{1}{2}$ Zoll; die Hinterläufte aber $6\frac{1}{2}$ Zoll, und der Rumpf mit dem Kopfe $16\frac{1}{2}$ Zoll lang. Hiezu kommt noch, daß das Kaninchen, wie Goeze bey dessen Zergliederung zuerst entdeckt hat, in seinen Hinterläuften, und zwar in der Krümmung des Schenkels, einen besonderen starken Muskel hat, der dem Haasen fehlt, und womit die ersteren, besonders die zahmen, wie Goeze vermuthet, das Klatschen oder Niederschlagen auf dem Boden, wenn sie böse sind, oder der Familie ein Warnungszeichen geben wollen *), bewirken.

Linné hat auch in den Augen der Kaninchen ein Unterscheidungszeichen gefunden, und ist der Meynung, daß alle Kaninchen rothe Augen haben, so wie er denn überdem behauptet, daß sie kahle und kürzere Ohren als der Haase haben. Es sind aber diese Merkmale weder sicher noch allgemein. Nur die zahmen Kaninchen, und besonders

*) In vielen Fällen, sagt Dauventon, heben die Kaninchen, männlichen und weiblichen Geschlechts, den Hintertheil des Körpers so hoch, daß sie die Erde ganz verliehren, und fallen dann wieder mit solcher Stärke auf ihre Stralen, daß es ein Geräusch macht, wenn sie auf die Erde treten. — Martini in seiner Uebersetzung der Büffonschen Naturgeschichte, hält diese Bewegung ebenfalls für ein Warnungszeichen, das sie der Familie bey einer nahen Gefahr geben.

deren die weißen, *) haben gemeinhin rothe, die andern fast immer schwarze Augen, und so sind auch die Ohren fast bey allen Kaninchen eben so, wie bey den Haasen, von der Länge des Kopfes.

Sie unterscheiden sich aber vorzüglich in ihrer Lebens- und Gemüthsart durchaus von dem Haasen, und ich werde von beyden hier das merkwürdigste anführen.

Eine Eigenheit in der Lebensart des Kaninchen, wodurch es sich vom Haasen auffallend unterscheidet, ist nun gleich die, daß das erste sich mehr unter, als über der Erde aufhält **). Die Baue, die sich dieses Thier mit seinen

*) Die wilden Kaninchen unterscheiden sich von den zahmen, vorzüglich durch die röthlich graue Farbe, durch die kleinere schlanke Gestalt, durch die allezeit graulichte Hornhaut an den Augen, wie nicht minder durch die schwarzen Ohrenspitzen. — Das Weibchen ist, sowohl bey den zahmen als wilden, etwas größer und stärker als der Bock, (das Männchen) — die Abweichungen in der Lebensart der wilden und zahmen Kaninchen werde ich besonders angeben.

**) Es gilt dies jedoch nur vorzüglich von den wilden Kaninchen. Die zahmen, die sich vor den Verfolgungen ihrer Feinde, wie vor der Witterung sicher fühlen, wühlen zwar auch, wenn sie Gelegenheit haben, in der Erde, halten sich aber mehr über derselben, und machen sich gemeinhin nur dann Höhlen, wenn sie bey mehrerer Fortpflanzung wahrnehmen, daß ihnen Unbequemlichkeiten zustoßen. Es giebt indessen Naturkündiger, und unter diesen Martini, die dieses verschiedene Benehmen der wilden und zahmen Kaninchen, nicht sowohl auf Rechnung eines ihnen beywohnenden Gefühls ihrer mehrern oder wenigern Sicherheit, sondern da dies eine Art von Ueberlegung voraussetzen würde, die man ihnen nun wohl allerdings nicht beymessen kann, blos auf Rechnung ihrer mehreren oder minderen Leibeskräfte — und es kann nicht

seinen schärfen Nägeln an den Zehen oder Vorderläufen gräbt, haben fast auf ähnliche Art, wie die Fuchsbaue, verschiedene Ausgänge, oder Röhren, wie sie die Jäger nennen. Die äußeren, die ihnen zum Ein- und Ausgange dienen, sind zwar von einer solchen Weite, daß selbst der Fuchs, der ihnen gewaltig nachstellt, hinein kriechen kann; dagegen die innren, und besonders die, welche zu ihren Wohnungen und Lagerkammern führen, sehr enge und schmal sind. Sie wählen zu ihrem Aufenthalte am liebsten die sandigen Gegenden, weil sie in diesem Boden ihre Baue am leichtesten graben können.

Da sie in Familien leben, so nimmt auch jede Familie ihren eigenen Bau ein. Sobald einer auswandert, folgen die andern gemeiniglich nach. Die Einrichtung dieser Baue ist sowohl wegen der künstlichen Vertheilung der Wohnungen, als wegen der Vorsichtsregeln, die sie bey der Anlage zu ihrer Sicherheit beobachten, merkwürdig.

Um sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu sichern, vervielfältigen sie die Röhren, und legen sie dergestalt an, daß immer eine in die andere sich öffnet, und das Ganze dadurch zu einer Art von unterirdischem Labyrinthe wird, in dem sie sich ohne Mühe zu Recht finden können. Auch auf etwanige Ueberschwemmungen nehmen sie bey der Anlage Rücksicht, und bauen nur an solchen Oertern, wo sie von diesen nicht leicht etwas zu besorgen haben. Wenn die Familie sich vermehrt, so wird ihr Bau, an dem sie gemeinschaftlich arbeiten, verhältnißmäßig erweitert. Sie sitzen indessen, selbst am Tage, oftmahls auch außer dem Baue, und halten sich in den benachbarten Feldern und Gebüschen auf, wo sie sich gleich dem Haasen flache Lager machen. Sobald sie indessen Ueberfall oder Gefahr vermuthen, eilen sie

abgeleugnet werden, daß diese den zahmen Thieren schädlicher sind — seyen.

sie gleich dem Baue zu. Sie geben dann einander augenblicklich das bereits vorhin erwehnte Warnungszeichen, und schlagen mit ihren Hinterläuften so kräftig auf den Boden, daß von den verdoppelten Schlägen die Röhren des benachbarten Baues ertönen. Wenn einige jüngere unbedachtsame Kaninchen sich nicht gleich auf das gegebene Zeichen in Sicherheit begeben, so bleiben die Alten, ohne auf ihre eigene Gefahr zu achten, zurück, und schlagen immerfort auf die Erde, um nur vorzüglich ihre Familie zu retten. Gewöhnlich kommen sie des Abends, sobald der Abendstern aufgeht, aus dem Bau, sitzen dann oft auf demselben, und sehen sich munter um.

Ungeachtet die Fruchtbarkeit der Haasen ungemein groß ist, so werden sie doch von den Kaninchen hierunter weit übertroffen. — Sie rammeln nicht allein öfter wie der Haase — sie begatten sich in warmen Ländern wohl siebenmahl im Jahre — sondern bringen jedesmahl eine größere Menge von Jungen — zuweilen neun, ja zwölfe — zur Welt. Da sie nun überdem schon in einem Alter von 5 Monaten Zeugungsfähig, auch ihrem Aufenthalte unter der Erde nach, bey weitem weniger als die Haasen den Nachstellungen ihrer Feinde ausgesetzt sind, so ist hiernach ihre Vermehrung außerordentlich groß *) Das Männchen hat

*) Nach Pennant soll sich ein einzig paar Kaninchen in vier Jahren auf eine Million zwey hundert vier und siebenzig tausend, acht hundert und vierzig vermehren. In Spanien vermehrten sie sich in ältern Zeiten so stark, daß sie eine wahre Landplage wurden, und das Land selbst den Nahmen *Cunica* erhielt. Die Portugiesen brachten im Jahr 1481 zwey Kaninchen auf die Insel *puerto Santo*, die sich in zwey Jahren so stark vermehrten, daß die Insel nicht bevölkert werden konnte, obwohl viele tausend getödtet wurden. — Nach Goeze's Angabe sind im Jahr 1782. bey Quedlinburg 800 bis 1000 mit Frett-

hat jedesmal nur ein Weibchen **); wiederum eine Eigenheit, wodurch sie sich von den Haasen unterscheiden. — Sie hecken jedoch wie diese in vier Wochen, sind nicht minder geil wie sie, und werden nach vierzehn Tagen wieder trächtig. Bey der Begattung legt sich das Weibchen platt auf die Erde, hat alle vier Pfoten lang ausgestreckt, und läßt, gleich den Katzen, oft ein Geschrey hören, welches mehr die Wirkung des Vergnügens als des Schmerzes zu seyn scheint. Die Jungen werden nicht wie die Haasen mit offenen Augen, sondern blind gebohren, und bleiben neun Tage in diesem Zustande. Ungeachtet das Weibchen, wie der Mutterhaase, eine doppelte Gebärmutter hat, so will man doch bey dem Kaninchen, nicht die dem Haasen oftmahls eigene Ueberfruchtung wahrgenommen haben. Einige Tage vor der Setzzeit baut sich das Weibchen eine neue Grube, in der Gestalt eines Zickzacks, an deren Ende es eine Aushöhlung macht. Es rupft sich dann auch gewöhnlich unter dem Bauche einen Vorrath von Haaren aus, und bereitet aus diesen, ingleichen aus Grashalmen, ein Lager für die Jungen. In den beyden ersten Tagen entfernt sich das Weibchen nicht gerne von der jungen Familie, und eilt, wenn Nahrungsbedürfniß es aus dem Bau treibet, in kurzer Zeit in diesen zurück, frißt auch dann wenig und geschwinde. Die Jungen saugen gemeinhin vier bis sechs Wochen, und machen

Fretchen gefangen, und außerdem eben so viel geschossen worden. Nichts desto weniger haben sie sich so stark vermehrt, daß im Jahr 1784 ein paar Ohren mit 2 Groschen bezahlt worden, um ihre Anzahl zu vermindern.

**) Das zahme Kaninchen weicht hierunter wiederum von dem wilden ab; für 6 bis 8 Weibchen ist nur ein Bock nöthig. Er leidet keinen Nebenbuhler, und beweiset gegen ihn die merkwürdige Grausamkeit, daß er ihn zuerst an den Zeugungstheilen untüchtig zu machen sucht.

machen: sich vor Verlauf dieser Zeit nicht aus dem Baue. So lange sie gesäugt werden, pflegt die Mutter, wenn sie ausgeht, den Eingang mit Erde zu verstopfen, die sie vorhin mit ihrem Urin anfeuchtet. Während des Säugungsgeschäftes kümmert sich der Bock, der übrigens während der Brunst dem Weibchen nicht von der Seite geht, wenig um die Jungen, und besucht ihre Lagerstätte nicht. Sobald sie aber außer dem Baue zum Vorschein kommen, bezeigt sich der Vater äußerst zärtlich gegen sie, nimmt sie zwischen seine Pfoten, streicht ihnen das Haar glatt, leckt ihnen die Augen aus, und liebkoset sie. — Es soll indessen, wie Goeze in seiner europäischen Fauna sich ausdrückt, auch Rabenväter unter ihnen geben, die ihre eigene Jungen zerfleischen, wenn sie in den Satzbau kommen können. „Das Ansehen und die Rechte eines Vaters werden, wie „*la chapt du Moutier* sich in seinem, dem großen Naturforscher Büffon mitgetheilten und von diesem in seiner „Naturgeschichte aufgenommenen Anmerkungen ausdrückt — „bey diesen Thieren sehr in Ehren gehalten. Ich schließe „dieses, sagt er, aus der großen Ehrerbietung, die alle „meine Kaninchen ihrem Stammvater bezeigen, den ich an „seiner weißen Farbe *) desto leichter von allen übrigen erkennen konnte, weil er unter allen Kaninchen das einzige „von dieser Farbe war. Bey der stärksten Zunahme der Familie blieben doch die nach ihm entstandene Väter ihm allemahl gleichsam untergeordnet. Sobald sie mit einander „um eines Weibchens, oder um des Futters willen in einen „Streit geriethen, pflegte der Stammvater, gleich, wenn „er den Lerm bemerkte, aus allen Kräften zur streitenden „Parthie zu eilen. Bey seinem Anblick war alles augenblicklich wieder in Ordnung und Ruhe. Die er im Kampf „überraschte, wurden hurtig wieder aus einander gebracht, „und

*) Er hat die Beobachtung an zahmen Kaninchen gemacht. A. d. B.

„und auf der Stelle gleich ein Beyspiel der Bestrafung gege„ben. — Ein anderer Beweis von der Herrschaft des „Stammvaters über alle seine Nachkommen, war — sagt „er weiter — folgende Begebenheit. Ich hatte sie gewöhnt, „auf einen Pfiff, sich alle — wenn sie dieses Zeichen hörten, „wieder zu versammlen. Gab ich nun diese Losung, und „sie waren auch noch so entfernt, so sah ich doch, daß der „Altvater sich an ihre Spitze stellte, und ob er gleich zuerst „ankam, doch vorher alle andere einzeln vor sich vorbey zie„hen ließ, bevor er in das, ihnen gemeinschaftlich angewie„sene Behältniß gieng.“ Der sicherste Beweis, daß das Kaninchen und der Haase ganz verschiedener Gattung sind, ist der, daß sie sich nie mit einander begatten, sondern im Gegentheil ein unüberwindlicher Haß zwischen ihnen obwaltet. Mehrere Naturforscher, und unter diesen vorzüglich Büffon, haben hierüber Beobachtungen angestellt. „Ich habe mir Mühe gegeben, zu erfahren, sagt Büffon, „was aus einer solchen Paarung wohl entstehen könnte. „Zu dem Ende ließ ich Männchen von den Kaninchen mit „Häsinnen, und Haasen mit Kaninchenweibchen, einziehen. „Alle diese Versuche haben mich aber, anstatt etwas hervor„zubringen, belehrt, wie viel Aehnlichkeit in der Gestalt „einige Thiere mit einander haben, und wie sie doch ihrer „Natur nach so verschieden seyn können, daß man von ihnen „sogar nicht einmahl Maulthiere, oder Bastarde erwarten „darf. Ein junges Häschen und ein Kaninchen fast von „gleichem Alter, waren unfähig, es drey Monate zusam„men auszuhalten. Sie wurden die bittersten Feinde, so„bald sie ein wenig heranwuchsen, und ihr unaufhörlicher „Krieg endigte sich zuerst mit dem Tode des jungen Haasen. „Von zweyen ältern Haasen, die mit Kaninchenweibern ein„gesperrt waren, hatte der eine das nehmliche Schicksal, der „andere weit hitzigere und stärkere Haase plagte das Kanin„chen durch seine rammelnden Anfälle so lange, bis dieses „von der Menge der Wunden und allzunachdrücklichen Lieb„kosungen endlich das Leben einbüßte. Drey oder vier Ka-

„nin-

„ninchen, welche auf mein Anordnen eben so mit Häsinnen „zusammengesetzt waren, brachten sich insgesammt in mehr „oder weniger Zeit ums Leben. Weder die einen noch die „andern haben etwas gezeugt *) u. s. w.“

Die Nahrung der Kaninchen ist die nehmliche, wie die des Haasen, Gras, Laub, Kräuter, Kohl u. s. w. Sie lieben vorzüglich den Wacholder, der ihnen eben so zuträglich ist, als ihnen dagegen die Olivenblätter schädlich seyn, ja sie von dieser Nahrung, wie man sagt, das Blutharnen bekommen sollen.

Die Kaninchen kommen ursprünglich aus den warmen Ländern, und unterscheiden sich auch dadurch von den Haasen, daß sie bey weitem nicht den Grad der Kälte, wie diese, ertragen können.

Nach Büffon sind sie von Griechenland und Spanien — wo sie in ältern Zeiten zuerst bekannt waren — nach Italien, Frankreich und Deutschland versetzt, und dort einheimisch gemacht worden. — In den nördlichen Ländern findet man sie blos gezähmt, dagegen können sie die größeste Hitze ertragen, und werden daher in den mittäglichsten Ländern von Asien und Africa, z. B. am Persischen Meerbusen, am Senegal, in Guinea, u. s. w. ziemlich häufig angetroffen. Ihre Lebenszeit erstreckt sich auf acht bis neun Jahre. Sie sind dem Menschen in mancher Hinsicht nützlich. Ihr Fleisch wird in den Ländern, wo sie einheimisch und wild anzutreffen sind, wie in Frankreich

*) Daß die zahmen Kaninchen sich, wie Schriftsteller erzählen, hin und wieder mit Katzen, ja sogar mit Hennen vermischen, den letztern, um zum Zweck zu kommen, die Schwanzfedern ausrupfen, und daß die von Kaninchen befruchtete Hennen Eyer legen sollen, aus welchen Küchlein kommen, die mit Haaren bedeckt sind, verdient keinen Glauben. A. d. V.

reich z. B: häufig gegessen. Es ist weiß und von süßlichem Geschmacke, bey den Jungen weich und zart, bey den alten trocken und hart, überhaupt aber minder wohlschmeckend, als das der Hasen. Die wilden schmecken übrigens weit wildprett artiger, wie die zahmen, deren Fleisch eben keine leckerhafte Speise giebt. Die Kaninchenfelle werden zu mancherley Arten von Pelzwerk und Unterfutter, Mützenbrämen, Mäffen, Aufschlägen u. s. w., die Haare zu Hüthen, Handschuen u. s. w. gebraucht. — Ein Kaninchen mit Haut und Haar zu einem Brey gekocht, durch ein Tuch gedrückt, und damit die Wände und Bettstellen bestrichen, soll, wie Goeze in seiner europäischen Fauna — jedoch ohne damit selbst Versuche gemacht zu haben — anführt, die Wanzen vertreiben. So nutzbar sie sind, so ist doch auch der Schaden, den sie bey gar zu großer Vermehrung anrichten, beträchtlich. In Gegenden, wo sie im wilden Zustande leben, sind sie den Feldfrüchten und Gewächsen in doppelter Hinsicht, und zwar nicht nur, weil sie sie aufzehren, sondern auch dadurch, daß sie bey Ausgrabung ihrer Baue, Felder, Weingärten u. s. w. durchwühlen, nachtheilig. Von den zahmen hat man, sobald sie in gemauerten und ausgebohlten Ställen gehalten werden, weniger zu besorgen, dagegen sie in unausgebohlten Ställen ebenfalls den Boden umwühlen. Ihr Unrath, imgleichen ihre Haare, sobald sie unter das Futter der Pferde und Rinder kommen, sollen diesen, wie man sagt, unerklärbare Krankheiten verursachen, ja ihnen wohl gar den Tod zuziehen.

Von den zahmen Kaninchen insbesondere bemerke ich, außer den bereits angeführten Abweichungen in der Lebensart, nur folgendes.

Sie sind allezeit etwas größer als die wilden. Man findet sie von allen Farben, doch sind die gewöhnlichsten weiße und schwarze, die seltensten ganz blaue. Da sie von den wilden abstammen, so trift man unter jedem Wurf

meist

meist immer graue Kaninchen. Die weißen haben alle blutrothe Augen, und sind gemeinhin, wie bey den Menschen, die Negres blancs, Schwächlinge, obwohl sie übrigens das Licht besser, als andere Thiere dieser Art, gewohnt zu seyn scheinen. Die übrigen haben Augen von verschiedener Farbe, bald vom Vater, bald von der Mutter. Sie sind bey allzufettem oder auch feuchtem Futter verschiedenen Krankheiten, vorzüglich dem Durchfall, und der Räude unterworfen. Nach denen von Goeze bey der Zergliederung angestellten Beobachtungen, hat er zwar in den Lebern der wilden und zahmen Kaninchen keine Blasenbandwürmer, wie bey den Haasen, wohl aber wie bey diesen, die andern Bandwürmer angetroffen. Das reiche, oder weiche Kaninchen, unterscheidet sich in seinem Aeußern von den andern blos durch die Farbe seiner Haare. Die kurzen, äußerst weichen und sanften Haare, spielen ins bläulichte. An den langen und dichten Haaren bemerkt man zweyerley Farben. Einige sind schwärzlich, oder von dunkler Schieferfarbe, andere weiß. Die ersten findet man vorzüglich am Kopfe, die letzten mehr am Halse, auf den Schultern, auf dem Rücken, und am Bauche. Man trift diese Kaninchenvarietät häufig in Persien und Kleinasien.

Das Angorische Kaninchen unterscheidet sich durch sein längeres, seidenartiges, wellenförmiges Haar, das oft kraus, wie Wolle ist, sich dann zuweilen um die Zeit, wenn sie haaren, zusammen wirrt, und filzartige Klumpen bildet. Diese Kaninchengattung verdient, seiner überaus schönen sanften Haare wegen, die zu Handschuen, Strümpfen u. s. w. verarbeitet werden, vor allen übrigen wohl allerdings den Vorzug, daher sich denn auch in hiesiger Provinz seit einigen Jahren mehrere mit dessen Anziehung beschäftigen. Die beste und vollständigste Anleitung hiezu findet man in Meys Anweisung zur Angorischen oder englischen Kaninchenzucht.

Das

Das ungeschwänzte Kaninchen, sonst auch der Tapeti der Brasilianer genannt, ist in Amerika einheimisch, wo es vorzüglich in Brasilien angetroffen wird. Es gleicht dem europäischen an Gestalt, an Haaren und an Größe dagegen mehr dem Haasen, mit dem es auch seiner Lebensart, und dem Geschmacke seines Fleisches nach, einige Aehnlichkeit hat. Sein vorzüglichstes Unterscheidungszeichen besteht darinn: daß ihm der Schwanz fehlt — daher sein Nahme.

Das langgeschwänzte Kaninchen, bey den Mongolen Tolai genannt, ist zwar etwas größer als das gemeine Kaninchen, sonst aber diesem an Leibesgestalt, Haaren, Lebensart u. s. w. vollkommen gleich. Nur der Schwanz ist anders, und weit länger, als bey dem gemeinen Kaninchen. Es wird häufig in der Tartarey, in den benachbarten Ländern des Sees Baikal, gefunden.

In auswärtigen Ländern pflegen bemittelte Guthsbesitzer zu ihrem Vergnügen künstliche Kaninchengeheege, oder sogenannte Kaninchenberge, anzulegen. Ich werde, ehe ich zur Jagd übergehe, von diesen Anlagen eine kurze Beschreibung — die ich Auszugsweise aus dem vierten Anhange zu Büffons Naturgeschichte nach der Uebersetzung von Martini entlehne — mittheilen.

Mitten in einem kleinen Gehölze macht man einen Erdhaufen in die Runde, dessen Durchmesser zum wenigsten sechzig Fuß beträgt. Bey jedesmaliger Aufeinanderhäufung der Erde muß diese mit Schlägeln gehörig fest geschlagen werden. Gegen die Mitte des Creyses führt man den Berg acht Fuß in die Höhe, und bemüht sich dann, ihm an den obersten vier Schuhen einen ziemlichen Abhang zu verschaffen. Von unten wird eine Mauer, etwa vier Fuß hoch, und anderthalb Fuß dick, um den ganzen Erdhaufen herumgeführt, und nach der Bergseite zu abhängig gemacht. Eine solche Mauer blos aus Kalk und Sand gemacht, ist nothwendig

den Erdhaufen zu befestigen, und seinen Verfall zu verhindern.

In dem ganzen Umfange dieser Mauer werden, dem Erdboden gleich, und vier Fuß von einander, Löcher angebracht, welche von außen wenigstens noch einmal so breit, als nach der Seite des Erdhaufens zu, seyn müssen, wo sie nur eine Breite von drey, und eine Höhe von vier Zoll erfordern, um das Kaninchen durchzulassen.

Dieser ganze Kaninchenberg wird nachher mit Hohlziegeln bedeckt, welche man mit Mörtel aus Kalk und Sand befestigt. Auf diese Art von Dache legt man kleine Steinchen, oder groben Kieselsand, über diesen aber wieder Erde, welche man gut stampfen lassen, und sorgen muß, daß Alles zusammen einen Fuß dick werde. Die letzte Art des Verfahrens ist darum nöthig, daß der Frost nicht bis an die Ziegeln durchdringen, und nichts dieselben beschädigen könne, wenn man etwa darauf träte. Man umpflanzt einen solchen Kaninchenberg auf der Ebene mit jungen Haybüchenstämmen, welche man fünf oder sechs Fuß hoch über dem ersten Erdhaufen aufschüßen läßt, woran im Gehölze das Kaninchengeheege in der Ferne schon zu erkennen ist. Man läßt auch die rings umher befindlichen Bäume, in der Entfernung von etwa dreyßig Fuß, wachsen. Sie beschatten von allen Seiten her den Kaninchenberg, dienen aber auch zugleich den Jägern zu einem Hinterhalte, wo sie sich anstellen können, wenn sie auf die aus dem Baue hervorkommenden Kaninchen lauern wollen. Die Hayhuche bedeckt dagegen diejenigen, welche von Außen her die Kaninchen beobachten, wenn diese von Hunden gejagt, nach dem Bau flüchten.

Man muß auch noch überdem an einem solchen Kaninchenberge ein kleines Dach an der Mittagsseite anbringen, wo man zur Winterszeit, und wenn Schnee gefallen, die Kaninchen füttern kann.

Jagd und Fang.

Die Kaninchen werden da, wo sie im Stande der Wildheit leben, theils geschossen, theils bedient man sich zu der Kaninchenjagd der Frettchen — einer Gattung Raubthiere — daher denn auch diese Jagd das Frettiren genannt wird.

Das Frett — Frettchen — sonst auch Furett — Kaninchenwiesel — Kaninchenmarder genannt — gehört nach Linné zur dritten Ordnung der Raubthiere, die er unter dem Geschlechtsnahmen Wiesel, (*Mustela*) aufführt. Sein Vaterland ist die Barbarey, wo es Nimse heißt, und von wo es blos um der Kaninchenjagd — das Frettchen ist der erklärteste und furchtbarste Feind der Kaninchen — nach Europa gebracht worden ist.

Es gleicht seiner Gestalt nach dem Iltis, hat jedoch einen schlankeren, gestreckteren Körper, auch ist der Kopf schmäler, und die Schnauze spitziger. Seine Größe beträgt 1 Fuß 4 Zoll. Die Füße sind gespalten, die Nägel weiß, die Ohren rund und kurz. Die Farbe schmutzig weiß, die Augen klein und trübe, der Stern hellroth. Das Gebiß ist äußerst scharf, und wie bey dem Iltis mit 34 Zähnen versehen. Sein Gang ist nicht springend, sondern träge schleichend. Es hat einen ziemlich starken Bisamgeruch. Sein Naturell ist erstaunlich träge, seine Lebensart sehr einfach, meist immer zwischen Schlaf und Fressen getheilt. Im wilden Zustande nährt es sich von kleinen vierfüßigen in Höhlen lebenden Thieren, ingleichen von Fischen und Schlangen.

Da das Frettchen das europäische Klima im Freyen nicht ertragen kann, sondern selbst in Spanien, wo man sich seiner häufig zur Kaninchenjagd bedient, umkommt, so wird es da, wo man es zur Jagd nutzt, Paarweise, Männchen und Weibchen beysammen, in einem Kasten oder Tonne auf einem Lager von Stroh oder Moos gehalten, und mit

Milch und Semmel, oder mit in Milch gewelchter Weitzenkleie gefüttert.

Einige behaupten, es fräße auch Honig. Andere versichern dagegen, daß es davon crepire. Es ist, sobald es gereizt wird, sehr böse und grimmig, dagegen es sich auch hinwiederum, sobald man es nicht reizt, von Fremden, wie von seinem Herrn tragen und behandeln läßt. Das Frett begattet sich zweymal im Jahre. Das Weibchen, welches kleiner wie das Männchen ist, sich auch von diesem dadurch unterscheidet, daß es vorn am Kopfe eine ganz weiße, über den Körper aber eine gelblich weiße Farbe hat, sucht in der Brunstzeit sehr hitzig das Männchen auf. Es trägt sechs Wochen, und wirft nach Mellin (S. Unterricht eingefriedigte Wildbahnen oder große Thiergarten anzulegen und zu behandeln von A. W. Grafen von Mellin *II.* 202.) vier bis fünf, nach andern fünf Jungen. Im gezähmten Zustande muß das Männchen zur Zeit, wenn die Alte werfen will, auf 14 Tage aus dem Kasten genommen und anderswo untergebracht werden, weil es sonst die Jungen gleich nach der Geburt auffrißt. Merkwürdig ist es bey dieser Thierart, daß die Jungen an drey Wochen, nach Linné drey und dreyßig, nach Mellin vierzig Tage blind bleiben und wobey es, wie Mellin sagt, ein sonderbarer Anblick ist, diese kleinen blinden Geschöpfe ganz munter neben den Alten herumspielen und sobald diesen die Milch vorgesetzt wird, sich herzudrängen zu sehen, um mit ihnen zu fressen. Sobald sie sehend werden, mithin nachdem sie etwas über 40 Tage alt sind, kann man sie schon zur Kaninchenjagd gebrauchen. Das Frettchen begattet sich übrigens, nach der Versicherung mehrerer Schriftsteller, und wie auch die Frettchenjäger und Wärter behaupten, mit dem Iltis, wodurch braunhaarige Mittelracen erzeugt werden, denen die Jäger deshalb den Vorzug geben, weil sie nicht so blutgierig auf die Kaninchen, aber auch um desto

geschick-

geschickter sind, sie aus ihren Löchern zu vertreiben *).

Das Frettiren der Kaninchen wird auf folgende Weise veranstaltet. Man nimmt eines dieser Thiere in eine Jagdtasche, auf deren Boden etwas Heu oder Moos liegt, und trägt es nach dem Kaninchenbau hin. Hier bedeckt man jede Röhre mit einem Netzchen (Haube) von feinem Bindfaden gestrickt, das wie ein Nähebeutel gemacht ist und sich an einer Schnur dicht oben zusammenziehen läßt, und zwar legt man den aufgezogenen offenen Eingang der Haube auf die Röhre und befestigt die Schnur mit den daran befindlichen Heften in die Erde. Nun läßt man das Frettchen unter eine der Hauben in eine Röhre kriechen. Dieses durchschlüpft dann in der größesten Geschwindigkeit alle Röhren und treibt die erschrockenen Kaninchen vor sich her, die voll Bestürzung aus den Röhren in die Hauben fahren, solche über sich zuziehen und sich also fangen. Gleich hinter her kommt das Frettchen geschlichen, und sieht sich um, wo sein Flüchtling geblieben ist, da es dann der Jäger geschwinde bey dem Halse nehmen, und aus dem Baue ziehen muß. Sonst kehrt es wieder in diesen zurück, legt sich unten auf das verlassene warme Lager des Kaninchen, und schläft wohl 24 Stunden, ehe es wieder zum Vor-

*) Graf Mellin hält diese angegebene Begattung für unmöglich, weil das Frettchen nur sechs, das Iltisweibchen aber neun Wochen trächtig geht, es aber, um Thiere von verschiedener Art Fruchtbringend mit einander zu begatten, unumgänglich nothwendig ist, daß beyde Arten gleich lange im Leibe der Mutter liegen. Er glaubt daher, daß jene Vermuthung blos dadurch veranlaßt ist, weil es in Frankreich und vielleicht auch in andern Ländern eine Spielart unter den Frettchen giebt, welche in der Farbe dem Iltis sehr ähnlich und daher auch von Büffon *le furet putois*, der Frettcheniltis genannt worden ist.

Vorschein kommt. Zuweilen trägt es sich zu, daß das Frettchen das Kaninchen in seinem Lager überrascht, oder sonst erwischt. Dann beißt es sich ihm über dem Genick oder der Nase an, saugt ihm das Blut (den Schweiß) aus, und läßt nicht eher los bis das Kaninchen verendet ist. Für den Jäger ist dieser Umstand sehr verdrießlich, weil er oft den Verlust des Frettchens nach sich zieht. Sobald sich dieses an dem Schweiße gesättigt hat, legt es sich trunken zu dem getödteten Kaninchen, und schläft dann seine 24 Stunden, oft länger, so daß der Jäger es zuweilen ausgraben muß. Um dies zu verhüten, muß das Frettchen ehe man es zur Jagd mitnimmt, recht satt gefüttert, oder mit einem Maulkorbe versehen werden, *) der vorne eine scharfe Spitze hat, damit es das Kaninchen vor sich hertreiben aber nicht beißen kann, so wie denn einige Jäger dem Frettchen neben dem Maulkorbe ein Glöckchen umzuhängen pflegen, damit das Kaninchen desto eher herausgescheucht wird. Diejenigen, denen es mehr Vergnügen macht, die Kaninchen mit der Flinte zu erlegen, als sie zu fangen, stellen sich entweder des Abends, wenn die Kaninchen zu Felde rücken auf dem Anstande an, oder sie lassen sie, ohne die Röhren zu bedecken, durch das Frettchen aus dem Bau treiben, und suchen sie beym Herausfahren zu erlegen. Es gehört aber hiezu viel Uebung, weil das Kaninchen äusserst schnell aus der Röhre fährt und überdem nicht in gerader Linie sondern im Zikzak läuft. Wenn es blos verwundet, wieder in den Bau schlüpft und dort etwa verendet, so verdirbt es, wie Graf Mellin versichert, durch seinen bösen Geruch, den diese reinliche Thierchen fliehen, den ganzen Bau, daß er verlassen und nicht wieder bewohnt wird. Einige französische Jagdschriftsteller behaupten sogar, daß der-

*) Graf von Mellin zieht die erste Methode vor und versichert, daß er nie ein Frettchen verlohren hat, wenn er es wohl gefüttert, aber ganz frey in die Röhre schickte.

dergleichen an ihren Wunden verendete Kaninchen ansteckende Krankheiten unter den andern verbreiten und daher das Schießen in den Kaninchengeheegen sehr nachtheilig wäre.

Es giebt noch eine andere Art von Kaninchenjagd. Man verschließt nehmlich, wenn die Kaninchen des Abends zur Aesung in die Felder gerückt sind, die Eingänge oder Fallthüren der Geheege, da sie denn in den Feldern sitzen bleiben. Man sucht dann die Felder mit englischen Windspielen ab und hetzt mit diesen die Kaninchen. Sie laufen zwar beym Herausfahren Anfangs sehr schnell in vielen kurzen Wendungen, werden aber, da sie weniger Ausdauer als die Haasen haben, gar bald eingehohlt und gefangen.

Man kann endlich die Kaninchen, wie Graf Mellin anführt, auch ohne Frettchen aus dem Bau treiben, wenn man die Röhren mit Schwefelhölzchen beräuchert. Sie fliehen den Schwefeldampf und fallen in die vorgelegten Hauben. Es ist diese Jagd aber, wenn sie oft betrieben wird, den Geheegen ebenfalls nachtheilig, weil der Schwefelgeruch, der sich oft auf lange Zeit dem Bau mittheilt, den Kaninchen so äußerst zuwider ist, daß sie den Bau verlassen und oft gar nicht wieder zurückkehren.

Der Dachs.

Naturgeschichte.

Der Dachs (Ursus meles) in Niedersachsen Gräving oder Grafing auch Halbfuchs mit dem kurzen Schwanze genannt, wird von Linné unter der IIIten Ordnung der Säugethiere, wohin er die Raubthiere zählt, und zwar unter dem Geschlecht der Bären, aufgeführt, mit welchen er in seiner Gestalt einige Aehnlichkeit hat, und daher auch

von

von einigen Schriftstellern *) mit dem Nahmen Dachsbär belegt wird **).

Indessen schränkt sich diese angegebene Aehnlichkeit wohl nur höchstens auf die Form seines Körpers ein, und selbst dieser gleicht, wenn man ihn genau betrachtet, nicht völlig dem Bären, sondern zum Theil, wenn man will, dem Schweine, oder auch dem Igel; dagegen sein Kopf einem Fuchskopfe, die Schnauze einer Hundeschnauze, die Ohren fast den Rattenohren ähnlich sind.

Die Länge eines alten ausgewachsenen Dachses kann man, von der Schnauze bis zum Schwanze, füglich auf 3 Fuß und darüber annehmen; seine Höhe 1 Fuß 3 bis 4 Zoll; sein Gewicht im Frühjahr auf 20-25 im Spätherbst, wenn er am stärksten bey Leibe ist, auf 30-40 Pfund.

Der

*) Zum Nachlesen empfehle ich:
Büffon hist. nat. Uebers. von Martini IV. 59. 123.
Pennant hist. of Quadr. Uebers. von Bechstein II. 338.
Bechstein gem. Naturg. Deutsch. N. A. I. 729.
v. Zimmermanns geogr. Zoologie I. 293.
v. Schenkens Säugethiere III. 516.
Denndorfs Zool. Beyl. I. 327.
Goeze's Fauna I. 399. —
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte v. G. F. D. a. d. Winkel III. 1.
von Wildungs Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber für das Jahr 1799.

**) Brisson macht vom Dachse ein besonderes Geschlecht, wozu er auch die Zibethkatze und das Amerikanische Stinkthier rechnet. Blumenbach setzt ihn, in seinem Handbuche der Natur, in eine besondere Ordnung: *Glires*, wo er ihn als eine eigene Gattung in die Familie der wieselartigen aufgenommen hat. Klein führt ihn unter dem Nahmen Halbfuchs mit dem Coati und dem Wolfsbär in einer Klasse auf.

Der Kopf, welcher wie vorhin erwähnt, beynahe einem Fuchskopfe gleicht, ist oben breit und hat die Figur eines gleichschenklichten Dreyecks; die schwarze, immer feuchte Nase ist stark hervorragend, etwas eingebogen und fast rüsselförmig; die Ohren kurz und rund, und beynahe ganz von Haaren bedeckt; die Augen klein und schwarzbraun, liegen tief im Kopfe und sind mit einer Nickhaut versehen, welche Bedeckung ihn, bey seinem Aufenthalt unter der Erde, vor der Verletzung des Sandes und der Erde schützt.

Die Zunge ist glatt und weniger rauh, wie bey den Raubthieren; der Hals ist kurz und von der Dicke des Oberkopfs. Der Rücken seines länglichten, sonst stark zusammengedrungenen Körpers, ist besonders nach dem Hintertheile zu, breit und die Lenden stark. Der Schwanz (die Ruthe — Zaie — Purzel) ist 6 Zoll lang, und reicht bis an die Ferse, die nicht weit vom After abstehet, dabey dick, unten platt, und mit vielen sträubigen Haaren bedeckt. Die Beine sind kurz; die Füße mit 5 Fingern versehen, vorne breit und mit langen scharfen Klauen bewafnet, die ihn zum Graben sehr geschickt machen, und von denen die an den Vorderfüßen länger, als an den hintern sind. Wegen der langen Haare scheinen die Beine noch kürzer, als sie sind, und der Leib beynahe auf der Erde aufzuliegen. Zwischen dem After und dem Schwanze hat der Dachs inwendig einen haarichten Beutel, nach Art der Zibethkatzen, in welchem sich eine weißlichte, fette, widrig riechende Feuchtigkeit absondert, die er den Winter über, wenn er nicht ausgeht, durch die mit kleinen Drüsen dicht besetzte Oefnung (Säugeloch) von den hiesigen Jägern Schmalzröhre genannt, in die er seine Nase steckt, aussaugt, und die ihm zur Nahrung und Erhaltung dient *).

Sein

*) Wie sich die fette Feuchtigkeit in seinem Säugeloch erzeugt, sagt Goeze in seiner Fauna, „und was die Natur dazu für

„Säfte

der Brust, 4 am Bauche. Noch ein Unterscheidungszeichen des Weibchens ist sein äußerst durchdringendes Geschrey, wenn es getödtet wird, oder ihm Schmerzen zugefügt werden. Nie wird man dergleichen bey einem Männchen hören, wenn ihm die Hunde noch so scharf zusetzen, welches auch bey den wilden Schweinen der Fall ist, wo der Eber nie, nur die Bache beym Hetzen oder Abfangen ein Geschrey hören läßt. Wohl aber brummt der Dachs, wenn er böse gemacht wird, oder die Hunde vorliegen, welches man oft durch die Röhren, wenn er nicht tief liegt, deutlich vernehmen kann. Die älteren Naturforscher, und unter diesen auch Linné, wie nicht minder viele Jäger und Jagdschriftsteller — unter den letzten z. B. *Fouilloux* in seinen traité de la venerie — geben zwey verschiedene Arten, den Schweine- und den Hundedachs an. Nach einigen ist jener von diesem, in Ansehung der Gestalt der Füße und der Anzahl der Zehen, unterschieden. Nach andern unterscheidet sich der erste von dem letztern durch seinen mehr schweinsartig gestalteten Kopf und Rüssel. *Fouilloux* setzt die Unterscheidungszeichen des erstern von dem letztern in der stärkeren Gestalt, dem dickeren Kopfe und der weißen Farbe des Haares fest. Nach anderer Behauptung hat der Schweinedachs eine stumpfere, der Hundedachs eine spitzere Schnauze, der erstere höhere, der letztere kürzere Beine u. s. w. Indessen sind die angeblichen Unterscheidungsmerkmahle zum Theil verworren, zum Theil widersprechend. Büffon verwirft den Unterschied gänzlich und behauptet, der Irrthum sey blos durch die doppelte lateinische Benennung *meles* und *Turus*, im Französischen *Blaireau* und *Taisson* veranlasset, so wie denn auch Bechstein in seiner Naturgeschichte mit Gründen dargethan hat, daß die Eintheilung in Schweine- und Hundedachs wohl nur eine Grille ist — *) ich habe bey aller angewandten Aufmerksam-

*) Gedachter Schriftsteller führt dagegen als Spielarten den weißen und den gefleckten Dachs auf.

sämkeit in hiesiger Provinz nie mehr, denn eine und dieselbe Art von Dächsen angetroffen, und den sogenannten Schweinedachs nicht auffinden können.

Goeze hat bey Zergliederung dieses Thieres, die er zur Herbstzeit unternahm, gefunden, daß das Netz ein bloßes Gewebe von Fettstriemen ist, daß die Gedärme, die er vor Fett kaum heraus zu bringen vermochte, klein und dünn sind, daß der Magen viel ähnlichts mit dem menschlichen — nach andern mit dem des Schweines — hat, daß der Blinddarm fehlt, das Herz ganz in einem Fettbeutel steckt, daß die Leber sechs Lappen hat, die Harnblase in der Größe eines Hüneneyes ist, und die Muttertrompeten bey dem Weibchen bis an die Nieren reichen. Den Bandwurm hat Goeze bey diesem Thiere nicht angetroffen, wohl aber einige Arten von Rundwürmern, wobey gedachter Naturforscher anmerkt, daß der ganze Bau des Dachses und sein Eingeweide wenig Anlage zur Erzeugung der Würmer habe, die auch seiner Meynung nach, wegen des vielen Fettes, schwerlich fortkommen können. — Und nun etwas von der Lebensart und dem Aufenthalt dieses Thieres. „Der Dachs, sagt Büffon, ist „ein träges, mistrauisches, einsames Thier *), zieht sich „nach den abgelegenlichsten Oertern zurück, und verbirgt „sich in den finstern Wäldern, in einem selbst gegrabenen „unterirdischen Baue. Alle Gesellschaft, sogar das Tageslicht, scheint ihm verhaßt, wenigstens drey Viertheile seines Lebens bringt er in seinem unterirdischen Aufenthalte „zu, den er blos in Augenblicken verläßt, in welchen er

„daß

*) Einige Schriftsteller karakterisiren den Dachs als ein furchtsames Thier, und sagen, er fürchte sich bey Mondschein vor seinem eigenen Schatten. Die Jäger können indessen seine Herhaftigkeit, und wie tapfer er sich gegen die Hunde vertheidigt, bezeugen.

gen Jagd mit Jagdhunden, auch wohl vor dem Hühnerhunde, angetroffen habe. Die Hunde stellen ihn dann gewöhnlich, und stürmen auf ihn ein, bis der Jäger herbey kommt und ihn erlegt. Nach Martini verläßt er seinen Bau selten, zur Winterszeit aber, bey sehr kalten Tagen, nie, sondern schläft dann eine Art von Winterschlaf, und nährt sich alsdann, wie schon vorhin angezeigt worden, von der in dem Säugeloche sich abgesonderten fetten Feuchtigkeit.

Es ist aber falsch, wenn einige behaupten, daß er den ganzen Winter hindurch, gleich dem Murmelthier, Hamster ꝛc. in einer völligen Erstarrung zubringen sollte. Bey heiterer lauer Witterung verläßt er selbst zur Winterszeit, hin und wieder seinen Bau, vorzüglich um sich zu tränken. Seine Nahrung besteht, im Frühling und Sommer, in Wurzeln, unter denen er vorzüglich den Kümmel und Tormentill liebt, wie nicht minder in Schnecken, Regenwürmern, Käfern, Heuschrecken u. s. w. Im Herbst nährt er sich von Eicheln, Bucheckern, Feldobst, Rüben u. s. w. wovon er auch Vorräthe sammlet und zu seiner Wohnung bringt. Um zu den Wurzeln und Regenwürmern zu gelangen, sticht er mit seiner Schnauze in die Erde (wurzelt nach dem Jägerausdruck) und man spürt ihn an solchen Oertern, gleich als ob die jungen Fröschlinge dort gebrochen hätten. Im Spätherbst wird er außerordentlich fett. Man findet dann, wenn die Schwarte abgenommen nach dem Jägerausdruck abgeschärft wird, unter dieser eine oft über ½ Zoll stärke Fettlage, dann eine dünne Streife von zartem Wildpret, unter dieser aber wiederum eine oft 1 Zoll starke Fettlage, so daß man nicht selten von einem Dachs 6 bis 7 Pfund Schmalz gewinnt.

Man beschuldigt ihn der Raubsucht, und daß er dem Haasen und Hühnerwildpret nachtheilig sey. Wenn man aber bedenkt, daß ihn die Natur die zum Raubthiere vorzüg-

züglich erforderlichen Eigenschaften, ein scharfes Gesicht *) und einen schnellen Gang versagt hat, so ist nicht wohl einzusehen, wie er sich irgend eines lebendigen Thieres zu bemächtigen im Stande seyn sollte; es sey denn, daß er solches im Schlafe überrascht, oder todt vorfindet, da er denn wohl vielleicht, jedoch wie ich glaube, blos in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, an diesem seinen Hunger stillt. Seine Fortpflanzung anlangend, so lebt er in der Monogamie, und hält sich nur zu einer Dächsin. Man findet ihn aber außer der Begattungszeit (Ranzzeit, Rollzeit) nicht mit dieser zusammen. Sobald die Ranz- oder Rollzeit eintritt, welches Ausgangs Novembers, früher oder später erfolgt, sucht er die Dächsin auf, und begattet sich mit dieser zur Nachtzeit vor der Wohnung. Die Dächsin trägt nach der Behauptung vieler Schriftsteller 10—11, nach der Meynung der mehresten Jäger nur 9 Wochen, und bringt dann im Februar 3—5 blindgeborne Jungen zur Welt. Die Behauptung mehrerer Schriftsteller, als ob der Dachs erst im Februar zu rollen, zu ranzen **) anfange, ist falsch. Der Einrichtung der Natur zu Folge regt sich der Zeugungstrieb bey den Thieren gewöhnlich zu einer solchen Zeit am stärksten, wo sie entweder durch die in Menge vorfindende Nahrung dazu am mehresten gereizt werden,

*) So stiefmütterlich ihn die Natur in Ansehung seines Gesichts behandelt hat, so scharf sind dagegen seine Gehör- und Geruchswerkzeuge. Die Nase ist übrigens der empfindlichste Theil seines Körpers und obwohl er sonst ein äußerst zähes Leben hat, so wird er doch durch einen mäßigen Schlag auf die Nase betäubt, durch stärkere Schläge, die diesen Theil treffen, getödtet.

**) Flemming bedient sich, wenn er von der Begattung des Dächses spricht, des Ausdrucks er brunstet anstatt er rollt oder er ranzt. Andere Jäger gebrauchen den ersten Ausdruck ausschließend vom Roth-, Elend- und Rehwildpretit.

den, und dieß ist bey einigen Thieren das Frühjahr, oder wo sie, und dies ist bey dem mehresten Wilde und den Raubthieren der Fall, am fettesten *) sind, und die zu dem Zeugungsgeschäfte gehörige körperliche Vollkommenheit haben. Diese Periode ist für den Dachs allerdings der Anfang des Winters. Die Dächsin säugt die Jungen, und hohlt außer den Wurzeln auch andere Nahrungsmittel herbey; wenn sie 3 Wochen alt sind, bringt sie sie zuweilen vor den Eingang des Baues, wo sie sich sonnen und mit einander spielen. Sie bleiben bey der Mutter so lange, bis sie sich ihre Nahrung selbst suchen können, alsdann sondern sie sich ab, und bereiten sich ihren eigenen Bau. — Erst im zweyten Jahre erreicht ein Dachs seine vollkommene Größe. Einen einjährigen Dachs erkennt man daran, daß die Grundwolle auf der Schwarte mehr graulich gefärbt, das daraus hervorgehende Haar heller und bis zum ersten Herbst so kurz ist, daß der Kopf viel spitziger und länger, die Läufte viel höher zu seyn scheinen als bey den Alten.

Wenn er jung gefangen wird, so ist er leicht zu zähmen, folgt den Personen nach, die ihn füttern, frißt dann auch rohes Fleisch und andere Speisen, spielt mit jungen Hunden und Katzen, und verliehrt mehr von seiner Wildheit, als der Fuchs und andere wilden Thiere. Nur muß man die gezähmten Dachse von dem Feuer zu entfernen suchen, weil sie diesem bey ihrem äußerst frostigen Temperament mit Begierde nachgehen, sich gern auf die Feuerstätten in die glühenden Kohlen legen, diese sich aber leicht anhängen, und dann von ihnen an andere feuerfangende Oerter getragen werden können, wie dies bey den Katzen der Fall ist. Ob sie, wie einige behaupten, die Häuser von Mäu-

sen

*) Weidemännisch zu reden, wird blos das Roth- und Schwarzwildpret für feist angesprochen. Alle zur kleinen Jagd gehörigen Thiere ingleichen die Raubthiere sind fett, nicht feist.

sen und Ratten reinigen, die sie wohl nur allenfalls durch ihre, jenen Thieren vielleicht widrige, Witterung vertreiben, nicht aber fangen können, lasse ich dahin gestellt seyn, weil ich davon keine Erfahrung gemacht habe. Der Dachs lebt gewöhnlich 12 Jahre und wird nicht selten im Alter blind.

Er ist im Frühjahr zuweilen der Räude unterworfen — Das Weibchen mehr als das Männchen — mit der er oft den ganzen Sommer hindurch behaftet ist. Sein dumpfer feuchter Aufenthalt unter der Erde giebt hiezu vielleicht die nächste Veranlassung. Daß er von dieser Krankheit durch die räudigen Füchse, die in seiner Abwesenheit seinen Bau besuchen, angesteckt werden sollte, scheint wohl nur eine Sage zu seyn. Der Dachs wird in allen gemäßigten Himmelsstrichen von Europa, selbst in Schweden und Norwegen, angetroffen *). Auch in Asien und Nordamerika ist er nach der Behauptung mehrerer Reisenden und Schriftsteller einheimisch. Ob dieses auch in Afrika und Südamerika der Fall ist, ist bis jetzt noch nicht hinlänglich erwiesen. In der hiesigen Provinz wird er in Menge angetroffen.

Der Dachs ist im Allgemeinen ein mehr nützliches als schädliches Thier. Was von seiner angeblichen Raubsucht zu halten sey, darüber habe ich mich bereits erklärt. Dagegen ist seine Haut (Schwarte) obwohl sie nur dann, wenn er im Spätherbst erlegt wird, tauglich ist, sehr brauchbar. Sie dient zu Fußsäcken, Pferdekumpten, zum Beschlage der Reisekasten u. s. w. Die Jäger, besonders die hiesigen, bedienen sich solcher häufig zu Schießtaschen, auswärtig zu Büchsensäcken. Die Haare werden zu Mahlerpinseln gebraucht. Das Dachsfett wird zur Verfertigung

*) Nach einigen Schriftstellern nur bis zum 61en Grad nördlicher Breite.

247548

der Seife angewandt. Ob es die ihm nachgerühmten Heilkräfte besitzt, mögen die Aerzte entscheiden. Daß es zum Einschmieren der Wasserstiefeln sehr anwendbar ist, und vor der Nässe schützt, kann ich aus Erfahrung versichern. Das Dachsfleisch, welches einen süßlichen, jedoch widrigen Geschmack hat, den man ihm aber, wie einige behaupten, durch Salz und Gewürze benehmen kann, wird hier zu Lande nicht gegessen, wohl aber in Frankreich, wo eine Dachskeule mit Blumenkohl, wie in der Schweiz, mit gekochten Birnen, für ein leckerhaftes Essen gehalten wird.

Jagd.

Der Dachs wird entweder vor dem Dachshunde ausgegraben oder gehetzt, auch vermittelst Schlagbäume — Dachshauben — Eisen — auch Schlingen gefangen, ingleichen auf dem Anstande geschossen. Das Ausgraben gewährt wohl allerdings das mehreste Vergnügen, obwohl es hin und wieder, wenn die Baue weitläuftig und tief sind, oder auch die Beschaffenheit des Bodens das Graben erschweret, nicht wenig Geduld erfordert. Ueber die Anführungsmethode des Dachshundes habe ich mich bereits in dem zweyten Abschnitte des ersten Theils unter dem Artikel vom Dachshunde ausgelassen, und werde jetzt nur noch die Procedur beym Ausgraben selbst näher auseinander setzen. Die Werkzeuge die dazu erfordert werden, sind eine Axt, ingleichen eine Hacke, um das etwa sich vorfindende Gesträuche und Wurzelwerk fortzuräumen, ein Spaten zum Graben, eine tüchtige Zange, um den Dachs aus seinem Lager zu ziehen, und wenn man ihn lebendig fangen will, ein verhältnißmäßig großer Sack. Zum Ausgraben, welches beyläufig erwähnt, gewöhnlich im Spätherbst im Monath October, wo der Dachs schon Fett angelegt hat, vorgenommen wird, sind ein, höchstens zwey zuverlässige

Hun-

Hunde hinlänglich. Ich habe schon in dem ersten Theile unter dem Artickel vom Dachshunde angeführt, daß, wenn mehr als zwey Hunde in den Bau gelassen werden, einer den andern hindert, und daß man den vordersten, welcher gewöhnlich von den nachfolgenden zu nahe an den Dachs gedrängt wird, ohne sich bey dem Mangel an Raum gehörig vertheidigen zu können, in Gefahr setzt. Hat man zwey zuverläßige Dachshunde, so lasse man sie beyde nach einander in den Bau. Will man einen jungen Hund bey dieser Gelegenheit anführen, so lasse man diesen mit einem bereits gebrauchten Hunde, welcher auf diesen Fall als Anführer vorangehen muß, hinein. Um den Hunden das Aufsuchen des Dachses zu erleichtern, läßt man solche, weil auf einem Bau gewöhnlich mehrere Röhren, oder Eingänge sind, in eine Hauptröhre, das heißt, in eine solche hinein, wo man an der weiteren Oefnung, an der oft aufgewühlten frischen Erde, wie nicht minder an den sich dort zuweilen vorfindenden, von dem Dachs beym Einfahren zurückgelassenen Mooſen, Wurzeln ꝛc. oft auch an der Spur selbst *), gewahr wird, daß der Dachs solche am mehresten befahren, oder mit andern Worten, zu seinem gewöhnlichen Aus- und Eingange gewählt hat. Man horcht nun von Zeit zu Zeit an der Röhre, in die man die Hunde ließ, auch abwechselnd an den andern Röhren, und wartet ab, ob die Hunde laut werden. Kommen sie nach einiger Zeit unverrichteter Sache aus dem nähmlichen Eingange zurück, so schickt man sie in die anderen Röhren hinein, welcher Versuch bey großen

*) Die Dachsspur, Dachsfährte gleicht der Dachshundfährte. Nur zeichnet sich der Ballen an den Seiten etwas breiter. Auch sind die Abdrücke der Zehen und langen Klauen an den Vorderfüßen besonders sichtbar. Wenn der Dachs trabt so schränkt er d. h. die Abdrücke der Vorder- und Hinderläufte stehen breit von einander. Wenn er flüchtig ist, so zeichnen sich alle 4 Läufte wie ein irreguläres Dreyeck.

großen weitläuftigen Bauen mehrmalen wiederhohlt werden muß, bis sie entweder laut werden, oder nach einigen wiederhohlten Versuchen die Zurückkehr in den Bau verweigern, welches letztere, wenn die Hunde, oder wenigstens einer davon, zuverläßig sind, einen Beweis giebt, daß der Dachs nicht einheimisch ist. Es giebt Hunde, die trotz aller Zuverläßigkeit die Gewohnheit haben, im Anfange nach einer kurzen Suche aus dem Bau zurückzukehren, dann sich zu lüften, nach dem Jägerausdruck zu lösen, mehrmahlen ein und auszufahren, und nun erst den ganzen Bau anhaltend zu visitiren. Man muß dergleichen Hunde nicht übereilen, sondern hin gehen lassen, bis sie von selbst des Suchens und Einfahrens müde werden, und man sich dadurch hinlänglich überzeugt hat, daß der Bau leer ist. Sobald die Hunde laut werden, hört man solche theils an den Röhren, theils über der Erde, wo man sich der Länge nach, das Ohr gegen den Boden gekehrt, hinlegt, ab, um den Ort auszumitteln, wo die Hunde vor dem Dachse liegen. Sobald man dieses mit Gewißheit ausgeforscht, und sich überzeugt hat, daß sie fortdaurend an einer und derselben Stelle laut bleiben, und mithin würklich vorliegen, schreitet man zum Graben. Man schlägt nähmlich vermittelst des Spatens, und es werden dazu, um geschwinder zum Zwecke zu kommen, zwey Arbeiter erfordert, einen viereckigten sogenannten Kasten, das heißt, eine viereckigte Grube 4 bis 6 Fuß ins Gevierte, unmittelbar über der Stelle, wo die Hunde liegen, in die Erde, und fährt damit so lange fort, bis man auf die Röhre kommt, in der die Hunde vorliegen, welches man an dem ungleich festeren Erdreich wahrnimmt. Man öfnet nun diese mit dem Spaten behutsam, um die Hunde nicht zu verletzen, nimmt sie auf, und räumt die Röhre völlig auf, um nun den Dachs selbst, welcher gewöhnlich in einer kleinen Entfernung davon liegt, habhaft zu werden. Um dieses zu bewerkstelligen, greift man entweder mit der Zange hinein und zieht den Dachs heraus, oder man steigt, sobald die Röhre völlig

lig aufgeräumt ist, aus dem Kasten, und weilt dort einen Augenblick, da dann der Dachs, sobald er das Tageslicht gewahr wird, von selbst aus der Röhre oder dem Kessel in den Kasten kommt, um sich hier einen Ausgang zu suchen. Sobald man ihn ansichtig wird, steckt man hinter ihm den Spaten vor die Oefnung der Röhre, um ihm die Rückkehr in solche zu verwehren, und tödtet *) ihn dann entweder in dem Kasten, oder will man ihn lebendig fangen, so ergreift man ihn mit der Zange, und läßt ihn in den Sack fallen, der unter ihm weit gröfnet hingehalten werden muß **). Obwohl nun dieses die Procedur im Allgemeinen ist, so darf man doch nicht glauben, daß man damit immer sogleich zum Zwecke kommt. Es gilt dies nur auf den Fall, daß die Hunde beym Aufsuchen des Dachses solchen entweder in dem Kessel antreffen, oder bis dorthin zurücktreiben, auf welchen Fall er, sobald man den Kasten durchgeschlagen hat, nach dem Jägerausdruck abgeschnitten ist. Oft ereignet es sich, daß der Dachs sich nicht sogleich bis zum Kessel, oder bis zum äußersten Ende der Röhre zurücktreiben läßt, sondern vielmehr den Kampf mit den Hunden in der Röhre, an

*) Daß der Dachs ein sehr zähes Leben hat, welches bey seiner dicken Haut und starkem Hirnschädel auch sehr erklärbar ist, habe ich bereits angeführt. Man muß sich daher, wenn er durch einen starken Schlag auf die Nase betäubt wird, und wie todt da liegt, nicht irre machen lassen. Man hüte sich ja ihn anzurühren, ehe man sich überzeugt hat, daß er wirklich todt ist. Er erhohlt sich oft plötzlich, und beißt dann fürchterlich um sich.

**) Ich habe einen hiesigen, bereits verstorbenen, Forstbedienten gekannt, der eine seltene Körperstärke besaß und jedesmal, wenn er einen Dachs ausgegraben hatte, ihm auf das Genicke trat, ihn dann mit ausgestrecktem Arm bey der Ruthe in die Höhe hob und in den Sack warf, wovon ich mehrmalen Augenzeuge gewesen bin.

an einem solchen Orte, wo er den Rücken frey hat, beginnt, und solchen so lange fortsetzt, bis man ihm durch das Graben nahe kommt, alsdann er gewöhnlich entweder seinen Rückzug nimmt, und tiefer in den Bau oder in eine Seitenröhre fährt, oder auch wohl die Hunde überrollt, und so zu entkommen sucht. In beyden Fällen ist die erste Arbeit vergebens erfolgt, und man muß aufs neue die Hunde abhören und abwarten, bis sie wiederum vorliegen. Es wird dann zum zweytenmale ein Kasten eingeschlagen, und wenn auch dieser Versuch misglückt, und der Dachs etwa nochmals entkommt, das Graben wiederum eingestellt, bis die Hunde den Dachs zu dem Kessel oder zum äußersten Ende einer Röhre getrieben haben, und er, wie vorhin gesagt, wirklich abgeschnitten ist. In großen weitläuftigen Bauen, und wenn man an ausgezeichnet starke wehrhafte Dächse, besonders an eine alte Dächsin kommt, dauert dieses oft einige Stunden, und man gräbt zuweilen zwey, drey, ja mehreremale fehl, ehe man den Dachs abzuschneiden das Glück hat *). Es giebt Hunde, welche, anstatt den Dachs beym Vorliegen von Zeit zu Zeit anzufallen, und mit ihm zu kämpfen, ihn aus Mangel an Herzhaftigkeit blos in einiger Entfernung bebellen; andere dagegen, die ihm aus übermäßiger Hitze und Bravour zu nahe und ununterbrochen auf den Hals rücken. Beydes taugt nicht. Im ersten

*) Ich bin einmal auf einem hiesigen Forstreviere in dem Fall gewesen, 27 Stunden auf einem Bau zuzubringen, ehe es mir glückte, den Dachs abzuschneiden, weil der Bau äußerst groß und weitläuftig war, ich mehrmalen fehl grub, auf große Steine gerieth, die weggeräumt werden mußten, und der Dachs am Ende so tief herabfuhr, daß der Hund zuletzt kaum hörbar war, so daß ich zuletzt, um den Hund, der nicht zurückkehrte, nicht im Stiche zu lassen, die Nacht auf dem Bau zubringen, und das Graben am andern Morgen fortzusetzen genöthigt war, wo ich ihn wirklich ausgrub.

ersten Fall bleibt der Dachs, wenn er nicht, in dem Kessel, sondern mitten in der Röhre angetroffen wird, daselbst, wie schon vorhin erwähnt worden, so lange, bis man ihm beym Graben auf den Hals kommt, und rückt dann weiter, oder er sucht, wenn er gleich wirklich im Kessel liegt, die Erde hinter sich wegzuscharren, und versetzt — verklüft sich nach dem Jägerausdruck oft dergestalt, daß die Hunde ihm gar nicht folgen können, so wie er sich denn dadurch bisweilen einen Ausweg in eine Seitenröhre verschaft, und so den Hunden entkommt. Dringen dagegen die Hunde ununterbrochen mit zu großen Ungestüm auf ihn ein, so rollt er sie gewöhnlich über, und entkommt gleichfalls, nicht zu gedenken, daß die Hunde bey solcher Gelegenheit oft sehr gefährlich geschlagen und verletzt werden. Die besten und zuverläßigsten Hunde sind die, welche beym Vorliegen des Dachs nur dann anfallen, wenn er entweder vor ihnen flieht, und zu entkommen sucht, oder wenn er, auf den Fall, daß er bereits wirklich abgeschnitten ist, zu scharren und zu graben anfängt, und die ihn dagegen, sobald er nicht gräbt, sondern stille liegt, blos bebellen, bis man ihnen durch Graben zu Hülfe kommt. Auf den freylich schlimmen Fall, daß der Dachs sich wirklich versetzt oder verklüft und vergraben hat, und man ihn bey Oefnung der Röhre, und nachdem man die Hunde aufgenommen hat, nicht findet, muß man die Röhre zu erweitern, die aufgewühlte Erde wegzuräumen, und nachzugraben suchen, auch die Hunde von Zeit zu Zeit zum Graben heranlassen, wodurch es zugleich glückt, daß man ihn auffindet. Hat er sich aber zu tief vergraben, oder sich durch das Graben einen Ausgang in eine Seitenröhre verschaft, so ist auf den ersten Fall der Versuch, ihn habhaft zu werden, mehrmalen fruchtlos; dagegen man ihn auf den zweyten Fall nochmals durch die Hunde, die man nun wiederum durch die Röhren in den Bau schickt, aufs neue aufspüren läßt, und dann das Graben wiederhohlt fortsetzt. Daß es bey dem Ausgraben des Dachses vorzüglich mit auf die Beschaffenheit des Baues

und des Erdreichs ankommt, und daß man bey niedrigen und nicht zu tiefen Bauen, und wenn noch überdem das Erdreich locker ist, früher und leichter, als bey weitläuftigen Bauen zum Zweck kommt, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Es giebt Baue, in denen die Röhren so tief gehen, daß man die Hunde, wenn sie wirklich vorliegen, gar nicht abhören kann, und es ist in diesen das Graben gar nicht zuläßig; andere, die auf der Oberfläche mit Gesträuche bestanden sind, welches mit der Art weggeräumt, die oft tief eindringenden Wurzeln ausgerottet werden müssen; andere die einen steinigen Boden haben, und wo man oft beym Graben auf große Steine kommt, die man mit Hebebäumen fortschaffen muß, und es ist einleuchtend, daß alle diese Umstände das Graben äußerst erschweren und mühsam machen. Sobald man den Dachs wirklich habhaft geworden ist, und ihn entweder getödtet oder lebendig gefangen hat, muß man die Röhre, damit solche nicht verschüttet, sondern offen gehalten werde, mit Holz bedecken, dann den aufgegrabenen Kasten, oder wenn man mehrere wegen der misglückten Versuche eingeschlagen hat, diese sämmtlich zuschütten und die Erde planiren, weil sonst die Baue verdorben, nach dem Jägerausdruck vergraben, dann aber von den Dächsen verlassen werden. Wenn man junge noch ungeübte Hunde an den Dachs bringt, muß man ihnen, wenn sie vorliegen, öfters durch diejenigen Röhren, wo man ihren Laut am stärksten vernimt, zurufen, und sie anzufeischen suchen, damit sie gewahr werden, daß der Jäger in der Nähe ist, und sie Hülfe zu erwarten haben, so wie man denn junge ungeübte Hunde anfangs nie in große und weitläuftige, oder solche Baue bringen muß, wo das Graben nach der Beschaffenheit der Baue und des Erdreichs mühsam ist, und lange währt, weil sie sonst, wenn es zu lange dauert, die Geduld verliehren, dagegen sie, wenn sie gewahr werden, daß man ihnen bald zu Hülfe kommt, nach und nach mehr Ausdauer erhalten und endlich gar nicht abziehen, bis man zum Zweck kommt.

Daß

Daß die Hunde bey dem Kampfe mit dem Dachs oftmals stark geschlagen und verwundet werden, ist sehr begreiflich. Man muß daher, sobald das Graben vorbey ist, die Wunden untersuchen, solche mit Essig auswaschen und reinigen, und die im ersten Theil unter dem Artikel von Hundekrankheiten, bey Wunden angeordnete Hülfsmittel anwenden. Um den Hunden nach dem Ausgraben Satisfaction zu geben, ist es nicht undienlich, sie, wenn der Dachs getödtet ist, heran zu lassen, da sie dann ihren Muth an ihm durch Zwacken und Zerren kühlen mögen. Einige Jäger haben die Gewohnheit, dem Dachse, wenn sie ihn lebendig fangen, die Fänge auszubrechen, ihn in einen Nothbau zu setzen, und dann die Hunde nochmals heranzulassen, welches nun freylich grausam, obwohl nicht ganz zwecklos ist. Das Dachshetzen, welches, wie man aus der Beschreibung sehen wird, im Grunde wenig Vergnügen gewährt, obwohl es besonders hier zu Lande nicht blos von Jägern, sondern auch von andern Landeseinsassen, des Gewinnes wegen, häufig exercirt wird, wird folgendergestalt bewerkstelligt. Der Hetzer verfügt sich im Spätherbst bey dunkler Nacht, mit einem Finder, wozu man einen gewöhnlichen Spitz oder Bauerhund abrichtet, und einem starken Hetzhunde, auf den Bau, und läßt dort den Finder an der Hauptröhre, wo der Dachs gewöhnlich aus- und einfährt, los, um den letzteren, welcher bey einbrechender Nacht seiner Nahrung nachgeht, aufzuspühren. So bald der Finder laut wird, eilt der Hetzer mit dem Hetzhunde hin, der ihn dann anfällt und tödtet. Es giebt in der hiesigen Provinz Dachshetzer, welche oft in einer Nacht mehrere Baue zu Pferde besuchen, und mit mehreren erbeuteten Dächsen zurückkehren, zu nicht geringem Mißvergnügen der Jagdliebhaber, die an dem Dachsgraben Vergnügen finden, und denen mehrmalen der Dachs, den sie gelegentlich bey einer anderen Jagd, oft heute auf dem Baue spüren, und den Tag darauf auszugraben gedenken, in der nähmlichen Nacht so zu sagen vor dem Munde fortgehetzt wird.

Das

Das Fangen des Dachses mit Schlagbäumen kann den Liebhabern nicht vollständig versinnlicht werden. Ich begnüge mich daher blos anzuführen, daß der Schlagbaum eine Art von Falle ist, die man vor der Röhre aufrichtet, und die dergestalt eingerichtet ist, daß der Dachs, wenn er aus der Röhre geht, und das Schnellholz berührt, von dem aufgestellten Schlagbaume bedrückt und festgehalten wird.

Die Dachshaube wird von starkem Bindfaden um einen eisernen Ring — der dazu dient, daß der Dachs nicht durch die Haube durchfahren kann — dergestalt gestrickt, daß mit 10 Maschen von der Weite, wie sie im Haasengarne sind, angefangen, und immer eine Masche zugegeben wird, bis die Haube die Länge von etwa 5 Fuß hat. In dem weitesten Ende wird eine starke lange Leine eingezogen, die Haube dann zur Nachtzeit, wenn der Dachs den Bau verlassen hat, mit dem Ende, an dem der Ring ist, in der Hauptröhre, wo man seinen Aus- und Eingang aufgespüret hat, hineingesteckt, das weiteste Ende mit einigen hölzernen Heften sehr los auseinander gebreitet, die hier durchgezogene Leine aber, in einiger Entfernung, an einem Baume befestigt. Man läßt nun den Dachs mit Hunden aufspüren, um ihn nach dem Bau, an dem man sich ohnweit der Röhre anstellt, zurückzutreiben, thut auch wohl, wenn man ihn hier bey etwaniger Mondhelle ansichtig wird, einen Schreckschuß, damit er desto schneller in die Röhre fahre. Sobald dies geschieht, zieht die am weitesten Ende befindliche Leine die Haube zu, und der Dachs ist gefangen. Da sich in großen Bauen oft mehrere Dächse aufhalten, so stellt man die Haube, sobald man sich des gefangenen Dachses bemächtiget hat, wiederum auf, und läßt nochmals mit den Hunden spüren, um auf diese Weise noch einen zweyten zu fangen; die übrigen Röhren müssen entweder verstopft, oder, wenn mehrere Hauptröhren sich finden, auch mehrere Hauben aufgestellet werden. Man kann sich in Ermangelung einer Haube auch eines gewöhnlichen Sackes zu diesem

Fange

Fange behlenen, und solchen auf die nähmliche Art aufstellen. Zu dem Dachsfange mit Eisen bedient man sich des gewöhnlichen Teller- oder Treteisens, über dessen Einrichtung und Gebrauch bey der Fuchsjagd das mehrere vorkommen wird.

Man legt dieses Eisen, nachdem es vorher mit Fichtentanger, oder auch Eichen-, oder Haselaub, sonst aber mit keiner anderen Witterung abgerieben (verwittert) ist, ohne weitere Körrung vor die Haupröhre, bedeckt es leicht mit Erde und Laub, und befestigt es am Boden, wo man es etwas tief einlegt, mit einer kurzen Kette, damit der Dachs nicht mit dem Eisen in die Röhre fahre. Er fängt sich, wenn man das Eisen mit der nöthigen Vorsicht gelegt hat, in solchem gar leicht und weit eher als der Fuchs. Die Nebenröhren müssen bey diesem Fange ebenfalls verstopft werden. Die Schlingen, deren man sich zum Dachsfange bedient, werden von starkem geglüheten Drahte verfertiget, und zur Nachtzeit, wenn der Dachs den Bau verlassen hat, vor der Haurpröhre aufgestellt.

Um den Dachs auf dem Anstand zu schießen, muß man sich zuerst durch tägliches Verspüren der frisch befahrnen Röhren genau unterrichten; wo der Dachs am mehresten aus- und einfährt *). Man bereitet dann auf einem etwa 20 höchstens 25 Schritte vom Baue — wenn kein Baum in der Nähe ist, auf einem zu diesem Behuf eingegrabenen hohen starken Pfahle — einen Sitz (Kanzel) der mit Strauchwerk verhängt und so angelegt seyn muß, daß man alle frisch ausgeführte Röhren übersehen kann, und lauert dem Dach-

*) Man muß beym Verspüren jedesmal die frische Spur mit Strauchwerk verstreichen. Einige Jäger stecken, wenn der Boden sehr hart ist, dünne trockene Grasschmielen vor die Röhre, um an diesen das Aus- und Einfahren des Dachses zu erkennen, und es ist dies allerdings sehr zweckmäßig.

Dachse hier beym Einbruche einer mondhellen Nacht auf. Sobald man an dem Gepolter in der Röhre wahrnimmt, daß der Dachs im Begriff ist auszugehen, macht man sich schußfertig, drückt aber, wenn er heraus kommt, nicht eher los, als bis er erst einige Schritte vom Baue ab ist. Wenn man ihn nicht gut faßt, so fährt er oft, selbst tödtlich verwundet, wieder in den Bau zurück und geht nicht selten verlohren.

Der Otter (Lutra).

Naturgeschichte.

Linné setzt den Otter in die dritte Ordnung der Säugethiere, wo er ihn unter dem Geschlecht der Wiesel aufführt *), und drey Arten davon angiebt, den Meerotter (mustela lutris), den Flußotter (mustela lutra), und den Sumpfotter (mustela lutreola). Andere Naturkündiger, und so auch zum Beyspiel Goeze, führen ihn unter der dritten Ordnung der Säugethiere, den Raubthieren, als eigene Gattung auf. Die Gründe, welche Goeze über diese Abweichung anführt, will ich mit seinen eigenen Worten hersetzen. „Obgleich unser Linné, sagt er in seiner europäischen Fauna, die Otter mit unter die Wieselgattung „gebracht hat, so kann ich mich doch nicht überreden, daß „sie dazu gehören. Sie haben zu ausgezeichnete Unterscheidungsmerkmale, und daher will ich sie lieber als eine eigene Gattung ansehen. Die Aehnlichkeit mit den Wieseln ist zu klein, sie deshalb in diese Gattung aufzunehmen, „aber die Unterscheidungsmerkmale um desto auffallender,

„um

*) Linné ist indessen selbst zweifelhaft, ob er den Otter zu dem Wieselgeschlecht zählen soll.

„um sie davon abzusondern. Die Ottern halten sich beständig im Wasser auf — Sie schwimmen über und unter dem Wasser, können selbst auf dem Bette des Flusses im Wasser wandern — und sind sowohl an den Vorder- als Hinterfüßen mit einer Schwimmhaut versehen.

„Sie leben hauptsächlich von Fischen — sie klettern nicht auf die Bäume und leben nicht in den Häusern wie die Wiesel. Sie haben keinen krummen Buckel und springen nicht wie jene mit gerade ausgestrecktem Schwanze. Der Kopf ist viel dicker als bey den Wieseln, und die Zunge voll fleischichter Stacheln.

„An beyden Seiten haben sie nur 5 Backzähne — in allem 36. Die Wiesel 34. Gründe — Merkmale genug! sie von den Wieseln zu unterscheiden und als eine besondere Gattung anzusehen. Die mehresten Naturkündiger geben zwey Arten: den Flußotter und den Sumpfotter an.

1. Der Flußotter (Lutra vulgaris).

Der Flußotter sonst Fischotter, gemeiner Fischotter, Landotter, großer Otter, Fischdieb, Fischottermarder, hier zu Lande schlechthin Otter genannt, hat in Ansehung seiner Gestalt viel eigenthümliches *) und es

*) Die vollständigste Nachricht über den Flußotter findet man in folgenden Schriften:
Buffon hist. nat. VII. 134.
Pennant hist of Quadr. Ueberf. von Bechstein II. 401.
Bechsteins gem. Naturg. Deutschl. N. A. I. 802.
von Schrebers Säugeth. III. 457.
von Zimmermanns geogr. Zoologie I. 276.
Donndorfs zool. Beyträge I. 280.

Gen

es dürfte seine von mehreren Schriftstellern angegebene Aehnlichkeit mit einer Wasserratte wohl nicht begründet werden können. Seine Länge, wohl bemerkt, die eines alten starken Otters, beträgt mit Inbegrif des Schwanzes, der halb so lang als der Körper ist, 4 Fuß, seine Höhe 1 Fuß 2 Zoll, sein Gewicht 30 bis 40 Pfund. Der sonderbar gestaltete Kopf, den der Otter immer gesenkt trägt, ist nach Verhältniß seines Körpers klein und platt, die Schnauze wie die Nase *) stumpf, breit und kurz, die Oefnung des Mauls klein, die dicken aufgeworfenen Lippen mit starken Muskeln versehen, um das Maul, wenn er unter Wasser ist, fest verschließen zu können. Am Maule, und zwar an jeder Seite der Schnauze, ein Knebelbart von vielen 3 Zoll langen silbergrauen steifen Borsten. Sein dem Marder ähnliches Gebiß ist äußerst scharf und gefährlich. In beyden Kinnbacken, von denen der untere schmäler und kürzer als der obere ist, und an dem ebenfalls über den Ecken des Mauls wie nahe an dem Augenwinkel, einige Borstenhaare stehen, befinden sich 6 Vorderzähne, wovon die mittelsten kleiner als die äußersten sind, auch derjenige, der zwischen den mittelsten und äußersten auf jeder Seite in der untern Kinnlade befindlich ist, weiter einwärts stehet; dann zwey längere gekrümmte, und nach innen zu gezackte Eckzähne, auch in beyden Kinnladen auf jeder Seite 5 spitzige Backzähne, die der Figur nach mehr den Backenzähnen des Hundes als des Dachses gleichen, von denen die vorderen drey, in der oberen Kinnlade, einfach und klein sind, der lange

Boeje's Fauna I. 325.
von Wildungens Neujahrsgeschenk aufs Jahr 1798. 40.
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte von G. F. D. a. d. Winkel III. 37.

*) Wenn der Otter sich unter Wasser befindet, so streckt er dann und wann die Nase etwa einen Finger breit aus dem Wasser und hohlt mit einem starken Brausen Athem.

lange breite vierte Zahn auswendig drey ungleiche Zacken hat, der fünfte, etwas kleinere, breit, in der Mitte vertieft, und mit vier Ecken versehen ist, und wobey noch bemerkt werden muß, daß der erste Zahn auf jeder Seite des einen Kinnbackens den ihm im anderen Kinnbacken gegenüberstehenden, selbst bey zugemachtem Maule, nicht berühret. Die Augen sind klein, braun und nahe an den Ecken des Mauls, die Ohren sind kurz, fast rund, und stehen niedriger als die Augen; der Hals ist kurz und so dick, daß er von dem übrigen Körper fast nicht zu unterscheiden ist, welches ihm ein unförmliches Ansehen giebt. Der Leib ist wie bey dem Dachse langgestreckt; der Schwanz (Ruthe), den er immer schief, auf die linke Seite gekrümmt, an sich zieht, und der den Boden berührt, am Ursprunge dick, und gegen das Ende spitzauslaufend. Die Beine sind dick und noch kürzer wie bey dem Dachse, mit fünf Zehen ohne Daumen versehen und mit scharfen Klauen bewaffnet, die an den Vorderfüßen länger und spitziger, als an den Hinterfüßen sind. An beyden sind die Zehen, welche an den Vorderfüßen unbehaart sind, mit einer Schwimmhaut verbunden, daher er eben so hurtig schwimmen als laufen kann. An den Hinterfüßen ist dieses Häutchen etwas länger, als an den Vorderfüßen, weil die Zehen an den Hinterfüßen in der Länge mehr Ausdehnung haben. Man bemerkt an dem Flußotter zweyerley Haare, einige steif und lang, andere zart und weich wie Seide. Die längsten sind von der Wurzel bis zur Hälfte ihrer Länge grauweißlich, von da ab bis zur Spitze hellglänzend braun; überhaupt ist die Farbe seiner Haare am Oberleibe kastanien-, an den Beinen licht kaffeebraun, an der Kehle, Brust und Bauche graulich. Im Winter ist die Farbe der Haare dunkler, wie im Sommer, im Alter gelblicher und der Kopf grau. An der Nase und unter dem Kinne finden sich einige lichte Flecken. Sonderbar ist es, daß die dichten glänzenden Haare, welche übrigens in einer Haut sitzen, die so dick und fest ist, daß kein Hund solche durchzubeißen vermag, daß diese Haare

nur bey Verwundungen, oder wenn das Thier getödtet ist, Wasser annehmen; daher der Otter, wenn er gleich aus dem Wasser kommt und in der Sonne läuft, wie Silber glänzt. Seine Haut (Balg) ist übrigens ohne kennbare Näthe, *) außer daß von dem Haarwirbel auf der Spitze der Nase eine Theilung nach der Stirne, und eine auf jeder Seite von da nach dem Auge läuft. Nach Bechstein ist seine Electricität außerordentlich, und übertrifft fast den Balg der wilden Katze, und die Jäger sollen, wie er und auch andere Schriftsteller versichern, das Thier, wenn es des Nachts durch das Wasser schwimmt, an seinem leuchtenden Körper entdecken können, eine Erfahrung, die ich indessen eben so wenig, wie andere Jäger der hiesigen Provinz, bey denen ich hierüber Nachfrage hielt, gemacht habe. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch seinen schlankern Wuchs und eine hellere Farbe. Es hat vier Brüste am Unterleibe, und unter dem Geschlechtsgliede eine Falte, welches die Gestalt eines Sackes hat. Die Lebensdauer des Fischotters soll sich bis auf 16 Jahre erstrecken.

Goeze hat bey der Zergliederung dieses Thieres folgendes bemerkenswerth gefunden. Zuvörderst die Einrichtung der Kinnladen und des Gebisses, nach welcher die Köpfe der Unterkinnlade von den Pfannenwänden, in welchen sie sich bewegen, so fest eingeschlossen sind, daß sich die Kinnlade nicht vorwärts herausbewegen, oder herausfallen, sondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegt werden kann; weiter die bereits angemerkte Dicke und Festigkeit seiner Haut; ferner, daß der Magen, wie ein Menschenmagen, starke Fibern hat und fast immer mit Fischgräten

*) Bey mehreren behaarten Thieren begegnen sich die Haare auf dem Rücken, an den Füßen ꝛc. in ihrer Richtung mit den Spitzen, und bilden erhabene Streifen, die die Haut gleichsam zu zertheilen scheinen, und die man Näthe nennt. — Sie sind vorzüglich bey den Hunden kennbar.

gräten angefüllet ist; daß die Lunge, wie bey dem Biber, sieben Lappen hat, von denen 6 gleich groß sind, der siebente aber klein ist; daß die Nieren aus 12 — 13 abgesonderten Stücken bestehen, in deren jedes ein Ast der ausführenden Gefäße eingemündet ist, und daß die Nebennieren so groß und roth wie Erdbeeren sind. In einem Männchen fand Goeze am Ende des Mastdarms zwey längliche Bläschen mit einer stinkenden Feuchtigkeit, die wie fauler Käse roch, mit den Bläschen aber an der Luft getrocknet, einen angenehmen Bisamgeruch bekam. *) Am meisten war es Goeze, wie er anführt, darum zu thun, die Ursache zu entdecken, warum sich das Thier so lange unterm Wasser halten könne, und es ist wohl der Mühe werth, die von ihm hierüber gemachten Bemerkungen der Länge nach herzusetzen.

„Bekanntermaaßen, sagt er, haben die Amphibien „eine ovale Oeffnung des Herzens, da das Blut, wenn „es nicht mehr durch die Lunge gehen kann, aus der lin„ken Herzkammer in die rechte übertritt, und das Thier „deshalb doch, ohne durch die Lunge Athem zu schöpfen, „unter dem Wasser leben kann. Der Mensch ist schon im „Mutterleibe mit diesem Foramen ovale versehen. Eine „große Wohlthat des Schöpfers, für unsere künftige Si„cherheit in Wassersgefahren zu sorgen. Allein da die „mehresten Kinder von Kindheit an nicht mehr zum Un„tertauchen und Schwimmen gewöhnt werden, so ver-

 „wächst

*) Murali, ein berühmter Zergliederer, nach dessen Anweisung Goeze, wie er sagt, die Zergliederung unternahm, ist der Meynung, daß diese stinkende Materie vielleicht die Fische herbeylocke. Auch bemerkt er noch einige Merkwürdigkeiten, die er bey Zergliederung eines Männchens vorfand. Die Hoden hiengen, wie bey den Hunden, außerhalb dem Leibe. Die Ruthe war einen Finger lang am Ende gleichsam getheilt, umgebogen, und mit einem knorplichen Wesen umzogen; bey dem Weibchen fand Murali die äußerlichen Theile der Geburtsglieder wie beym Menschen beschaffen.

„wächst diese Oeffnung, und wird ihnen nichts mehr nu„ze. Menschen hingegen, deren Kinder vom Anfange „an wieder unter Wasser gehalten werden, als Halloren „und Taucher, behalten diese Oeffnung als eine Wohl„that wider das Ersaufen. Es setzt sich ein Wulst her„um, der sie verschließt und öffnet, so oft sie in der Lage „sind, eine Zeitlang unter Wasser zu bleiben. Dies ist „der Fall bey unsern Fischottern. Sie hat vier dergleichen Oeffnungen, die aber so wohl geschlossen sind, daß „man sie nicht eher zu Gesicht bekommt, als bis man „aus der rechten Herzkammer die linke aufbläst, da sich „die erste kleine zeigt. Zwo andere liegen am Ende „der oberen Hohlader, und die vierte am Oberrande des „rechten Herzohres, dicht am Ende der untern Hohlader. „Es ist dies der Anfang einer Höhlung, die wohl einen „Viertelzoll weit ist, worin sich alle Kronadern der rech„ten Herzkammer ausleeren. Denn wenn diese Höhlung „aufgeblasen wird, so dringt die Luft in das linke Ohr. „Welche Weisheit in diesem Bau! dadurch erklärt es „sich, warum der Fischotter so lange unter Wasser blei„ben kann, da der Meerotter *) kaum zwo Minuten „darunter aushält, weil ihm diese Oeffnung fehle.

„Dessen ungeachtet behaupten einige, unser Flußotter „könne sich nicht lange unterm Wasser halten. Trüge sich „es zu, daß er bey Verfolgung eines Fisches in eine Fisch„reuße mit dem Kopfe geriethe und stecken bliebe, so sey „es gleich um sein Leben geschehen, weil er nicht einmal „so lange lebe, daß er Zeit habe, die Reuße zu zerbeißen „und sich loszumachen. **) Allein dies ist nicht dem „Mangel der Luft zuzuschreiben, sondern der Otter hat „sich

*) Der Meerotter ist nur in Nordamerika und an der Nordasiatischen Küste einheimisch. A. d. V.

**) Dies behauptet unter andern Büffon in seiner Naturgeschichte. A. d. V.

„sich in der Reuße, wenn der Kopf durchgeschlüpft ist, „mit dem Halse so fest geklemmt, daß er ersticken muß.“

Der Flußotter wählt sich zu seinem Wohnort die Ufer der Flüsse, und vorzüglich der Forellenbäche. Er gräbt sich zwar nicht gleich dem Dachse künstliche Baue, wohl aber erweitert er die sich an den Flüssen und Bächen unter den Ufern, auch unter den Wurzeln der Bäume vorfindenden, vom Wasser ausgeschwemmten Höhlen und Löcher, und bereitet sich dort eine Wohnung dergestalt, daß er die Löcher von unten auf nach der Oberfläche der Erde zu ausgräbt, um eine trockene Lagerstäte zu erhalten. Ihre Baue haben eine Tiefe von 4 Fuß. Die Eingänge sind aber, aus der vorangezeigten Ursache, nicht über der Erde, sondern sie fahren in solche unter dem Ufer von unten nach oben hinein. Sie wechseln übrigens ihre Wohnplätze, je nachdem sie hier oder dort einen größeren Vorrath von Fischen antreffen, von denen sie einen Vorrath in die Baue schleppen, daher man letztere an dem sich hier verbreitenden widrigen Geruch entdeckt. An den Teichen und kleinen Gewässern halten sie sich selten auf, aus Furcht dort eher entdeckt zu werden. Daß sie, wenn sie in der Nähe der Flüsse leere Dachs- oder Fuchsbaue antreffen, solche beziehen und zu ihrem Wohnort wählen sollten, wie einige Schriftsteller versichern, will ich zwar nicht geradezu bestreiten, obwohl ich solches aus selbst gemachter Erfahrung auch nicht bezeugen kann.

Sie nähren sich einzig und allein von Fischen, Krebsen, Fröschen und Wassermäusen, jedoch sind die Fische, und unter diesen die Forellen, ingleichen die Krebse ihre liebste Nahrung. Um die Fische zu erhalten, schwimmen sie entweder dem Strohme oder Winde entgegen, und bleiben so lange unter Wasser, als sie es nur immer aushalten können, *) oder sie besuchen die in der umliegenden Gegend oft

*) Daß sie nicht lange unter Wasser bleiben können, ohne Luft zu schöpfen, weil ihnen, wie einige Schriftsteller behaupten, die ovale

oft auf eine und mehrere Meilen in die Runde befindlichen Teiche, und richten dort großen Schaden an. Oft lauern sie auch den Fischen auf den in den Bächen hervorragenden Steinen oder Baumstöcken auf, und schießen, sobald sie ihren Raub gewahr werden, wie ein Pfeil ins Wasser, um solchen habhaft zu werden.

Die kleinen Fische verzehren sie im Wasser mit herausgestrecktem Kopfe ganz, die großen aber schleppen sie an das Land und fressen nur das Fleisch, lassen aber Kopf und Gräten liegen. Im Winter gehen sie durch die in das Eis gemachten Oeffnungen, hier zu Lande Wuhnen genannt, unter das Wasser zum Fischen, welches sie an Oertern, wo sie nicht gestöhrt werden, auch bey Tage, sonst aber gewöhnlich zur Nachtszeit bey hellem Mondschein treiben. Daß sie den Krebsen häufig nachstellen, wird man unter andern an ihrem Unrath (Losung) gewahr, der fast immer Ueberbleibsel von Krebsschaalen enthält. Sie entledigen sich ihres Unraths stets außer dem Wasser, vermuthlich um nicht von den Fischen gewittert zu werden. In Nordamerika sollen sie, wie Schriftsteller und Reisende versichern wollen, auch die Biber anfallen, diese Kühnheit aber, da letztere ihnen überlegen sind, gar oft mit dem Leben bezahlen. Ob sie im Nothfall auch Gras und Baumrinden fressen, wie mehrere Schriftsteller anführen, lasse ich dahin gestellt seyn. Goeze bemerkt in seiner europäischen Fauna, es sey dies wider die Natur dieses Thieres, dem es ohnehin wohl nie an Fischen zu seiner Erhaltung fehlen könne. Er ist daher der Meynung, daß sie das Gras und die Baumrinden nicht sowohl als Nahrung, sondern, wie andere Thiere, zur Reinigung des Magens fressen, welches wohl allerdings sehr wahrscheinlich ist. Ihre Begattungszeit (Ranzzeit) fällt in den Monat Februar, wo sie sich des Nachts durch ein

ovale Oeffnung der Amphibien zwischen den Herzkammern fehlt, hat Goeze, wie vorerwähnt, gründlich widerlegt.

ein lautes Pfeiffen, welches wie das Pfeiffen eines Menschen klingt, locken und zusammenrufen. Das Weibchen trägt 9 Wochen, und wirft dann 3 bis 4 Junge, die blind zur Welt kommen, und gleich dem Hunde erst den neunten Tag das Gesicht erhalten. Ungeachtet sonst selbst häßliche Thiere in der ersten Jugend ein leidliches, oft nicht unangenehmes Ansehen haben, so ist dieses bey dem Flußotter gerade umgekehrt. Ihre Jungen sind häßlicher, als die Alten, ihr unförmlicher Kopf, ihre niedrig sitzenden Augen, ihr finsteres Ansehen, ihre verkehrten seltsamen Bewegungen, ihre durchaus unedle mißgestaltete Figur, ihr maschinenmäßiges unaufhörlich wiederholtes Geschrey, alles scheint, wie Büffon sagt, ein überaus dummes Thier anzukündigen.

Das Haar der Jungen ist beynahe ganz schwarz, wird aber nach und nach heller und gelblicher. Das Weibchen säugt die Jungen an seinen Brüsten auf, und führt solche nach einigen Wochen zum Fischfang an. In zwey Jahren sind sie völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung tauglich. Ungeachtet sie jung gefangen schwer aufzubringen sind, so sollen sie doch, wie mehrere Schriftsteller und unter andern auch Bechstein und Goeze versichern, wovon ich aber keine Erfahrung gemacht habe, einer solchen Zähmung fähig seyn, daß man sie zum Fischfange abrichten kann. Man giebt ihnen bey der Zähmung Milch und Brodt, hinterher aber Fische. Um sie zum Fischfange abzurichten, werden sie anfangs in einen Kübel mit Wasser gesetzt und einige lebendige Fische hineingelassen, da sie denn ihre von der Natur erhaltene Gabe, Fische zu fangen, ausbilden und in Uebung bringen. Herr von Wildungen erwähnt in seinem Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1798 eines zahmen Fischotters, den er selbst besitzt. „Der „meinige, sagt er S. 48, dessen ich oben erwähnte, ist nun „3 Monate alt. Er folgt jedem, der ihn zu sich lockt, scherzt „und spielt wie ein junges Kätzchen, ohne die mindeste Falsch„heit zu verrathen, trollt possirlich Trepp auf, Trepp ab, wech-

„wechselt aus einem Zimmer ins andere, und lebt mit mei„nen Hunden so einig, als ob sie seines gleichen wären. „Wenn man ihm schmeichelt, legt er sich flugs auf den Rü„cken und kikkert ganz fein, wie ein junger Vogel. Nur „dann, wenn man ihm seinen Fraß nehmen, oder irgend „ein Caro sich dabey zu Gast bitten will, beißt er mit ganz „eigenen Tönen des Unwillens um sich, und eilt mit seiner „Beute in den nächsten Winkel. Hoffentlich wird meine Be„mühung, diesen ungewöhnlichen Hausgenossen noch mehr „zu humanisiren, nicht mißlingen, und vielleicht glückt mir „dieses in eben dem Grade, wie jenem polnischen Edelman„ne, der nach Goeze's Erzählung den seinigen so trefflich „dressirt hatte, daß er alle seine Habseligkeiten bewachte, sich „auf ein gegebenes Zeichen ins Wasser stürzte und Fische für „die Küche herausholte, auch mit den Hunden auf die Jagd „auszog und die geschossenen wilden Enden apportiren half. „In Schweden soll man sich wirklich zahmer Fischottern be„dienen, um die Fische ins Netz treiben zu lassen, und der „14te Band der schwedischen Abhandlungen enthält eine eige„ne Anweisung über die Art die Fischottern lebendig zu „fangen und sie abzurichten, daß sie Fische bringen „müssen."

Der Flußotter hat viel eigenes in seinem Naturel und Lebensart. Im wilden Zustande ist er äußerst menschenscheu, und kann mit seinem scharfen Gesicht und Geruch einen Menschen oder Hund auf einer weiten Entfernung wittern, da er denn gleich in seine Höhle oder unter Wasser schlüpft. Gegen die Hunde vertheidigt er sich mit einer außerordentlichen Wuth, und beißt fürchterlich um sich, dagegen die Hunde ihm wegen seines starken festen Balges wenig anhaben können. Er sonnet sich gern auf Steinen und Baumwurzeln, und geht die ersten selten vorbey, ohne seine Losung darauf zu setzen. Wenn die Fische vor ihm unter die Ufer, Steine oder Baumwurzeln flüchten, so schlägt er mit seinem dicken Schwanze ins Wasser, und sucht sie dadurch aus ihrem Zufluchtsorte zu treiben. Im Frühjahre

soll

soll er Vorempfindungen vom hohen Wasser und Ueberschwemmungen haben, und sein Lager allezeit erhöhen, wenn der Strohm anschwellen will. Wenn er große Fische verzehrt, soll er, nach der Behauptung einiger Naturkundiger, dies stets mit verschlossenen Augen thun.

In Europa ist der Flußotter allenthalben von Norwegen und Schweden bis nach Italien verbreitet. Er findet sich außerdem in Nordamerika, auch in Asien, wo er sich häufig in den Ströhmen von Siam aufhält.

Welchen Schaden er in den Fischteichen anrichtet, und wie gefährlich er den Fischen überhaupt, ingleichen den Krebsen ist, ist bereits angeführt. Der Nutzen dieses Thieres ist aber dagegen auch nicht gering. Aus seinem Balge werden schöne Müffe, — Strümpfe, Schuhe u. s. w. verfertigt, wozu die, so aus Canada kommen, und wegen ihrer glänzenden Farbe Spiegelottern genannt werden, am tauglichsten sind. Auch zu Jagdtaschen sind sie, da sie keine Näsfe zulassen, anwendbar. Aus den Haaren verfertigt man Malerpinsel und Hüte, welche letztere die Castorhüte noch übertreffen sollen, wiewohl Savary dies in seinem Dictionnaire de Commerce Tome II. p. 195. nicht einräumen will. Selbst das an sich thranichte widrige Fleisch dieses Thieres wird von den Köchen durch eine künstliche Zubereitung genießbar gemacht, und in katholischen Ländern, wo es, weil das Thier sich von Fischen nährt, zu den Fastenspeisen gerechnet wird, genossen.

---

2. Der Sumpfotter. (Lutra minor.)

Der Sumpfotter, sonst auch Krebsotter — Sumpfottermarder — Steinhund — Nörz — kleine Otter — kleine Flußotter — Wasserwiesel — Nörzwieselein — Modermarder — Minz — Menk — auch Schuppotter genannt, ist in hiesiger Provinz nicht einheimisch.

misch. Nach der Beschreibung und Angabe mehrerer Schriftsteller *) unterscheidet er sich von dem ersteren durch folgende Merkmale: Er ist zuvörderst weit kleiner, etwa von der Größe eines Marders, und seine ganze Länge beträgt noch nicht 2 Fuß. Der Schwanz ist nicht halb so lang, rund, gegen das Ende platt und völlig kahl. **) Obwohl er im Körperbau dem vorigen ziemlich ähnlich ist, und seine Füße, wie bey dem vorigen, mit einer Schwimmhaut verbunden sind, so weicht er doch hinwiederum von diesem darin ab, daß sein Kopf platter, die Schnauze länglicher ist, oben nur 4 Backzähne, das Fell schwärzer, als bey dem andern, die Schwimmfüße haarig und breit, die vordern länger, als die hintern, Maul, Kinn und Spitze der Schnauze weiß. Er hält sich, wie der vorige, an den Ufern der Flüsse und Bäche, besonders in kleinen stillfließenden Gewässern, vorzüg-

*) Unter diesen verdienen vorzüglich nachgelesen zu werden:
Buffon hist. nat. Uebers. von Otto XVI. 59.
Pennant hist. of. Quadr. Uebers. von Bechstein II. 404.
Bechsteins gem. Naturg. Deutschl. N. A. I. 838.
v. Schrebers Säugeth. III. 462.
v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 278.
Goeze's Fauna I. 341.
Vogelsens Tagebuch seiner Reisen durch das Russ. Reich. I. 176.
Donndorfs zool. Beytr. I. 284.
v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1799. S. 11.
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdbesbachter von G. F. D. a. d. Winkel. III. 68.

**) Nach der Beschreibung anderer Naturkundiger ist der Schwanz im Gegentheil hinterwärts zugespitzt, und die Schwanzhaare länger und schwärzer, als bey dem andern. Da diese Otterart sich hier zu Lande nicht vorfindet, so kann ich nicht entscheiden, welche Beschreibung hier die richtigste ist. — Auch Herr von Wildungen hat eine Beschreibung davon in seinem Neujahrsgeschenke für das Jahr 1799 und zwar nach dem Leben geliefert, die also wohl die richtigste seyn dürfte.

zäglich gern in sumpfigen, morastigen und waldichten Gegenden, mehr in hohlen Bäumen, als in Erdhöhlen auf, pflanzt sich, so viel man bis jetzt entdeckt hat, wie jener fort, und nährt sich außer den Fischen und Krebsen, die er noch mehr wie der andere liebt, von Fröschen, Wasserkäfern und Schildkröteneyern. Auch den Wasserratten soll er nachstellen. Auf den Teichen und Flüssen soll er, nach Bechstein und andern Schriftstellern, den Gänsen, Enten und andern Wasservögeln nachgehen, ja sich sogar des Nachts in die Hühnerhäuser einschleichen, die Hühner todt beißen, und ihnen das Blut aussaugen. Goeze vermuthet aber, daß dies eine unerwiesene Sage und er hier mit dem Iltis verwechselt sey. — Wenn er gereizt wird, soll er einen unerträglichen Gestank von sich geben. Sein Vaterland ist in beyden Welten. In Europa wohnt er vorzüglich in den Sümpfen, in Finnland und Rußland, auch, wie man sagt, in Pohlen, obwohl von dort aus, meines Wissens, keine Bälge dieses Thieres hieher gebracht werden. In Deutschland ist er selten, doch soll er zuweilen bey Göttingen an der Leine angetroffen werden, wo man ihn unter dem Nahmen Steinhund kennt. In hiesiger Provinz habe ich ihn, wie vorerwähnt, nie angetroffen. Sein Balg ist von geringerem Werth, als des vorigen, und wird zu Mützenbrämen und Westenüberzügen gebraucht.

Jagd.

Der Flußotter und so auch der Sumpfotter wird theils geschossen, theils mit Teller-, auch Stangeneisen — ingleichen mit Fallen und Netzen gefangen. Um ihn zu schießen, muß man ihn entweder, wenn er sich auf den Steinen und Baumstöcken sonnet, unter Wind anzuschleichen suchen, welches aber bey seinem scharfen Gesicht und Geruch, und da er äußerst scheu ist, bey alten Ottern selten gelingt, oder man spürt ihm im Winter auf den Bächen und

Flüssen

Flüssen nach. Seine Fährte gleicht einer Dachsfährte, nur mit dem Unterschiede, daß die Ballen nicht wie bey dem Dachse kennbar sind, dagegen sich die Schwimmhaut zwischen den Zehen fast den Gänsefüßen gleich mit ausdrückt. Es stehen immer zwey und zwey Tritte neben einander; auch ist die herabhangende Ruthe im Schnee deutlich zu spühren, mit der sie dagegen im Sande, gleich dem Fuchse, die Fährte hinter sich zustreichen. Wenn man ihn nun solchergestalt sowohl an der Fährte, als an der Losung frisch spührt und gewahr wird, daß er in eine Wuhen unter Wasser zum Fischen gefahren, nach dem Jägerausdruck ins Wasser gestiegen ist, so stellt man sich dort zur Nachtzeit bey Mondenhelle auf eine Schußweite von dem Einstiege an, und lauert ihm bei der Rückkehr, die oft, wenn er einen großen Fisch gefangen hat, sehr bald erfolgt, auf. Man muß dabey den Wind sehr genau in acht nehmen, und sich sehr vorsichtig anstellen, um nicht von ihnen entdeckt zu werden. Wenn er nicht auf der Stelle erlegt, sondern blos verwundet wird, so fährt er gemeinhin gleich nach dem Schuß wieder ins Wasser, sinkt dort unter und kommt nicht wieder in die Höhe, sondern friert unterm Wasser an, daher man sehr genau und nie anders als auf den Kopf abhalten, auch den Otter erst ganz auf das Trockene lassen muß, ehe man losdrückt. Zuweilen entdeckt man ihn zufällig in den Flüssen, wenn er die Nase herausstreckt, um Luft zu schöpfen. Der Schuß ist aber, weil man nichts weiter als die Nase, oft kaum einen Fingerbreit außer Wasser, gewahr wird, mißlich, und man muß einen Kahn bey der Hand haben, um sich seiner, sobald er stark verwundet aufschwimmt, zu bemächtigen, welches oft in einer weiten Strecke von dem Orte, wo er den Schuß erhielt, oft erst in einigen Stunden nach dem Schusse erfolgt. Wenn man ihn nicht gleich, sobald er aufschwimmt, habhaft wird, so sinkt er vermöge seiner Schwere wieder unter, beißt sich auch wohl unterm Wasser an Baumwurzeln an, und kommt nicht wieder zum Vorschein. Um den Jagdliebhaber den Otterfang mit dem

dem Teller-, sonst auch Treteisen genannt, ingleichen mit dem Stangeneisen zu verständigen, ist es schlechterdings nothwendig, daß er sowohl mit der Einrichtung dieser Eisen, als vorzüglich auch mit dem Aufstellen, der Witterung u. s. w. bekannt sey. So wie ich mich nun hierüber bey Gelegenheit der Fuchsjagd, näher und ausführlicher auslassen werde, so bemerke ich hier bey dem Otterfangen mit dem Tellereisen imgleichen dem Stangeneisen, nur kürzlich folgendes: Die Eisen werden entweder auf dem Lande, nahe an den Flüssen und Bächen, wo man spührt, daß der Fischotter aus dem Wasser steigt, und über Land gehet, ingleichen auf denen hin und wieder in den Flüssen sich vorfindenden Sandkaupen und Inseln, auf denen man ihn spührt, oder auch im Wasser selbst gelegt. Auf beyde Fälle ist ein starkes festes Eisen zu dem Fange erforderlich, und es muß solches mit einer tüchtigen Kette am Boden, oder an einem nahe stehenden Baum befestigt werden, diese auch von einer solchen Länge seyn, damit der Otter, sobald er sich gefangen hat, sogleich mit dem Eisen ins Wasser stürze, und ersaufe, ohne sich auf dem Lande aus dem Eisen losmachen zu können. Wenn es im Wasser aufgestellt wird, so werden entweder 4 Stützen oder Rücken im Wasser, und zwar entweder vor dem Bau des Otters, oder an einem solchen Orte, wo er ans Land steigt, eingeschlagen, diese quer über mit Stangen bedeckt, und auf diesen das Eisen, und zwar dergestalt aufgestellt, daß das Wasser etwa einen starken Fingerbreit über dem Eisen wegfließt oder es wird, — und dies ist die sicherste Methode, der sich auch die hiesigen Jäger mit Erfolg bedienen — in seichten Bächen, wo ebenfalls das Wasser nur einen Fingerbreit über dem Eisen fortläuft, auf dem Boden ausgelegt. Wenn das Eisen auf dem Trockenen aufgestellt wird, so muß es, wie bey der ausführlicheren Beschreibung des Fuchsfanges näher erläutert werden soll, mit Sand, Moos u. s. w. bedeckt, nach dem Jägerausdruck eingefüttert werden, damit man von dem Eisen nichts gewahr wird, welches, wenn es unter Was-

ser

fer aufgestellt wird, nicht nothwendig ist. Einige Jäger verwittern die Eisen vor dem Aufstellen, das heißt, sie reiben solche mit einer aus verschiedenen, dem Thiere angenehmen Ingredienzien, die ich weiter unten näher angeben werde, gemachten Mischung ein, um den Otter durch den Geruch herbeyzulocken, welcher sich dann auf dem Eisen wälzt und dadurch gefangen wird. Andere stecken außer dem Verwittern, Einreiben des Eisens, ein mit der Witterung bestrichnes Rohrblatt auf das Eisen. Noch andere verwittern das Eisen gar nicht, sondern stellen solches, wenn sie es vorher rein mit Sand und Wasser ausgescheuert, mit einem Tuch abgerieben, und ihm jeden fremden Geruch benommen haben, auf. Diejenigen Jäger, welche das Eisen verwittern, reiben solches entweder blos mit wilder Krauseminze ein, oder sie bereiten besondere Witterungen. Ich werde mehrere angeben, bemerke aber auch dabey, daß ich blos die No. I. selbst, und zwar mit Erfolg versucht, die übrigen aber aus dem Handbuch für Jäger, von G. F. D. a. d. Winkel entlehnt habe.

Nro. I. Man nimmt ein Viertelpfund reines Schweinefett, oder auch frische ungesalzene Butter und läßt dies in einem neuen Tiegel zergehen, thut hernach eine Handvoll Baldrianwurzel, 3 — 4 Gran Bibergeil und 3 — 4 Gran Kampfer, wenn es vorher in einem Mörser zerstoßen worden, hinein, läßt es in dem Schweinefett oder der Butter braten, rührt es tüchtig um, damit es nicht anbrenne, bis die Mischung eine gelbliche Farbe erhält. Alsdann nimmt man es vom Feuer, seiget es durch einen reinen Lappen, und hebt es in einem glasirten Gefäße zum Gebrauch auf.

Nro. II. Man lasse das beym Sieden eines 4 bis 5 Pfund wiegenden Karpfen abgeschöpfte Fett über Kohlen zergehen, thue 4 Gran (etwa so viel als ein 3 Erbsen großes Stück) Biebergeil, oder besser noch, eben soviel von der frischen oder getrockneten klebrigen Sub-

Substanz, welche man am Ende des Mastdarms des Ottermännchens, oder in der sackförmigen Falte der Nuß (das weibliche Geburtsglied) des Weibchens findet, hinzu und lasse es unter gleichem Verfahren wie bey Nro. I. etwa 2 Minuten lang braten, thue es dann in eine Büchse und hebe es gut zugebunden an einem kühlen Orte auf.

Nro. III. Man rühre eine Handvoll Fischotterlosung, den Ragen eines 1pfündigen Karpfen, 1 Quentchen gestoßene Baldrianswurzel unter 8 Loth weißen Fischthran.

Nro. IV. Hechtleber, Karpfengalle, Krebseyer und Otterlosung zusammen in einem gut gereinigten Serpentinmörser gestoßen und Eisen, Kette und Leine damit berieben.

Nro. V. Man nehme 4 Gran sehr gutes Biebergeil, 3 Gran weißen Kampher, eine halbe Handvoll frisch getrocknete, klein geschnittene Angelickenwurzel und brate dieses alles in 8 Loth frischen Gänse- oder Schweinefett, eben so wie bey Nro. I.

Nro. VI. Acht Loth frisches Schweinefett oder ungesalzene Butter zerlasse man wie bey Nro. I., thue dann 4 Gran Biebergeil, 3 Gran weißen Kampher, eine halbe Handvoll Baldrianwurzel, 1½ Gran Zibeth, 1 Gran Moschus hinzu und lasse es wie bey Nro. I. braten bis es gelblich wird.

Nro. VII. Ganz ohnfehlbar soll der Erfolg seyn, wenn man sich den Geilensack von der Zibethkatze verschaffen, damit das Eisen bestreichen und ein Stückchen von der Größe einer Linse unter den Teller legen kann.

Die anderweiten Fallen, deren man sich zum Otterfangen bedient, sind nichts anders als Schlagbäume, die einige Jäger unten mit eisernen Spitzen beschlagen, und welche

che in kleinen Bächen und Flüssen, wo der Otter fischet, aufgestellet werden, und von denen man in der *Onomatologia forestalis T. I. p.* 811. eine wiewohl nicht hinlänglich deutliche Beschreibung findet, deren Einrichtung aber, wie ich schon bey dem Dachsfange in Ansehung der dort angeführten Schlagbäume bemerkt habe, nicht wohl ohne einen Kupferstich versinnlicht werden kann. Man fängt sie endlich auch mit Netzen. Man bedient sich dazu entweder eines von starkem Bindfaden gestrickten sackförmigen Garnes, oder eines in Form einer Wathe gestrickten Netzes, welches ebenfalls von starkem Bindfaden, von der Breite und Tiefe des Flusses, in dem man den Fang vornimmt, die Masche 4 Zoll ins Gevierte, verfertigt wird. Das erste sackförmige Garn wird vor dem Otterbau, die Wathe aber, wenn man sich dieser bedient, auf hölzernen Fyrcheln quer durch den Fluß aufgestellt, und unten, gleich den Fischerwathen, mit einem Bleygesenke, um es in die Tiefe herabzuziehen, beschweret. Zu dem Fange, und um den Otter in das Garn oder Netz zu treiben, bedient man sich einer Art Hunde, die mit dem besondern Nahmen Otter- auch Biberhunde — weil man sich deren auch zum Biberfangen bedient — belegt werden.

Es giebt deren zweyerley Arten, die größeren und kleineren. Die größeren, eine Gattung von Dänischen Blendlingen (Bastarden), werden wegen ihres scharfen Gebisses eigentlich nur zum Anpacken gebraucht; die kleineren sind von Größe und Gestalt fast den Dachshunden ähnlich, haben jedoch höhere auch geradere Beine, herabhangende Ohren, ein braunes stachlichtes Haar, und sind von äußerst beißigem unverträglichem Naturel. Um sie abzurichten, füttert man sie von Jugend auf mit gekochten Fischen, die man ihnen in kleine Bäche, oder auch in Pfützen hineinwirft, sie auch in diesen zum Froschfange gewöhnt, ihnen aber jede andere Nahrung vorenthält, so wie man ihnen denn auch das Suchen und Aufspühren des Wildes auf trockenem Boden

nicht

nicht gestattet. Wenn sie heranwachsen, sucht man sie auf einen jungen Otter, den man mit ihnen in einen mit Wasser angefüllten Kübel setzt, einzubetzen. Man bringt sie nun solchergestalt abgerichtet an einen Fischotterbau, und läßt den Otter durch sie herausstöbern, und in das vor dem Bau aufgestellte Sackgarn, an welchem eine Leine befestigt, und diese, sobald der Otter hineingeschlüpft ist, zugezogen wird, oder in die quer durch den Fluß gezogenen Wathen treiben.

Auch gräbt man sie, wenn man vorher den Eingang des Baues unter Wasser verstopft hat, aus, und bemächtigt sich ihrer auf die Art, wie des Dachses, mit einer Zange.

Der Biber (Castor).

Der Biber gehört zwar in den mehresten Ländern, als Wildpret betrachtet, zur hohen Jagd; da er aber in den Preußischen Provinzen, der Forstordnung zufolge, von jedem Jagdberechtigten, und selbst von denen, die blos zur kleinen Jagd berechtigt sind, getödtet werden darf, dieses Thier aber auch seiner Lebensart und Beschaffenheit nach äußerst merkwürdig ist, so glaube ich, besonders bey denjenigen Jagdliebhabern, welche sich nicht bereits sonst mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt haben, Dank zu verdienen, wenn ich sie mit der Lebensweise und Jagd des Bibers hier näher bekannt mache.

Natur-Geschichte.

Der Biber, sonst auch gemeiner Biber, Castor, Erdoder Landbiber genannt, wird von Linné zur vierten Ordnung der Säugethiere, den nagenden Thieren (Glires) gezählt. Er giebt davon 3 Arten, den Castor (Castor fiber), die Biberratte (Castor moschatus) und die Zibethratte (Castor zibethicus) an. Die neueren Naturkündiger füh-

ren ihn zwar meist alle ebenfalls unter der 4ten Ordnung *) der Säugethiere, den nagenden Thieren, auf, geben aber für unsern Welttheil nur eine Art, den gemeinen Biber, und von diesem ist hier nur allein die Rede, an. **)

Die Länge dieses Thieres beträgt, den Schwanz nicht mitgerechnet, welcher allein 11 Zoll lang und 5 Zoll breit ist, 2½ Fuß, seine Dicke beynahe 1 Fuß, sein Gewicht 50 bis 60 Pfund. Der Kopf des Bibers ist kurz, dick, und etwas zusammengedrückt, die Schnauze ebenfalls kurz und stumpf. Die Augen (Seher) sind, nach Verhältniß seiner Größe nur klein, die unter den Haaren beynahe versteckten Ohren (Lauscher) kurz und zugerundet. Er hat oben und unten zwey Vorderzähne, die keilförmig geschärft, und von

*) In Bechsteins gem. Naturg. Deutschl. N. A. ist der Biber unter der 2ten Ordnung der Säugethiere als achtzehnte Gattung aufgeführt.

**) Zum Nachlesen über den Biber empfehle ich folgende Schriften:
Buffon hist. nat. Uebers. von Martini und Otto. V. 339.
Pennant hist. of. Quadr. Uebers. von Bechstein II. 433.
Gottwalds physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Nürnberg 1787.
Ellis Reise nach Hudsonsbay 166.
Kalms Amerika III. 28. 206.
Goeze's Fauna II. 14.
von Schrebers Säugeth. IV. 628.
Donndorfs zool. Beytr. I. 415.
Bechsteins gem. Naturg. Deutschl. N. A. I. 909.
v. Winkels Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte. II. 117.
v. Wildungs Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde für das Jahr 1807.
Samuel Hearnes Reise vom Fort Prinz Wallis in der Hudsonsbay nach dem nördlichen Weltmeer. Aus dem Englischen von M. C. Sprengel. Halle 1797.

von denen die obern hinter der Schärfe etwas ausgehöhlt und 10 Linien lang, die untern Vorderzähne aber 1 Zoll lang und gekrümmt sind. Die untern Vorderzähne liegen quer mit der Spitze, so daß sich die obern zwischen die untern etwas längeren hineinschieben; Backzähne hat er oben und unten auf jeder Seite 4, in allem 20 Zähne. Wie viel dieses Thier mit seinen Zähnen, welche dem feinsten Elfenbein gleichen und so fest glasirt sind, daß sie keine Feile angreift, ausrichten kann, wird weiter unten näher aus einander gesetzt werden. Der Hals ist kurz und dick; der Körper nach Verhältniß länger als bey dem Murmelthiere, nach hinten zu fast dicker als vorne, der Rücken gewölbt; die Beine sind kurz und stehen etwas einwärts. Die Vorderfüße (Vorderläufte) sind so kurz und stark, wie am Dachse. Sie stehen einwärts und halten 5 getrennte Zehen, welche das Thier im Gehen weit aus einander breitet; die Hinterfüße (Hinterläufte), die etwas länger und fast wie Schwanenfüße gestaltet, einwärts gestellt, mit einer schwarzgrauen glatten Haut überzogen, und mit einer Schwimmhaut verbunden sind, haben ebenfalls 5, aber ungleich längere Zehen, wovon der vierte dem Anscheine nach zwey Nägel hat. Der Gang des Bibers ist, nach Beschaffenheit seiner Füße, welche mehr zum Schwimmen als Gehen eingerichtet sind, schwerfällig und gezwungen. Da die Hinterbeine länger, als die vordern sind, so scheint es, als ob das Thier mit diesen größere Schritte, als mit den vordern mache. In der That ist es auch mit den Hinterfüßen zu größeren Bewegungen genöthiget, da sie das Kreuz wechselsweise wie die Enten watscheln, und bald auf die rechte, bald auf die linke Seite werfen. Nahe am After und der Harnröhre sammelt sich in einem eigenen Beutelchen, aus besondern Drüsen, ein öhliges, gelbliches, zähes, schmieriges, und nach dem Austrocknen dunkelbraunes brockliches Wesen, von einem starken unangenehmen Geruch, und ekelhaft bittern Geschmack, das, aufs Feuer geworfen, hell aufbrennt,

und unter dem Namen Bibergeil *) bekannt ist. Nach der Vermuthung einiger Naturkündiger gieng die Hauptabsicht der Natur bey Erzeugung dieser Fettigkeit dahin, das Haar des Thiers gegen das Wasser anzufetten, welches indessen noch keinesweges erwiesen ist. **) Eines der merkwürdigsten Theile seines Körpers ist der Schwanz. ***) Er ist zunächst am Leibe bis auf den dritten Theil seiner Länge behaart, weiter hin länglich oval und glatt, in der Mitte der Länge nach erhaben und schuppicht, mit einzelnen dazwischen stehenden steifen Haaren. Die Schuppen, welche wie ein Pergament einen Achtel Zoll dick und sechseckicht von bläulich blaßbrauner Farbe sind, lassen sich mit einem Messer wegnehmen; man sieht aber alsdann, wenn sie abgefallet sind, auf der Haut, womit der Schwanz, gleich wie bey den großen Fischen, bedeckt ist, davon die Spuhren.

„Der Biber, sagt daher Büffon, ist unter den vier„füßigen Thieren das einzige, das an dem Vordertheile des „Körpers den Landthieren, an den Hintertheilen den Was„ser-

*) Bey dem Weibchen sind die Behältnisse des Bibergeils so klein, daß der Vorrath nur 3 bis 4 Loth beträgt, bey dem Männchen oft über 1 Pfund. Außer diesem Beutel finden sich gleich darunter noch zwey andere Blasen, welche man die untersten nennt; sie enthalten einen öhlichten fetten Saft, der dem Honig gleicht.

**) Herr a. d. Winkel bezweifelt es in seinem Handbuche für Jäger ꝛc. aus dem Grunde, weil das oberwähnte öhlige Wesen durch vier kleine sehr enge Kanäle ins Innere des ganzen Körpers übergeht, sobald der verendete Biber eine Zeitlang mit dem Hintertheile höher liegt, als mit dem Kopfe, und woraus zu ersehen scheint, daß jene Kanäle mit der Haut nicht in Verbindung stehen.

***) Der Biber ist unter allem Haarwildprett das einzige, bey welchem der Schwanz diese Benennung auch in der Jägersprache behält.

„ferthieren gleicht. Er macht gewissermaaßen den Ueber„gang von der Klasse der vierfüßigen Thiere zu den Fischen,*) „wie die Fledermaus von den vierfüßigen Thieren zu den „Vögeln u. s. w.“ Er bedient sich des Schwanzes übrigens als eines Steuerruders, um sich damit im Wasser zu regieren, wo er ihn bald niedrig führt, bald schräg nach der Breite dreht, dagegen er ihn sonst immer hinter sich wagerecht, oder in gerader Linie mit dem Leibe ausgestreckt — nach Hearne herabhängend — trägt.**) Nach d'Aubenton und Büffon hat der Biber zweyerley Haare. Eine Art ist fest und lang, die andere kurz und sanft, wie Seide, welche letztere unmittelbar die Haut bekleidet, und dem Wasser undurchdringlich ist. Nach Bechstein und Goeze ist das Haar des Bibers am Kopfe struppig, und verdeckt beynahe die Bildung desselben; am Leibe ist das längere stärkere Haar tief kastanienbraun, das kürzere und weichere gelbbraun. Nach d'Aubenton ist das kürzere Haar auf dem Rücken aschfarbig, am Bauche perlgrau, die langen Haare auf zwey Drittel ihrer Länge von der Wurzel an aschfarbig, das übrige Drittheil rothbraun. — Jedoch wechselt die Farbe nach dem Klima, je weiter das Thier nordwärts wohnt, desto dunkler wird sie, oft ganz schwarz.

Bechstein giebt folgende 3 Farbenvarietäten an:

1) Der ganz weiße Biber (C. F. albus).

2) Der röthliche Biber (C. F. fulvus), weiß mit untergemischten rothen Haaren.

3) Der

*) Mehr noch der Wallfisch. Die medicinische Fakultät zu Paris ernannte den Biber, wie Herr von Wildungen anführt, einst förmlich zum Fisch, und die theologische fand hiernach kein Bedenken, ihn den Fastenspeisen zuzuzählen. A. d. V.

**) Wenn er, Gefahr ahndend, ins Wasser fährt, so thut er mit dem Schwanze einen starken, laut klatschenden Schlag aufs Wasser, vorzüglich dann, wenn mehrere seines gleichen in der Nähe sind, um diese zu warnen.

3) Der bunte Biber (C. F. variegatus), weiß mit grauen Flecken.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen sehr deutlich durch seine 4 Säugewarzen an der Brust. Das Thier soll 15 bis 20 Jahre leben, welches jedoch Büffon deshalb bezweifelt, weil man am Ende seiner ersten Lebensjahre bereits Zeichen der Brunst an ihm bemerkt, und es hiernach scheint, daß er in dieser Zeit den größesten Theil seines Wachsthums vollendet hat, Büffon aber bekanntermaaßen die Lebensdauer der Säugethiere auf 6- bis 7mal länger angiebt, als die Zeit ihres Wachsthums erfordert.

Goeze hat keine Gelegenheit gehabt, einen Biber zu zergliedern; auch hat er von ihnen keine Embryonen, noch weniger Würmer erhalten können, daher er von denen diesem Thiere etwa eigenen Eingeweidewürmern keine Nachricht giebt, außer derjenigen, die er in Peraults Abhandlung I. p. 169 gefunden, und wornach in den Gedärmen acht lange Würmer, wie Regenwürmer, aufgefunden worden, wovon drey 7 Zoll, die übrigen 4 Zoll lang waren, und die Goeze für Rundwürmer oder Ascarides hält.

Es giebt vielleicht kein Thier, dessen Lebensweise so interessant wäre, als die des Bibers. Doch ehe wir zu dieser übergehen, zuerst etwas von seinem Aufenthalte im Allgemeinen und seinem Naturel.

Man hat den Biber in Europa in angebauten bevölkerten Gegenden, wegen des Schadens, den sie durch die Verdämmung der Flüsse anrichten, beynahe überall zu vertilgen gesucht, und man trifft ihn daher in diesem Welttheile nur größtentheils einzeln und zerstreut in Erdhöhlen; in Nordamerika dagegen, besonders in wüsten, einsamen und wasserreichen Gegenden in Gesellschaft, in großen Republiken von mehr denn 2 — 300 an; daher er denn auch von einigen Naturkündigern in zwey Hauptfamilien, in einsame Gruben-

biber

Biber *) — und hieher gehören fast alle europäische Biber — und in gesellschaftliche Republikenbiber abgetheilt wird. Die ersteren haben alle einen schmutzigen, in der Erde abgeriebenen Balg, wohnen an den Seen, Flüssen und andern Gewässern, machen sich Gruben, wie die Fischottern, zuweilen auch einen mehrere Fuß tiefen Graben, um einen kleinen See zu formiren, der bis in die Oeffnung ihrer Höhle gehet, die sich in der Länge bisweilen über hundert Fuß erstreckt, und allmählig weiter in die Höhe geht, um sich vor Ueberschwemmungen zu sichern; dagegen die in Gesellschaft lebenden Biber äußerst künstliche Anlagen und Wohnungen errichten, wovon weiter unten das Nähere vorkommen wird. In der hiesigen Provinz wurden vor 30 — 40 Jahren hin und wieder Biber angetroffen. **) Jetzt sind sie gänzlich vertilget. Der Biber ist seinem Naturel nach, der einstimmigen Meynung aller Naturkundiger zufolge, ein sanftmüthiges gutes Thier, das nichts von der natürlichen wilden Grausamkeit der Raubthiere hat. Büffon, welcher im Jahre 1758 einen jungen Biber aus Canada erhielt, erzählt von diesem folgendes:

„Dieser Biber, sagt er, ist ein sanftmüthiges, ru„higes, zahmes, etwas trauriges, und sogar klagendes Thier,

*) Von dem Grubenbiber erzählen einige Schriftsteller, daß solche um gewisser Fehler willen aus der Gesellschaft verstoßen worden, und an keinem Vortheile und Bequemlichkeiten der andern Theil nehmen.

**) Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg hatte Biber an der Havel, Elbe und Warle aussetzen lassen, welche selbst noch von seinem Enkel, dem Könige Friedrich Wilhelm dem ersten, auf das sorgfältigste geschont wurden. Nach der Märkschen Jagdordnung vom 20. May 1720. Tit. 3. durften an den Oertern, wo sich die Biber aufhielten, keine Ottern ohne Specialpermission geschossen werden, um die ersteren, nämlich die Biber, nicht zu beunruhigen.

3) Der bunte Biber (C. F. var. ohne starke Begierde, grauen Flecken. erlaubt sich, um keiner strengungen. Sein ernst-

Das Weibchen unterscheidet das Bestreben, seine Sehn- deutlich durch seine 4 Säug- friedigen zu können. Von Zeit Thier soll 15 bis 20 Jahre seines Gefängnisses, aber ganz deshalb bezweifelt, weil lung, blos in der Absicht, sich eine jahre bereits Zeichen wege zu machen; übrigens zeigt er ei- hiernach scheint, gültigen Charakter und wenig Neigung seines Wachsthu mit Menschen. *) Er bemüht sich eben maaßen die L haben, als zu gefallen," u. s. w. länger anz

Ein erwachsener Biber wird, nach der einstimmigen zergli der Naturkündiger, nie zahm. Er ist zwar wer aufgelegt, Menschen oder Thiere anzugreifen, **) scheint sogar die Selbstvertheidigung zu vernachlässigen, und f schlicht sich lieber zur Flucht, als zum Kampfe; wenn er aber nicht ausweichen kann, so setzt er sich zur Wehre, und beißt um sich. Er soll sich bey der Vertheidigung mit zusammengelegten Vorderfüßen in die Höhe richten, und wie man erzählt, sogar — si fabula vera — Thränen fallen lassen. Wie irrig die Meynung derjenigen Schriftsteller ist, welche behaupten, daß der Biber als ein Wasserthier unmöglich auf dem Lande und ohne Wasser leben könne, und wie sehr er aber auch dagegen den Aufenthalt im Wasser selbst

*) Nach Klein und andern Naturkündigern legt er, jung gezähmt, seine Wildheit so weit ab, daß man ihn im Hofe herumlaufen lassen kann, wo er seinem Wärter nachläuft, und nicht einmal das ihm zu der Freyheit unentbehrliche Wasser verlangt. A. d. V.

**) Mit den Fischottern leben sie jedoch im beständigen Kriege, wie Goeze und andere erzählen. Die ersten müssen aber weichen, weil ein Biber ihrer drey auf sich nimmt. In Schweden soll ihm der Vielfraß, in Amerika der Wolfsbär (Ursus luscus), der daher auch Biberfresser heißt, nachstellen.

nn liebt, wenn er von Jugend auf davon entwöhnt
rüber erzählt Büffon folgendes: „Der Biber,
endig besitzen," sagt er, „ist ganz jung in Ca-
n, und beständig im Hause erzogen worden;
r, als man ihn uns überschickte, noch kein
weigerte sich sogar, ins Wasser zu gehen, als
würklich fürchtete; da man ihn aber einmal unter-
cht und anfänglich mit Gewalt unter Wasser erhalten
atte, gefiel es ihm nach einigen Minuten so wohl darin,
„daß er keine Lust bezeigte, wieder herauszukommen, und
„wenn man ihn frey ließ, oft von selbst wieder dahin zurück
„gieng. Er wälzte sich auch oft im Schlamm und auf nas-
„sen Fußböden. Eines Tages," erzählt Büffon bey die-
ser Gelegenheit weiter, „entrann er, und stieg durch eine
„Kellertreppe hinab in die Gewölbe der Steinbrüche, die
„sich unter dem Erdboden des Königlichen Gartens befinden.
„Er verlief sich sehr weit, und schwamm auf den Wasserpfü-
„tzen herum, die sich auf dem Boden dieser Steinbrüche ge-
„sammlet hatten. Sobald er aber den Schein der Fackeln
„sah, die wir dahin bringen ließen, um ihn aufzusuchen,
„kam er denen entgegen, die ihn riefen, und ließ sich ohne
„Bedenken greifen. Er ist sehr zahm, aber ohne jemand
„zu liebkosen. Er fordert, wenn man zu Tische sitzt, in
„einem feinen winselnden Tone, und mit einigen Bewegun-
„gen der Hand — so nennt Büffon hier die Vorderfüße
— „etwas zu fressen. Sobald man ihm ein Stück gege-
„ben, läuft er damit fort, und verbirgt sich, um es mit
„Bequemlichkeit und in Ruhe zu verzehren. Er schläft oft
„und ruhet auf dem Bauche. Er frißt alles, nur kein
„Fleisch, welches er, gekocht und roh, allezeit hartnäckig
„abschlägt. *) Er naget alles an, was er findet, Zeuge,
„Haus-

*) Hearne erzählt dagegen von seinen gezähmten Bibern, davon er viele in seinem Hause hielt, daß sie Rephühner, auch frisches Wildprett fraßen. Sie waren übrigens äusserst zahm, und so gesel-

„Thier, ohne heftige Leidenschaften, ohne starke Begierde. „Es bewegt sich nur wenig, und erlaubt sich, um keiner „Ursache willen, die mindesten Anstrengungen. Sein ernst„liches Geschäfte ist unstreitig das Bestreben, seine Sehn„sucht nach der Freyheit befriedigen zu können. Von Zeit „zu Zeit benagt es die Thüre seines Gefängnisses, aber ganz „gelassen ohne Uebereilung, blos in der Absicht, sich eine „Oeffnung zum Auswege zu machen; übrigens zeigt er ei„nen ziemlich gleichgültigen Charakter und wenig Neigung „zu einem Umgange mit Menschen. *) Er bemüht sich eben „so wenig zu schaden, als zu gefallen," u. s. w.

Ein erwachsener Biber wird, nach der einstimmigen Behauptung der Naturkündiger, nie zahm. Er ist zwar nicht aufgelegt, Menschen oder Thiere anzugreifen, **) scheint sogar die Selbstvertheidigung zu vernachlässigen, und entschließt sich lieber zur Flucht, als zum Kampfe; wenn er aber nicht ausweichen kann, so setzt er sich zur Wehre, und beißt um sich. Er soll sich bey der Vertheidigung mit zusammengelegten Vorderfüßen in die Höhe richten, und wie man erzählt, sogar — si fabula vera — Thränen fallen lassen. Wie irrig die Meynung derjenigen Schriftsteller ist, welche behaupten, daß der Biber als ein Wasserthier unmöglich auf dem Lande und ohne Wasser leben könne, und wie sehr er aber auch dagegen den Aufenthalt im Wasser selbst

*) Nach Klein und andern Naturkündigern legt er, jung gezähmt, seine Wildheit so weit ab, daß man ihn im Hofe herumlaufen lassen kann, wo er seinem Wärter nachläuft, und nicht einmal das ihm in der Freyheit unentbehrliche Wasser verlangt. A. d. A.

**) Mit den Fischottern leben sie jedoch im beständigen Kriege, wie Goeze und andere erzählen. Die ersten müssen aber weichen, weil ein Biber ihrer drey auf sich nimmt. In Schweden soll ihm der Vielfraß, in Amerika der Wolfsbär (Ursus lucus), der daher auch Biberfresser heißt, nachstellen.

selbst dann liebt, wenn er von Jugend auf davon entwöhnt wird, darüber erzählt Büffon folgendes: „Der Biber, „den wir lebendig besitzen," sagt er, „ist ganz jung in Ca„nada gefangen, und beständig im Hause erzogen worden; „er kannte daher, als man ihn uns überschickte, noch kein „Wasser, er weigerte sich sogar, ins Wasser zu gehen, als „ob er es würklich fürchtete; da man ihn aber einmal unter„getaucht und anfänglich mit Gewalt unter Wasser erhalten „hatte, gefiel es ihm nach einigen Minuten so wohl darin, „daß er keine Lust bezeigte, wieder herauszukommen, und „wenn man ihn frey ließ, oft von selbst wieder dahin zurück „gieng. Er wälzte sich auch oft im Schlamm und auf nas„sen Fußböden. Eines Tages," erzählt Büffon bey dieser Gelegenheit weiter, „entrann er, und stieg durch eine „Kellertreppe hinab in die Gewölbe der Steinbrüche, die „sich unter dem Erdboden des Königlichen Gartens befinden. „Er verlief sich sehr weit, und schwamm auf den Wasserpfü„tzen herum, die sich auf dem Boden dieser Steinbrüche ge„sammlet hatten. Sobald er aber den Schein der Fackeln „sah, die wir dahin bringen ließen, um ihn aufzusuchen, „kam er denen entgegen, die ihn riefen, und ließ sich ohne „Bedenken greifen. Er ist sehr zahm, aber ohne jemand „zu liebkosen. Er fordert, wenn man zu Tische sitzt, in „einem feinen winselnden Tone, und mit einigen Bewegun„gen der Hand — so nennt Büffon hier die Vorderfüße — „etwas zu fressen. Sobald man ihm ein Stück gege„ben, läuft er damit fort, und verbirgt sich, um es mit „Bequemlichkeit und in Ruhe zu verzehren. Er schläft oft „und ruhet auf dem Bauche. Er frißt alles, nur kein „Fleisch, welches er, gekocht und roh, allezeit hartnäckig „abschlägt. *) Er naget alles an, was er findet, Zeuge, „Haus-

*) Hearne erzählt dagegen von seinen gezähmten Bibern, davon er viele in seinem Hause hielt, daß sie Rephühner, auch frisches Wildpret fraßen. Sie waren übrigens äußerst zahm, und so gesel-

„Hausgeräthe, Holz u. s. w. Man ward daher genöthigt, „die Tonne, in der er überbracht wurde, mit Blech auszu„schlagen.“

In Westbothnien hatte man, wie Goeze erzählt, einen alten Biber gefangen und mit Ketten gefesselt, weil er nicht zu zähmen war. Er biß dicke Prügel durch, und Schweinen, die ihm zu nahe kamen, die Beine gerade weg. Ungeachtet man ihn, wie aus Büffons Erzählung hervorgeht, jung gefangen, zähmen kann, so steht er doch dem Hunde, in Hinsicht auf seinen Umgang mit Menschen weit nach. Indessen soll ein Naturforscher einen Biber viele Jahre unterhalten haben, der ihm allenthalben nachfolgte, und ihn, wie ein Hund seinen Herrn, aufsuchte. Auch sah Gmelin — S. Reise durch Sibirien I. 101 — bey einem sibirischen Befehlshaber einen jungen zahmen Biber, der in der Stube herumlief, und mit sich nach Belieben umgehen ließ. Zuweilen lief er 25 — 30 Werste weit, und entführte andern Bibern ihre Weiber, die er mit sich nach Hause brachte, sich mit ihnen vergnügte, und sie dann wieder gehen ließ. Wie schwerfällig sein Gang ist, ist schon vorhin erwähnt. Er schwimmt dagegen sehr hurtig und taucht schnell, aber nicht lange unter. Er bedient sich seiner Vorderfüße als wirklicher Hände, nach Art der Eichhörnchen. Wenn er auf den Vorderfüßen etwas trägt, so geht er auf den Hinterfüßen. Er schläft sehr fest, und wie schon angeführt worden, auf dem Bauche, nie auf dem Rücken. Er hat vortreffliche Sinne, und ist vornehmlich mit einem äußerst feinen Geruch begabt. Er scheint weder Schmutz, noch den übeln Geruch ausstehen zu können, ist im Gegentheil sehr reinlich. Wenn man ihn lange Zeit eingeschlossen hält, und

er

geselig und liebkosend wie Hunde. Die Weiber und Kinder der Wilden waren ihre beständige Gesellschaft. Sie grämten sich, wenn diese weggiengen und bezeigten Freude, wenn sie zurückkamen. A. d. V.

er genöthigt ist, seinen Unrath von sich zu geben, so thut er dies, wie Büffon erzählt, nahe bey der Thürschwelle, um ihn bey der ersten Eröffnung der Thüre herausstoßen zu können. Diese Art von Reinlichkeit, sagt gedachter Naturkündiger weiter, ist ihm ganz natürlich, und der junge Biber, den er besaß, unterließ nie, seinen Aufenthalt auf diese Art zu reinigen. Wenn man die dem Anschein nach plumpe Bildung des Bibers, das Langsame und Schwerfällige in seinen Bewegungen, sein im gezähmten Zustande gleichmüthiges phlegmatisches Naturel betrachtet, so sollte man schwerlich auf die Vermuthung kommen, daß dieses Thier eine so ausgezeichnete Intelligenz und Kunstfähigkeit besitzt, und man erstaunt um so mehr, wenn man das liest, was Naturhistorische und andere Schriftsteller von dem in einem hohen Grade künstlichen und mit aller anscheinenden Ueberlegung, Vorsicht und Geschicklichkeit eines erfahrnen Architekten ausgeführten Bau (Burg), der sogenannten republikanischen Biber, erzählen, die manchen Uebertreibungen abgerechnet, deren sich einige in ihren Erzählungen zu Schulden kommen lassen.*)

„Die Biber, sagt Büffon, sind vielleicht nur das einzige Beyspiel, welches noch, als ein altes Denkmal des „guten Verständnisses, unter den Thieren übrig geblieben. „So unendlich weit auch dieses Verständniß einer wahren Geselligkeit unter den Menschen nachstehen muß, so setzt es doch „gewisse gemeinschaftliche Entwürfe und Absichten voraus,

„die

*) Zu den Uebertreibungen gehört wohl offenbar, wenn einige Schriftsteller erzählen, daß die Biber unter andern das Kunststück verständen, reisende und fremde Biber zu Sclaven zu machen, und sich ihrer zu bedienen, um Erde zu tragen, und Holz herbeyzuschleppen, daß sie den trägen und alten, die nicht arbeiten wollen, oder nicht können, eben so begegnen, diese auf den Rücken werfen, und sie statt eines Fuhrwerks brauchen, um Materialien herbeyzuschaffen, daß sie sich nie anders, als in einer ungleichen Anzahl versammlen, damit in ihren Rathsversamm-

lun-

„die sich aufs Ganze beziehen — Entwürfe, wornach sich ei„ne ganze Gesellschaft damit beschäftiget, einen Damm an„zulegen, eine Pflanzstadt anzubauen, eine Art von Repu„blik zu gründen, setzen allerdings voraus, daß man sich, „auf was für Art es auch geschähe, unter einander verstehen „und gemeinschaftlich das Werk unternehmen müßte.“ —

Die Einrichtung eines Biberbaues grenzt wirklich an das Wunderbare. Herr von Wildungen nennt den Biber daher mit Recht den berühmtesten Baumeister im Thierreiche. „Künsterfahrner,“ wie er sich mit seiner gewohnten Laune ausdrückt, „als so manche der unsrigen, die des edelsten „Holzes in weit größerer Menge zwar vergeuden, deren Werke „aber doch den seinen an Regelmäßigkeit und Dauer oft nicht „gleichen. Hinweg mit diesen, fährt er fort, in die Schu„le zu ihm — an die wilden Ufer des Missisippi oder der ein„samen Hudsonsbay, wo es allein ihm noch vergönnt ist, „mit Hülfe zahlreicher Mitmeister und Gesellen, den Fluten „trotzende Dämme und Gelaßreiche Burge zu bauen.“ Eine sehr umständliche und zugleich angenehme Beschreibung eines solchen Biberbaues hat uns Goeze in seiner europäischen Fauna geliefert, die ich mit seinen eigenen Worten hersetzen will.

„Bey ihrem Bau, sagt er, muß uns zweyerley in die „größte Verwunderung setzen, was sie mit ihren Zähnen und „Schwanze nicht nur wirklich thun und zu Stande bringen, „sondern was sie

„bey

lungen immer eine überwiegende Stimme wäre, daß die ganze Gesellschaft ihren Präsidenten, jeder Stamm seine Aufseher habe, daß sie, wenn sie verfolgt werden, sich die Hoden ausreißen, um die Begierde der nachstellenden Jäger nach dem bekannten Bibergeil — welches aber nicht in den Hoden, sondern in einem besondern Beutelchen, und zwar bey den Weibchen wie bey den Männchen, sitzt — zu befriedigen, und vor ihren Augen Schonung und Gnade zu erhalten, und was der Uebertreibungen und Fabeln mehr sind.

„bey den Bäumen, die sie ohne Art fällen, bey den „Pfählen, die sie ohne Beil zuspitzen, und ohne Ma„schiene einrammlen, bey den Dämmen, *) die sie „den reißenden Ströhmen vorziehen, für unsägliche „und den Menschen kaum bezwingbare Hindernisse zu „überwinden haben, und glücklich überwinden.

„Lassen Sie uns nun gleichsam im Geiste einen solchen Bi„berbau anlegen sehen. Er verdient, da ihn blos Thiere „machen, weit mehr Bewunderung, als die prächtigen kö„niglichen Schlösser in Potsdam, Versailles und Pek„king.

„Im Junius und Julius vereinigen sich einige Trup„pen von hundert und zwey hundert Bibern an dem Ufer ei„nes Flusses oder Sees. Wir wollen uns vorstellen, wir „ständen mit ihnen an dem großen See Ontario. Hier „soll nun der Bau zur ganzen Republik angelegt werden, und „zwar

*) Obwohl einige Schriftsteller und unter den neuern vorzüglich Herr a. d. Winkel in seinem Handbuch für Jäger die Existenz der Dammanlagen, ja sogar die Möglichkeit sie anzufertigen, bezweifeln, so ist doch das, was sie dagegen beybringen, nicht relevant genug, um die einstimmige Behauptung mehrerer Reisenden, die diese Dämme an Ort und Stelle gesehen zu haben versichern, zu entkräften. Hearne, einer der glaubwürdigsten Augenzeugen, bekräftigt die Existenz der Dämme sehr bestimmt und sagt: „Diese Dämme halte ich für die künstlichste Arbeit der Biber, „nicht sowohl wegen der Nettigkeit des Werks, als wegen seiner „Festigkeit und wirklichen Nutzens und weil es einen so hohen „Grad von Klugheit und Vorhersehen künftiger Uebel verräth, „der nahe an menschliche Vorsicht grenzt, und vielleicht nur „diesem Thiergeschlecht eigen ist.“

Die Beschreibung, die er, nämlich Hearne, sowohl von dem Damm als Burgbau der Biber macht, weicht aber auch in vieler Stücken von der Goezischen Erzählung ab, worüber ich zur Berichtigung der letzteren das nöthige weiter unten beybringen werde. A. d. V.

„mes thun, ist dieses, daß sie die am Ufer stehenden Bäume fällen. Hier verwalten sie das Amt der Holzhauer, „und das auf eine so geschickte Art, daß man es nicht genug bewundern kann.

„Erstlich wählen sie zum Damm und Bau die stärksten Bäume der härtesten Arten des Bauholzes, als Eichen, Buchen, Eschen u. s. w., *) die weichen Holzarten „gebrauchen sie zu ihrer Nahrung. Wie gehen sie dabey zu „Werke, einen Baum zu fällen? Oft hält ein solcher Baum „2 bis 3 Fuß im Durchmesser. Wie mancher Hieb muß „von Menschen geschehen, ehe er fällt? Die Biber aber wissen bald damit fertig zu werden, und dazu gebrauchen sie „nichts, als ihre scharfen Zähne. Sie gleichen einigermaßen den Hauzähnen eines wilden Ebers, nur sind „sie vorne nicht so spitz, sondern dreyeckig abgestutzt, und „also recht zum Nagen, Schroten und Sägen des Holzes eingerichtet. Der Anfang wird so gemacht, daß sie erst „mit ihren Zähnen unten den Stamm auf der Seite, wo er „hinfallen soll, tief einkörben, oder eigentlich große Späne abbeißen, die sie mit den Füßen wegräumen. Hernach „be-

*) „Die Materialien, deren sie sich dazu bedienen," sagt Hearne, „sind Flößholz, grüne Weiden, Birken, und Palmzweige, auch „Schlamm und Steine, die so sorgfältig unter einander gemischt sind, daß sie offenbar zur größeren Festigkeit des Dammes beytragen. In Gegenden, wo die Biber lange ungestöhrt ihr Wesen getrieben haben, werden ihre Dämme endlich durch häufige Ausbesserungen ganz feste Wälle, die einem „starken Andrang des Wassers sowohl, als des Eises, widerstehen können. Da auch die Weiden und Pappeln gewöhnlich „Wurzel fassen und emporschießen, bilden sie allmählig eine regelmäßig angepflanzte Hecke, die ich an einigen Stellen so groß „gefunden habe, daß die Vögel ihre Nester darein bauen. Noch „muß man anmerken, daß die Biber, die sich in Flüssen und „Bächen anbauen, allemal ihr Holz oberhalb ihrer Wohnungen „fällen, damit der Strohm es ihnen zuführen möge."

„benagen sie ihn auf der andern Seite, und endlich rings „herum, bis er da, wo er am tiefsten eingeschnitten ist, das „Uebergewicht bekommt und stürzt.

„Dabey verfahren sie sehr geschwinde, und laufen „schneidend immer um den Baum herum, wie die Böttcher „um ein Faß; doch gehen sie dabey zuletzt sehr vorsichtig zu „Werke, daß keiner von dem fallenden Baume getroffen „werde. *) Viele Biber können mit dem dicksten Baume in „wenigen Minuten fertig werden. Einen weichen Baum, „von einer Viertelelle im Durchmesser, kann ein einziger „in einer Stunde fällen; mit härteren und dickeren soll er, „wie man sagt, einige Monathe zubringen. Werden die „Biber bey ihrer Arbeit verjagt, so sieht man, wie sie es „eigentlich bey ihrer Arbeit angestellet haben, nämlich so, „daß der zweyte dem ersten in dem gemachten Einschnitte „folgt, der dritte dem zweyten, der vierte dem dritten u. s. „w. wodurch der Baum in kurzer Zeit gleichsam durchgesägt „wird. Er wird aber allezeit einen oder anderthalb Fuß über „dem Erdboden abgeschnitten, um in der Zeit, da sie etwas „ausruhen, bis er fällt, die Rinde zu verspeisen. Sie sol„len das erste Einschneiden sitzend verrichten, weil sie dabey „die bequemste Stellung haben.

„Sobald der Baum liegt, sind sie alle damit beschäf„tigt, die Aeste so glatt abzubeißen, als wenn sie mit dem „Beil abgehauen wären. Binnen einer halben Stunde ist „er

*) Nach der Beschreibung, die Herr a. d. Winkel in seinem Handbuch für Jäger macht, setzen sie sich auf der Seite, wohin der Stamm fallen soll, auf die Hinterläufte nieder, und machen sehr geschickt und unglaublich geschwind und etwa 8 Zoll über der Erde einen hinlänglich tiefen Einschnitt mit ihren Zähnen. Dann gehen sie auf die andere Seite, und hauen da etwa 8 Zoll höher ein. Wenn der Stamm bald fallen will, setzen sie oft ab, blicken sorgfältig in die Höhe, und immer wissen sie klüglich sich vor aller Verletzung zu sichern. A. d. V.

„er fahl, und der bloße Stamm da. Mehrentheils fällen „sie die Bäume, die sie zur Grundlage des Dammes gebrauchen wollen, so, daß sie gleich ins Wasser fallen; während „der Zeit nun, daß ein Haufen Biber beschäftigt ist, Bäume zu fällen und die Aeste abzuschroten, durchstreichen andere die Gegenden am Flusse und fällen dünnere Bäume. „Wozu? werden Sie fragen. Eben dazu, wozu der Baumeister eines Dammes dergleichen fällen läßt, um Pfähle „daraus zu machen; sogar das wissen die Biber, daß ihnen „Pfähle nöthig sind. Sie wissen auch nicht nur die schicklichsten Bäume auszusuchen, sondern sie schneiden sie gleich „in einer gewissen Höhe ab, und schleppen sie ins Wasser, „damit sie von selbst dahin fließen, wo der Damm gebauet „werden soll. Das alles ist schon halber Menschenverstand, „aber das folgende ist es noch mehr. Sie beißen die Pfähle unten spitz zu, und stoßen sie in den Sand oder in die „Erde, und zwar nicht neben einander. Denken sie sich „die Arbeit, die es Menschen kostet, wenn 12 bis 15 Leute „die Ramme (den großen Bär) ziehen, um nur einen einzigen Pfahl ins Wasser einzurammen. Unsere Biber wissen in Gesellschaft bald damit fertig zu werden. Einige „spitzen die Pfähle zu, andere tauchen bis auf den Grund, „und graben mit den Vorderpfoten Löcher, die Pfähle einzusetzen; andere stoßen sie ein, und beschütten sie mit Sand, „den sie fest drücken; noch andere durchflechten die Lücken „mit Zweigen, und so fahren sie fort, bis der Damm öfters 4 bis 5 Ellen dick wird.*)

„Was

*) Hearne leugnet die von mehreren Schriftstellern behauptete Anfertigung eines Pfahlwerks durchaus. „Es würde thöricht seyn, sagt er, wenn man dem Biber eine außerordentliche instinktmäßige Klugheit absprechen wollte, nur muß man „die Sache nicht übertreiben. Denn zum Beweise, wie ist es „denkbar, daß ein Thier, dessen größte Höhe, wenn es aufrecht „steht, drittehalb, höchstens drey Fuß beträgt, Pfähle, so dick

„als

„Was würde das alles gegen das Wasser helfen? die „Fluth würde es durchdringen! Die Biber haben als Zim„merleute das Ihrige gethan; nun werden sie Maurer, „schaffen Erde, Thon und andere Materialien herbey, ver„mischen alles mit den Füßen zu einem Teige, werfen ihn an, „und klopfen und schlagen ihn mit dem schuppichen Schwan„ze fest, *) wie die Maurer den Kalk mit der Kelle. Kurz sie „vermauern die Zwischenräume des Pfahlwerks aufs sorg„fältigste mit ihrem Mörtel, den sie mit dem Maule zutra„gen, und mit dem Schwanze anklopfen. Dieses Pfahl„werk aber besteht aus mehr als einer Reihe von Pfählen „— alle von gleicher Höhe, und erstreckt sich von einem „Ufer des Flusses bis zum andern. Wie wir gesehen haben, „ist alles ausgefüttert und ausgemauert. Das allerbewun„drungswürdigste aber dabey ist dieses, daß der Damm der „Absicht, wornach er angelegt worden, vollkommen ent„spricht. Denn gegen den Strohm sind die Pfähle alle senk„recht eingesetzt; auf der Seite hingegen, wo der Damm „gegen das Andrängen des Wassers gestützt werden muß, ist

„als eines Mannes Schenkel, drey bis 4 Fuß tief in die Erde „schlagen könne, zumal da die Vorderfüße des Thieres nicht „größer als ein Thalerstück sind. Eben so lächerlich ist die Be„hauptung, daß sie diese Pfähle mit Zweigen durchflechten u. s. „w. — Weit entfernt, sagt er weiter, Pfähle in die Erde zu „treiben, pflegen sie meistens das Holz bey ihren Bauten Kreu„zweise und in eine horizontale Richtung zu legen, wobey sie „auch keine andere Ordnung beobachten, als daß sie eine Oeff„nung in der Mitte frey lassen. A. d. V.

*) Auch dies leugnet Hearne. „Eben so unmöglich, sagt er, „macht es die Bildung ihres Schwanzes, daß sie ihn je als ei„ne Mörtelkeule gebrauchen könnten, da er wegen des Mang„gels an Gelenken nicht vorwärts über den Rücken gebogen „werden kann. Seine Lage ist stets herabhängend, und nur mit „beträchtlicher Anstrengung können sie verhindern, daß er nicht „auf der Erde schleppt. A. d. V.

„das ganze Gebäude so abhängend, daß der Damm, wenn „er unten am Fuße 10 bis 12 Fuß dick ist, oben kaum 2 „bis 3 Fuß hat. Er besitzt also nicht nur die gehörige Grö„ße und Festigkeit, sondern auch die schicklichste Figur, „das Wasser zu halten, das Durchdringen desselben zu hin„dern, und der Gewalt des Strohms zu widerstehen. An „einem so ungeheuren Werke arbeiten sie alle mit einer un„glaublichen Geschwindigkeit, ohne sich einander zu hindern.

„Ist es möglich, diesen Thieren alle Grade des Ver„standes ganz abzusprechen? *) Man nehme dagegen ein„mal eine Heerde Schaafe oder Schweine, wenn sie über „eine schmale Brücke getrieben werden. Wie dumm stellen „sie sich dazu an? wie drängen sie sich? wie wenig können „sie sich helfen, wenn sie in Unordnung gerathen?

„Hier aber ist bey der Menge von einigen Hunderten „weise Ordnung. Jeder Biber hat sein angewiesenes „Werk, wobey ihm kein anderer im Wege ist. Einige, „wie ich schon gesagt habe, beißen die Pfähle spitz zu; an„dere tragen sie an ihren Ort; diese stampfen sie ein; jene „schmieren sie an und beklopfen sie mit dem Schwanze. Rei„sende, die noch nie einen Biberbau gesehen haben, ver„sichern, daß sie sich kaum haben vorstellen können, daß ein „solches Werk von Thieren errichtet sey. Nun werden sie „auch gerne glauben, daß es ihnen noch leichter sey, einen „solchen Damm, wenn er Lücken bekommt, auch wieder „auszubessern.

„Doch hier müssen wir uns würklich erst etwas erho„len. Der Damm wäre fertig; wir kommen nun zur Be„schreibung des eigentlichen Biberbaues, der aus diesen „einzelnen Hütten und Wohnungen besteht, und hierbey „werden sie abermals ihre ganze Aufmerksamkeit nöthig

„ha-

*) Allerdings — wo würden wir hingerathen, wenn wir ihnen mehr als Instinkt zugestehen wollten? A. d. M.

„haben. Nach der so ordentlich eingerichteten Anlage ihrer „Kolonie scheinen sie wirklich einen obersten Bau-Direc„tor *) zu haben, nach dem sie sich alle richten, und jede „Parthey ihr angewiesenes Werk ausführt, worin sie den „Bienen ähnlich sind. Die Mauern einer Biberhütte sind „beynahe zween Schuh dick, und stehen alle senkrecht auf „dem Pfahlwerke, welches zugleich den Fußboden abgiebt. „Sie sind von verschiedener Größe, kleinere, wo nur ein „oder zwey Paare wohnen, und größere, worin fünf bis „sechs Paar Raum haben. Der Umfang ist oval oder rund, „und beträgt öfters 30 Fuß, die Höhe aber auf acht Fuß. „Oben sind sie mit einem runden Dache überwölbt, und ha„ben daher alle die Gestalt, wie ein Hutkopf, oder wie die „Krallen der Hottentotten. Die mehresten haben drey „Stockwerke: eines unter dem Wasser; das zweyte mit dem „Wasser gleich; das dritte über der Wasserfläche. Alles „künstlich beworfen, gegen den Regen undurchdringlich, und „von lauter Materialien zusammengesetzt, die im Wasser „halten. Alle diese ungeheuren Arbeiten verrichten die Bi„ber des Nachts. Gar gerne mögen sie die ganze Kolonie „so anlegen, daß sie auf der einen Seite mit benachbarten „Wäldern, auf der andern aber mit dem Wasser Gemein„schaft haben. Man hat wohl eher in den großen amerika„nischen Ströhmen vor der Bevölkerung ganze Biber-Dorf„schaften gesehen, die aus zwanzig bis dreyßig Biberhütten „bestanden haben. Hier wohnen sie Paarweise, gleichviel „Männchen und Weibchen, in ungestörtem Frieden, der „stets unter ihnen herrscht, beysammen. Nur fremde Ko„lo-

*) Die Natur — die diesem Thiere wohl allerdings einen bewundernswürdigen Instinkt und Kunsttrieb verlieh. — Es ist übrigens der Mühe werth, Büffons Räsonnement über die Arbeit des Bibers, und vorzüglich die Stelle (deutsche Ausgabe von Martini S. 142 — 43.) nachzulesen, wo er eine Vergleichung ihrer Arbeit mit der der Bienen aufstellt.

A. d. V.

„konnten dürfen sich in einer einmal eingerichteten Republik „nicht niederlassen. Sie vertheidigen sich gegen alle Gefah„ren gemeinschaftlich, und warnen sich unter einander durch „einen Schwanzschlag aufs Wasser, dessen Schall weit „durch die ganze Kolonie ertönt. Sogleich stürzt sich alles „ins Wasser. Denn wenn sie in ihren Wohnungen ruhig „leben, so sitzen sie allezeit mit dem Schwanze und hal„ben Hinterleibe im Wasser.

„Was die innere Einrichtung betrifft, so ist eine solche „Hütte nicht allein sicher, sondern vorzüglich bequem und „reinlich angelegt. Der Fußboden ist mit grünem Rasen „belegt. Besonders nehmen sie auch dazu gern Aeste vom „Buchsbaum und grünen Tannen, *) auf welchen sie nie „ihren Unrath fallen lassen. Gegen die Wasserseite ist eine „Art von Luftloch, wie ein Fenster, angebracht, welches „ihnen zum Balkon dient, wo sie sich den größten Theil „des Tages baden können, welches ihr liebstes Geschäfte ist. „Diese Oeffnung ist mit vieler Vorsicht und hoch genug an„gelegt, damit solche nicht von dem hier zu Lande öfters 7 „Fuß dicken Eise verschlossen werde. Neben dem Wohn„zimmer ist das Magazin eben so dauerhaft eingerichtet. „Denn sie tragen sich Vorrath auf den Winter ein, und „lassen sich in dieser Jahreszeit wenig sehen.“ **)

Die

*) Wie auch Blasenegge, Carex vesicaria Linn. A. d. W.

**) Die Beschreibung, die Hearne von der Biberwohnung (Bure) macht, weicht ebenfalls von der Goezenschen ab, und es ist wohl allerdings der Mühe werth, sie mit der letzteren zu vergleichen. „Die Wohnungen der Biber,“ sagt Hearne, „sind aus eben den Materialien als ihre Dämme verfer„tigt, und ihre Größe ist immer der Zahl ihrer Einwohner an„gemessen, welches gewöhnlich nicht mehr als vier Alte und „sechs bis acht Junge sind. Zuweilen, doch selten, habe ich „auch wohl noch einmal so viel beysammen gefunden. Diese „Baue verdienen zwar allerdings Bewunderung; doch bleiben „sie

Die Nahrung des Bibers besteht in Baumrinde von Pappeln — Espen — Birken — und allerley Weiden. — Sie nähren sich vorzüglich von zartem Holz und frischer Rinde. Trocknes Holz ist ihnen zuwider. — Der Wintervorrath, den sie einsammeln, hat, nach den Nachrichten, die man in den Memoires de Saraſſin findet, für acht oder zehn Biber 25 bis 30 Fuß im Quadrat, und wenigstens 8 bis 10 Fuß in der Höhe. Sie bringen davon nichts eher

„sie sehr weit hinter den gewöhnlichen Beschreibungen zurück. „Denn statt jener künstlichen Einrichtung sind sie von weit rohe„rer Arbeit, als die Dämme. Diejenigen, welche dergleichen „Wohnungen beschrieben haben, und in denselben besondere „Gemächer, zum Essen, Schlafen, zu Aufbewahrung ihrer Le„bensmittel und sogar zu Verrichtung ihrer natürlichen Bedürf„nisse gesehen haben, sind entweder mit der Sache ganz unbe„kannt, oder sie haben die Absicht, durch irrige Vorstellungen „die Leichtgläubigkeit ihrer Leser zu täuschen. Ein vieljähriger „Aufenthalt unter den Wilden, während dem ich manche hun„dert Biberbaue gesehen habe, setzt mich in den Stand, dreist „zu behaupten, daß alle dergleichen Erzählungen durchaus un„gegründet sind. Denn ungeachtet der großen Klugheit dieser „Thiere, scheinen sie bey Verfertigung ihrer Häuser nichts an„ders zu bezwecken, als eine trockene Stelle, auf der sie liegen, „auch ihre Speisen verzehren können, die sie gelegentlich aus „dem Wasser herausholen. Man findet häufig, daß einige der „größeren Häuser mehr Abtheilungen haben, wenn man einem „Theile des Hauptgebäudes, welchen der Biber zur Unterstü„tzung des Daches hat stehen lassen, diese Benennung geben „kann. In solchen Fällen haben die sogenannten Abtheilungen „keine Verbindung unter einander, sondern jede hat einen be„sondern Ausgang unter dem Wasser. Ich habe einen dergleichen Biberbau auf einer kleinen Insel gesehen, welcher mehr „als zwölf Kammern unter einem Dache hatte, und da sich in „demselben eine beträchtliche Anzahl Biber aufhielt, so ist es „sehr wahrscheinlich, daß jede Familie ihren eigenen Wohnort „kannte, ohne weiteren Verkehr mit ihren Nachbaren, als zu

„Er-

aber in ihre Magazine, bis es ganz klein gekäuet und zu einem guten Futter zubereitet worden. *)

In Amerika sind der Biberbaum (magnolia glauca L.), die dortige Esche (fraxinus americana L.), der Storaxbaum (Liquidambar styraciflua), der Sassafras und alle süße Gummiarten seine liebste Speise. Im Sommer genießt er auch Feldobst und allerley Wurzelwerk von Calmus, Seerosen, Schilf u. s. w. Nach der Versicherung einiger Schriftsteller soll er auch Fische, Krabben und Krebse genießen, welches Goeze bezweifelt, weil es dem Biber als einem Nagethiere seiner Natur nach zuwider ist.

Die Begattung des Bibers geschieht im Anfange des Winters. Er hält sich während der Brunstzeit nur an ein Weibchen, und soll, wie mehrere behaupten, das Begattungsgeschäfte mit Heftigkeit und auf den Hinterläufen aufrechtstehend verrichten, und zur Vollendung desselben eine geraume Zeit bedürfen. Das Weibchen trägt 4 Monathe, nach

„Erbauung ihrer Wohnung und zu Errichtung ihrer Dämme „erfordert wurde.

„Andere Reisende, die bey Biberhäusern zwey Ausgänge, einen ins Wasser und den andern nach der Landseite, zuschreiben, scheinen mit der Oekonomie dieser Thiere eben so wenig „bekannt zu seyn, als diejenigen, welche ihnen eine Reihe zierlicher Gemächer geben; denn sie würden dadurch nicht nur den „Vortheil des Schutzes gegen ihre Feinde, vorzüglich den Wolfsbär, verliehren (denn wenn dieser ihnen von der Landseite beykommen könnte, würde kein einziger Biber übrig bleiben), „sondern auch überdies von der außerordentlichen Kälte des „Wassers im Winter sehr leiden. — A. d. V.

*) Nach andern soll er beym Einsammeln des Wintervorraths die stärkeren Aeste um seine Burg her unter das Wasser in die Erde senken, die vorher davon abgebissenen dünnen Zweige aber in den Röhren vor dem Erfrieren und Vertrocknen verwahren.

A. d. V.

nach der Behauptung mehrerer Jäger gerade 16 Wochen, und bringt dann in seinem Bau (Burg) auf einem aus Laub und trockenem Grase oder Schilf bereiteten Lager 2 bis 5 Junge, die blind zur Welt kommen, und die die Mutter 4 bis 6 Wochen säugt; nach der 4ten Woche bringt sie ihnen Zweige von Pappeln, Weiden ꝛc. zum Nagen. Was die Jungen liegen lassen, soll die Mutter, wie man sagt, in das Wasser stoßen. Nach 6 Wochen führt sie sie gewöhnlich aus, und giebt ihnen an jungen Weiden und Espen die erste Anweisung zum Verfahren beym Abschneiden und Fortschaffen der Baumstämme. *) Im dritten Jahre, nach der Be-

*) Wie die Mutter bey diesem Unterrichte zu Werke geht, darüber verdient das nachgelesen zu werden, was H. a. d. Winkel in seinem Handbuche für Jäger II. 126. als Augenzeuge erzählt. Ich werde die ganze Stelle wörtlich herſetzen.

„Vielleicht macht dem Leser nachstehende Erzählung um so „eher Vergnügen, wenn ich ihm versichere, daß sie blos Resultate solcher Beobachtungen enthält, welche ich auf dem damals „meiner Familie zuständigen, in der Muldenaue an der Dessauischen Grenze belegenen Rittergute Möst zu machen Gelegenheit hatte.

„Derselbe Jäger, welcher jetzt noch jenes Revier in Aufsicht „hat, ein geschickter und braver Mann, sahe einst, als er „Abends — ich glaube im Monath Julius — am hohen Ufer „eines alten Flußbettes hingieng, an den vorn spitzen, hinten „immer mehr sich ausbreitenden Furchen, welche sich in dem „stillen Wasser bildeten, daß irgend etwas auf ihn zuschwamm. „Da er sich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am „Rande stehende Gesträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war; so erwartete er desto aufmerksamer, was erfolgen würde, weil auf dem diesseitigen Ufer „sowohl, als auf dem jenseitigen, der Biber schon immer geschnitten hatte. Noch war es nicht ganz finster; er wurde daher bald an den Nahepuncten auf der Wasserfläche gewahr, „daß es wirklich Kreaturen dieser Gattung waren. Sie schwammen indeß nach der gegenüberstehenden Seite, stiegen aus und „strn-

Behauptung einiger Schriftsteller, Flemming z. B., schon im zweyten, sind die Jungen völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung fähig. Sobald das Weibchen die Jungen zur Welt bringt, wird es von dem Männchen verlassen, und von diesem nur von Zeit zu Zeit besucht, ohne sich aber lange dort zu verweilen. Sie versammeln sich wieder im Herbst, und wenn etwa große Beschädigungen bey ihren Däm-

„gungen in das nahe gelegene Weidig. Als sie dort emsig zu „schneiden begannen, entfernte er sich vorsichtig und stattete „meinem Bruder Bericht von diesem, bey uns seltenen, Ereig„niß ab. Auch ich, dessen Leidenschaft für alles, was auf mein „Metier Bezug hatte, bekannt war, erhielt sogleich Nachricht, „und ward auf den andern Tag zu einer kleinen Conferenz be„schieden. Wir kamen bey derselben dahin überein, daß wir „am folgenden Abende uns längs dem Ufer anstellen wollten, „nicht um zu schießen, wenn es auch mit Erfolg geschehen könn„te, sondern um zu beobachten.

„Ich erhielt meinen Posten dem Platze gegen über, wo die „Familie Tags zuvor ausgestiegen war. In der Dämmerung „kam sie wirklich wieder rasch unter dem Wasser hergezogen, „nahm auch denselben Weg bis zum Ausstiege. Hier trat die „Mutter zuerst allein ans Land und gieng, nachdem sie, den „Schwanz noch ins Wasser hängend, einen Augenblick gesichert „hatte, in das Weidig. Eilig in ihrer Art, folgten ihr die „3 Jungen, welche ohngefähr die Größe einer halbwüchsigen „Katze haben mochten. Kaum waren auch sie im Holze, als „das durchs schnelle Schneiden veranlaßte schnarchende Getöse „hörbar ward. Nach Verfluß einiger Minuten fiel der Stamm. „Nach eiliger und vollendeter ward nun der eben erwähnte „Laut, indem das sämtliche Personal in Thätigkeit war, um die „Zweige abzusondern, vielleicht auch um gleich auf der Stelle „die Schale davon zu äsen. Es war einer der schönsten Som„merabende, der Vollmond spiegelte sich auf der Wasserfläche; „wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere „abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer „weidenen Stange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen

„vier

Dämmen und Bauen vorgefallen sind, früher, um die nöthige Ausbesserung vorzunehmen.

So groß der Schade ist, den dieses Thier in Gegenden, wo er sich in großen Gesellschaften anbauet, durch die Verdämmung der Flüsse, wie nicht minder durch die Zerstöhrung des Holzes, anrichtet, so nützlich ist er dagegen in manchem andern Betracht. Den vorzüglichsten Nutzen gewährt

„vier Läufen gehend, zum Vorschein. In der nämlichen Stellung waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beyden Seiten des „Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das „Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe ward er da von „der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnauze gefaßt; höchst „eilig und ohne auszuruhen schwamm sie mit ihrer Beute den „nämlichen Weg zurück, auf welchem sie gekommen war; doch „konnte weder ich noch eine der übrigen neben mir vertheilten „Personen, weil das Wasser Krümmen machte, und da es „Nacht war, absehen, wo sie am Ende blieb. Oefter stellten „wir uns an, auch weiter von einander entfernt, aber immer „schien es, als wenn sie von dem jenseitigen Ufer, welches mit „einer hochstrigen Lache in Verbindung stund, wo sie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Untersuchungen anzustellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort und das „jenseitige Ufer zu einem Anhalt-Dessauischen Reviere gehört. „Auf unsrer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und „wieder am Rande des Wassers fanden wir indessen stärkere und „schwächere espene und weidene Stangen, von denen die Schale „völlig abgenaget war.

„Da man die Biberfamilie auf keine Weise störte, so blieb „sie bis zum nächsten Herbste beysammen. Als aber dann die „Mutter todtgeschossen war, veränderten zwar die Jungen ihren „Aufenthalt nicht, aber sie kamen nur einzeln zum Vorscheine. „Eins davon schoß der Jäger, das andere wurde im Tellereisen „gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem sogenannten alten Wasser nie wieder einen Biber.“

A. d. B.

währet der Bälg oder das Fell des Bibers. Aus diesem werden nicht nur Mützen, Müffe ꝛc. verfertigt, sondern es werden auch aus den kurzen weichen Haaren die feinen Hüte, die unter dem Nahmen Castorhüte bekannt sind, aus den längeren Handschuhe, Strümpfe ꝛc. zubereitet, so wie denn das Fell, wenn es von den Haaren entblößt ist, zum Beschlagen der Koffer und Reisekasten und sonst gebraucht wird, ja es hat, einer im Hamburgischen Correspondenten 1785 unter dem Artikel Paris vom 13. Januar desselben Jahres befindlichen Anzeige zufolge, der Director einer Hutmacher-Fabrik zu Rennes, Hr. Anchenume, den Versuch gemacht, ein ganzes Kleid aus Biberhaaren ohne Nath zu verfertigen. Je schwärzer der Balg ist, und diese kommen vorzüglich aus den nördlichen Gegenden, je höher steht er im Werth, dagegen die weißen Bälge hauptsächlich der Seltenheit wegen geschätzt werden.

Die Kaufleute machen einen dreyfachen Unterschied unter den Biberhäuten. Sie theilen sie in frische, getrocknete und fette Biber. Der erste, welcher auch, weil er im Winter gefangen, von besserem Werthe ist, und Winterbiber oder Moskowitscher Biber genannt wird, ist vorzüglich zu Unterfuttern brauchbar. Der getrocknete Biber ist im Sommer gefangen, hat dahero durchs Haren an seiner Güte verlohren, und wird daher auch der Sommer- oder Haarlose genannt. Mit dem Nahmen fette Biber werden diejenigen Häute belegt, welche die Wilden im Winter, und zwar das Fell inwendig, auf dem bloßen Leibe tragen, die mithin den Schweiß an sich gesogen haben und nur zu den gröbsten Arbeiten verbraucht werden. Als Handlungsprodukt betrachtet, ist mithin das Biberfell von ausgebreitetem Nutzen. Den stärksten Handel damit treiben die Franzosen, Engländer und Russen. In England ist eine sogenannte Biberkompagnie, welche von dem Prinzen Ruprecht gestiftet worden; in Frankreich eine dergleichen unter dem Nahmen der Kompagnie von Canada, und

für

für Rußland eine ähnliche in Archangel. — An der Hudsonsbai sollen zuweilen in einem Jahre 50,000 Biber getödtet werden, *) ein Beweis, in welcher erstaunlicher Menge sie sich dort noch vorfinden. Die Vorderzähne des Bibers werden von den Künstlern zum Vergolden und Poliren, von den Wilden als Messer, Meissel und Bohrer gebraucht; das ausgeschmolzene Fett verordnen die Aerzte, besonders die Russischen, in Nervenkrankheiten, Krämpfen u. s. w. Das Bibergeil wurde in vorigen Zeiten mehr, als heut zu Tage, von den Aerzten bey Krämpfen und Mutterbeschwerden, hysterischen Zufällen ꝛc. angewendet und verordnet. In neueren Zeiten ist der Werth dieses Arzeneymittels, welches man sonst irrig für die männlichen Geschlechtstheile des Thieres hielt, und dem man als solches sympathetische Kräfte gegen die von den Geburtstheilen herrührende Krankheiten des andern Geschlechts beylegte, ziemlich gefallen. Es wurde daher auch zu der Zeit, wo es noch in höherem Werthe und hohem Preise **) stand, häufig verfälscht, und aus verschiedenen mit Bibergeil vermischten Harzen nachgemacht. Die Kenner unterscheiden das ächte von dem verfälschten theils an dem ersterem beywohnenden stärkeren Geruch und Gewicht, theils durch die an demselben sich vorfindenden kleinen Häutchen und Fasern, die dem verfälschten fehlen. Die Jäger bedienen sich des Bibergeils zuweilen zu der Fuchswitterung. Das Fleisch des Bibers hat einen doppelten Geschmack. Das Vordertheil bis an die Nieren hat den Geschmack des Dachsfleisches, der übrige Theil den Geruch und Geschmack des Fisches. Obwohl es im Grunde thranig, bitter und widrig schmeckt, so wissen doch die Köche es durch Zubereitung genießbar zu machen. Es wird daher in den katholischen Län-

dern,

*) Von der in Amerika üblichen Biberjagd wird weiter unten eine nähere Beschreibung vorkommen.

**) Drey Biber liefern etwa 1 Pfund Bibergeil.

Orten, wo es zu den Fastenspeisen gehört, besonders von den Carthäusermönchen, die gar kein Fleisch essen dürfen, gegessen.

Am Spieße gebraten, soll es ohne weitere Zubereitung zu genießen seyn. Die Wilden räuchern, trocknen, (charkoniren) das Fleisch, und heben es so zum Gebrauch auf. Der Schwanz dieses Thieres wird für einen besondern Leckerbissen gehalten. Die Zubereitung findet man in Krantz s. C. p. 406. Als sich der König von Pohlen, Stanislaus, im Jahr 1734 mit seinem Hofstaat allhier in Königsberg aufhielt, soll ein Biberschwanz mehrmalen mit 1 — 2 Ducaten bezahlt worden seyn. Die Wilden in Canada, an der Hudsonsbai, und überhaupt in ganz Nordamerika ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanz des Bibers ein Oehl, dessen sie sich als eines äußerlichen Mittels gegen Wunden und andere Zufälle bedienen.

Jagd.

Ich habe schon angeführt, daß der Biber in einigen Ländern zur hohen Jagd und zu den Regalien der Fürsten gehört, dagegen er in andern Ländern, und so auch in den Preußischen Staaten, wo er jedoch in der hiesigen Provinz, dem Königreich Preußen, nicht mehr angetroffen wird, von jedem Jagdberechtigten gefangen und erlegt werden darf. Er wird theils in Tellereisen — auch Stangeneisen —, mit Netzen — Wathen — gefangen, auch mit einer dreyzackichten Gabel — man nennt diese Art von Jagd den Bibersstich, erlegt, endlich auch auf dem Anstande geschossen. Der Fang mit dem Tellereisen und dem Stangeneisen geschieht beynahe auf die nämliche Art, wie bey dem Fischotter. Die Eisen werden an denjenigen Oertern, wo der Biber ans Land steigt, *) ausgelegt, mit Laub bedeckt, auch

*) Der Ort, wo er das Land betritt, wird in der Jägersprache der Ausstieg, der, wo er ruhig ins Wasser steigt, der Ein-

auch Zweige von Espen, Weiden und Haseln um dasselbe gelegt. Das Eisen muß sehr stark, und wenn man sich des Tellereisens bedient, — der Fang mit dem Tellereisen ist beyläufig erwähnt sicherer, besonders wenn es unter Wasser gelegt wird, — dieses mit zwey starken Federn versehen, auch mit einer Kette befestiget seyn. Der Biber nimmt nicht leicht eine Witterung an, daher das Eisen blos tüchtig ausgescheuert und mit espenen und haselnen Knospen eingerieben wird.

Die Netze, deren man sich zum Biberfange bedient, werden nach Art der Repphühner- oder Wachtelnetze, deren Einrichtung in dem dritten Theile bey Gelegenheit des Repphühner- und Wachtelfanges näher beschrieben werden soll, von starken Leinen eines Fingers dick, und zwar das Zeuggarn so stark, wie das Rebgarn, verfertigt, und ihnen eine Höhe von etwa 3 Ellen, eine Länge von etwa 100 Fuß, den Spiegelmaschen aber eine Weite von etwa 18 Zoll gegeben. Diese Netze werden entweder des Nachts auf das Land, an Oerter, wo der Biber seinen Ein- und Ausgang hat, an 3 Ellen langen Stangen aufgestellt, und gleich einem Stellnetze eingebunden, der Biber alsdann mit Hunden — und man bedient sich hierzu eben derselben Art Hunde, die man zum Otterfange gebraucht — aufgesucht und in die Netze getrieben, oder man stellt diese Netze im Wasser vor dem

Einstieg genannt. Wenn er in dem Baue (der Burg) oder auf dem Lande aufgeschreckt wird und dann flüchtig ins Wasser geht, so sagt man: er fährt oder fällt ins Wasser. Die Fährte des Bibers ist leicht zu erkennen. Der Abdruck der Vorderläufte ähnelt einer Hundefährte, nur sind die Ballen flacher, auch stehen die Zehen und Krallen weiter aus einander. Die Hinterläufte zeichnen sich dagegen wie Schwanen- oder Gänsefüße. Die Stellung aller vier Läufte zusammen gleicht der Otterspur, mit dem Unterschiede, daß die Hinterläufte weiter aus einander und sehr einwärts stehen.

dem Biberbau auf, und läßt ihn durch die Hunde aus seiner Wohnung herausstöbern.

Die Wathe wird nach Art der gemeinen Fischerwathen, etwa 15 bis 18 Ellen lang, mit einem ziemlich langen Küttel, mit Gesenke und Bley verfertigt, diese Wathe vor dem Biberbau im Wasser aufgestellt, und der Biber sodann durch Dachshunde aus seiner Wohnung in die Wathe getrieben. Auch Fallen, die aus zwey Blöcken bestehen, und die dergestalt aufgestellt werden, daß der Biber, sobald er auftritt, bedrückt wird, werden ihm gelegt, und er auch endlich in einer Reuße von Fichtenästen mit einem Busch von Espenknospen, in die der Biber mit dem Kopfe einkriecht, ohne sich zurückziehen zu können, gefangen. Der sogenannte Biberstich besteht darin, daß man ihn durch Hunde in das Wasser treiben läßt, und ihn dort — welches jedoch nur in stillen klaren Gewässern, wo man bis auf den Grund sehen kann, zulässig ist — unter dem Wasser mit starken dreyzackichten, mit Widerhaken versehenen Gabeln sodtsticht.

Um den Biber auf dem Anstande zu schießen, stellt man sich da, wo er gewöhnlich aussteigt, bey mondhellen Nächten an, beobachtet aber sowohl beym Anstellen als Schießen das nämliche, was beym Otter vorgeschrieben ist.

In Amerika wird, nach Hearnes Erzählung, eine Hauptbiberjagd so angestellt:

Die Wilden besteken einen ganzen Fluß quer über mit starken Stöcken, um das Durchschlüpfen der Biber zu verhindern. Dann versieht sich ein jeder mit einer langen Eispicke und klopft damit längs dem Ufer auf das Eis, dessen Ton nach vielfältiger Uebung ihnen verräth, wo eine Biberhöhle in der Nähe ist. Hier hauen sie dann ein Loch in das Eis, weit genug, daß ein Biber hindurch kommen kann, und ist dies überall geschehen; so werden von den übrigen Männern und Weibern alle Biberburgen bestürmt, und

nicht

Leicht ohne große Mühe, da sie oft 6 bis 8 Fuß dick sind, erbrochen. Die hierdurch geängstigten Biber flüchten sich zu den Löchern am Ufer, und wenn die Jäger an der Bewegung des Wassers dies merken, setzen sie die Löcher mit Stöcken zu, und holen den Biber, wenn sie ihn erreichen können, mit der Hand oder mit einem langen Haken, der an einem Stock befestigt ist, heraus. So werden oft in einem Tage mehrere Hundert, und in manchen Jahren allein an der Hudsonsbay über 50,000 gefangen.

Der Seehund.

Naturgeschichte.

Der Seehund, sonst auch gemeiner Seehund, Seekalb, Meerkalb, Robbe, gemeine Robbe, Kalbsrobbe, Roppe, Sühlhund, Saalhund, Seewolf, Dickkopf, auch brauner genannt, gehört nach der Linnéischen Eintheilung zur dritten Ordnung der Säugethiere, und nach der Classification der Gattungen oder Geschlechter zu dem 11. Geschlecht, dem der Ritter die Benennung *Phoca* beygelegt, und wovon er 3 Arten, den Seebär (*Phoca ursina*), den Seelöwen (*Phoca leonina*) und den Robben oder Seehund (*Phoca vitulina*) angiebt. Bechstein hat ihn in seiner Naturgeschichte für Deutschland N. A. I. 1198. unter der vierten Ordnung der Säugethiere, die er mit dem Nahmen *Palmata* belegt, und wohin der Robbe (*Phoca*) als Gattung gehört, unter dem Nahmen der Kalbsrobbe oder gemeine Seehund aufgeführt. *)

Dieses

*) In Büffons Naturgeschichte findet man ihn, und zwar in der Französischen Ausgabe Büffon quadrup. Supr. ed. 12. in dem XI. Theile unter dem Nahmen Phogue Commun.

Dieses Thier, welches in der hiesigen Provinz am Gestade der Ostsee, besonders bey Palmnicken, Brusterort und Dirschkeim häufig erlegt, und dort schlechtweg Seehund genannt wird, hat blos in Hinsicht auf die Gestalt seines dicken, etwas platten Kopfes und seiner kurzen Schnauze einige Aehnlichkeit mit einem Hunde, dagegen er sonst in seinem Körperbau ganz von diesem abweicht. Die dicken aufgeworfenen Lippen seines Maules, die großen, schwarzen, funkelnden Augen, und der um die Nase herumstehende borstenartige Schnurrbart geben ihm ein trotziges Ansehen; die Ohren sind ohne Ohrlappen, und statt dieser der Gehörgang blos mit einer Art von Klappe verschlossen; sein Gebiß ist äußerst scharf. In der obern Kinnlade hat er 6, in der untern meist immer 4, zuweilen nur 2 Vorderzähne, zwischen denen sich eine Lücke befindet, oben und unten 2 spitzige, etwas gekrümmte Eck- oder Hundezähne, dagegen die Anzahl der Backzähne nicht immer gleich ist, so viele ich denn an denen, die ich entweder selbst erlegte, oder die mir sonst getödtet vorgezeigt wurden, bald 5, bald 6 Backzähne angetroffen habe. Der Hals ist stark und voll Runzeln. Das Thier kann ihn auch nach Gefallen sehr lang ausstrecken und wieder einziehen. Der Leib ist vorn um die Brust herum sehr dick und rund, läuft aber in kegelförmiger Gestalt nach hintenzu ab, und ist dort merklich dünner, der ganze Körperbau zum Schwimmen eingerichtet. Die Vorderfüße sind sehr kurz, stecken zum Theil unter der Haut, lassen sich aber ausdehnen. Sie sind mit 5 Zehen von ungleicher Länge, diese aber mit 3 Gelenken und langen braunen Klauen versehen. Die Hinterfüße sind mit dem Schwanze in eins verwachsen, haben aber ebenfalls 5 kenn-

in der deutschen Uebersetzung von Martini und Otto im XVI. Bande S. 184. unter dem deutschen Nahmen: der gemeine Robbe, aufgeführt. — Goeze hat ihn in seiner europäischen Fauna gar nicht.

5 kenntbare lange Zehen, die das Thier beym Schwimmen gleich einem Fächer auseinander breitet, und von denen die beyden äußersten die längsten, und eben so, wie die Vorderzehen, mit einer haarichten Schwimmhaut verbunden sind. Die Haare, mit denen der Leib bedeckt ist, sind kurz, stark und in der Sonne wie Silber glänzend, als ob sie mit Oel bestrichen wären. Die Farbe der Haare anlangend, so ist solche meist immer auf dem Rücken ins bräunliche fallend, auf dem Bauche mehr weißlich. Jedoch habe ich solche an denen am hiesigen Seestrande sich vorfindenden Seehunden sehr verschieden und abweichend gefunden. Nach der Bemerkung der am hiesigen Strande wohnenden Jäger sind die Jungen fast immer schwarzgrau, die vom mittleren Alter weißgrau, dagegen die Alten mit hellgelben Flecken gesprenkelt. Es soll auch lichtgelbe mit schwarzen, größeren oder kleineren Flecken geben, dergleichen ich aber am hiesigen Strande nie vorgefunden habe. *) Da blos die Vorderfüße zum Gehen, die hintern aber blos zum Schwimmen eingerichtet sind, so haben sie einen kriechenden schleppenden Gang. Wenn sie indessen verfolgt werden, so springen oder werfen sie sich vielmehr, vermittelst ihrer Hinterfüße, in die Höhe, und laufen mit den Vorderfüßen schnell genug, daß man Mühe hat, sie einzuholen. Das Weibchen unterscheidet sich durch seine hinter dem Nabel befindlichen 2 Brüste. Die Mutterscheide und der After laufen in einer Oeffnung aus. Die Naturkündiger geben seine Größe auf 7 Fuß an. Am hiesigen Strande ist vor kurzem ein Seehund, der eine Länge von 12 Fuß hatte, geschossen worden. Er wird sehr fett und stark, hält oft 50 — 60 Berliner Quart an Thran.

*) Bechstein giebt außer dem gemeinen Seehunde noch den grauen Seehund als eine besondere Art an, den ich aber an der hiesigen Seeküste nie antraf.

Die Naturkündiger schildern den Seehund als ein neugieriges und zugleich beherztes Thier. Aus Neugierde soll er, wie auch Bechstein anführt, den Kopf immer aus dem Wasser strecken, um zu sehen, was neben ihm vorgeht. Ich gestehe, daß ich dieser Meynung nach denen von mir, bey meinem öftern Aufenthalte an dem nur 3 Meilen von meinem hiesigen Wohnort entfernten Seestrande, gemachten Beobachtungen, nicht beytreten kann. Es ist nicht ungegründet, daß er oft den Kopf aus dem Wasser hebt und um sich blickt. Ich kann mich aber nicht überreden, daß er dies aus Neugierde thun sollte; ich glaube vielmehr, es geschieht aus Vorsicht, um nicht überrascht zu werden, denn er ist am hiesigen Strande wenigstens sehr menschenscheu. So habe ich auch eben so wenig, als die am hiesigen Seestrande wohnenden Jäger, bey denen ich mich sorgfältig erkundigt habe, je wahrnehmen können, daß er, wie ebenfalls einige Naturkündiger anführen, den Blitz und Donner lieben, und bey Gewittern an das Land gehen sollte.

Bey uns sieht man ihn bey Gewittern im Gegentheil nie am Lande, so wie er denn in der Jahreszeit, wo die Gewitter am häufigsten sind, so wie überhaupt im Sommer, sich nur in geringer Anzahl und einzeln am hiesigen Seestrande einfindet. Er kommt dort gewöhnlich um Martini aus den nördlichen Gegenden an, und hält sich daselbst bis zum Monath März und April auf, kehrt aber dann, sobald der Nordwind die Eisschollen am Gestade losmacht, auf diesen nach den nördlichen Gegenden zurück. Es sitzen dann öfters 3 — 4 Seehunde auf einer Eisscholle, und lassen sich auf dieser in die See treiben, und nur wenige bleiben, wie gesagt, den Sommer über hier. Am häufigsten findet man ihn um Weyhnachten, besonders aber bey heftigen Stürmen, wo er sich oft in den Wellen schlafend ans Ufer treiben läßt, beym Erwachen aber gleich wieder in See geht. Bey stiller heiterer Witterung dagegen, kommt er sowohl des Nachts, als bey Tage, häufig ans Land, und

legt sich auf die dort befindlichen Steine, so wie er sich denn auch auf denen in der Nähe des Gestades befindlichen, aus dem Meer hervorragenden Steinen sonnet, beym Anblick eines Menschen aber schnell untertaucht. Da er an der Scheidewand des Herzens die schmale Oeffnung der Amphibien hat, so kann er lange unter Wasser bleiben.

Seine Nahrung besteht vorzüglich in Fischen, unter denen er, nach der Beobachtung der am hiesigen Strande wohnenden Jäger, besonders eine Art von Seefischen, hier zu Lande Pomochel genannt, liebt, und wenn die Strandbewohner auf den Pomochelfang ausziehen, den Fischerbötchen häufig nachzieht, um bey solcher Gelegenheit, besonders beym Angeln, etwas zu erhaschen. Auch soll er, der Erzählung der hiesigen Strandjäger zufolge, ich selbst habe es nie gesehen, den wilden Enten nachstellen, und solche unter dem Wasser bey den Füßen erhaschen und in den Grund herabziehen. Nach Anzeige einiger Naturkündiger frißt er auch Meergras.

Seine Begattung erfolgt, nach der Angabe einiger Naturkündiger, gewöhnlich im April, nach der Beobachtung der hiesigen Strandbewohner und Jäger im December und Januar, wo man oft, in einer Entfernung von 3 bis 500 Schritten vom Gestade, 15 und mehrere auf den Eisschollen gewahr wird, die mit einem heiseren Brüllen *) um die Weibchen kämpfen, und mit den Vorderfüßen ins Wasser schlagen, welchen Kampf man auch an ihnen gewahr wird, wenn sie einander die Plätze auf den Steinen streitig machen. Sie sollen 1 bis 2 Jungen, und zwar auf einem Steine oder dem Eise, zur Welt bringen.

Jagd.

*) Daß die Alten eine Art von Bellen, die Jungen aber ein Miauen gleich den Katzen hören lassen sollten, wie einige Naturkündiger erzählen, habe ich nie wahrgenommen, so wie denn selbst das Brüllen nur dann, wenn sie kämpfen und zwar außer der Begattungszeit selten gehört wird.

Jagd.

Der Seehund wird von den hiesigen Jägern am meisten dann geschossen, wenn er ans Ufer geht und sich auf die dort befindlichen Steine legt. Da er die Nase stets gegen die See gekehrt hat, und überdem selbst, wenn er wacht, vor dem Getöse des Meeres nicht so leise hören kann, so ist ihm dann, wenn man den Wind wahrnimmt, wohl beyzukommen, schwerer, wenn er in einer Entfernung vom Gestade schwimmt, oder dort auf einem hervorragenden Steine ruht, wo er bey dem Anblick eines Menschen äußerst schnell untertaucht. Wenn man ihn im Wasser schießt, so ist die Oberfläche des Wassers, sobald er getroffen ist, gleich nach dem Schusse mit Thran bedeckt. Die Strandbewohner, besonders die Fischer, schlagen ihn häufig, wenn er am Strande liegt, mit Knitteln todt, oder erlegen ihn auch mit einer Art Harpune, die an einer Schnur abrollt. Er setzt sich häufig unter lautem Aufschreyen zur Wehre, wobey er seinen sehr übelriechenden Unrath von sich läßt. In denen weiter nach Norden belegenen Gegenden, wo der Robbenfang im Großen betrieben wird, gehen alle Jahr einige Schiffe im April und März auf den Fang aus. Die Rohhenschläger suchen sie bey Spitzbergen auf dem Eise, wo sie in ganzen Heerden liegen und schlafen, zu umringen, und schlagen sie mit einem mit Eisen beschlagenen Stocke todt. Die Isländer sollen in einem Tage bis 200 Seehunde fangen. Sein Fleisch wird in dortigen Gegenden häufig gegessen, hier zu Lande blos der Thran und der Balg gebraucht, welchen die Kürschner zu Müffen, Pferdedecken, die Sattler zum Beschlagen der Reisekasten anwenden. Auch werden Winterstiefel und Schuhe davon verfertigt. Die Nordländer nützen auch ihre Gedärme, Knochen und Sehnen ꝛc., und bedienen sich der Haut zu Kleidungsstücken. Die Eckzähne können zu Drechsler- und eingelegter Arbeit gebraucht werden.

Das Eichhorn.

Um in meinem den Jagdliebhabern gewidmeten Werke so möglich nichts, was in die kleine Jagd einschlägt, zu übergehen, habe ich auch dem Eichhorn, diesem beynahe in allen Himmelsstrichen in zahlreicher Menge anzutreffenden Waldbewohner, einen Platz hier eingeräumt.

Naturgeschichte.

Nach Linné gehört das Eichhorn zu der vierten Ordnung der Säugethiere, den nagenden Thieren. Der Ritter giebt 11 Arten an, unter denen jedoch einige nur als Varietäten und Spielarten anzusehen sind: das gemeine Eichhorn (Sciurus vulgaris), das schwarze Eichhorn (Sciurus niger), das aschgraue Eichhorn (Sciurus cinereus), das gelbe Eichhorn (Sciurus flavus), das Wieselеichhorn (Sciurus palmarum), das afrikanische Eichhorn (Sciurus getulus), das gestreifte Eichhorn (Sciurus striatus), das Mäuseeichhorn (Sciurus glis), das Surinamsche Eichhorn (Sciurus aestuans), das fliegende Eichhorn (Sciurus volans), der Pfeilschwänz (Sciurus sagitta). *) Bechstein giebt für Deutschland nur eine Art, das gemeine Eichhorn mit seinen Varietäten **) an, dagegen Goeze

*) Zum Nachlesen empfehle ich
Buffon hist. nat. Uebers. von Martini IV. 208.
Pennant hist. of. Quadr. Uebers. von Bechstein II. 455.
Bechsteins gem. Naturg. Deutschl. N. A. I. 1074.
von Schrebers Säugeth. IV. 757.
von Zimmermanns geogr. Zool. I. 230.
Goeze's Fauna II. 302.
Donndorfs zool. Beytr. I. 488.
Handbuch für Jäger, Jagdliebhaber und Jagdberechtigte, von G. F. D. a. d. Winkel, II. 152.

**) 1) Das braunschwarze mit fuchsrothem Bauch, 2) das aschgraue mit weisser Brust und Bauch und röthlicher Einfas-

Goeze in seiner Fauna außer dem gemeinen Eichhorn, auch das fliegende Eichhorn, *) welches in einigen europäischen Gegenden ebenfalls einheimisch ist, aufführt. Das gemeine europäische Eichhorn, auswärtig, besonders im südlichen Deutschland, auch Eichkätzchen, sonst auch Eichhörnlein, Eichhörnchen, gemeines Eichhörnchen, Eckerchen, Eichhermelin, Springfuß genannt, welches sich in den hiesigen Waldungen sehr häufig findet, und ehemals mehr als jetzt in Stuben gezähmt, erzogen und unterhalten wurde, ist so allgemein bekannt, daß ich einer näheren Beschreibung entübrigt seyn könnte, wenn ich solche nicht aus den nämlichen Gründen, die ich bey der Naturgeschichte eines eben so bekannten Thieres, des Haasen, angeführt habe, für nothwendig hielte.

Das Thier hat einen dicken, an den Seiten platten, gegen die Schnauze spitz auslaufenden, den Ratten ähnlichen Kopf. Die Stirne ist flach, die Nase merklich hervorragend, die Oberlippe etwas rückwärts gebogen, die Unterlippe ungleich kürzer, so daß die beyden Schneidezähne in der untern Kinnlade fast entblößt stehen. Die sehr großen, runden, schwarzen Augen stehen nahe bey den Ohren, welche letztere in die Höhe stehend, und an den Spitzen mit langen sträubigen Haaren bewachsen sind. Die Lippen sind mit kurzen, steifen, weißen Haaren besetzt.

Zur

fassung des Unterleibes, 3) das hellgraue mit schmutzig weißer Brust und Bauch und rothem Strich über den Rücken, 4) das weiße mit rothen Augen, 5) das gelbe, entweder blaß- oder rothgelb, 6) das roth- und weißgefleckte, 7) das schwarz- und weißgeschäckte, 8) das fuchsrothe mit weißen Füßen, 9) das schwarze mit ganz oder halbweißem Schwanze, 10) das fuchsrothe mit weißem Schwanze.

*) Goeze theilt, wie mehrere andere, die ganze Gattung in zwey Familien, in kletternde und fliegende.

Zur Seite der Nase stehen 5 Reihen schwarzer langer Barthorsten, über den Augen und an den Backen 3 solcher Barthaare. Das Gebiß dieses kleinen Thieres ist außerordentlich scharf, und ganz zum Benagen und Aufbrechen der Nüsse und Eicheln, die es sehr liebt, eingerichtet. In der oberen Kinnlade befinden sich zwey keilförmige, spitzige, scharfe, in der untern ebenfalls zwey, jedoch längere, zusammengedrückte, und gleich wie in einem Charnier, bewegliche Vorderzähne (Schneidezähne), die untern haben an der Vorderfläche eine hohe Pomeranzenfarbe. Außerdem sind in der obern wie in der untern Kinnlade auf jeder Seite 4 große gereifte, und vor diesen 2 kleinere Backzähne, in allem 22 Zähne. Der Hinterkopf ist etwas erhaben, der Hals sehr kurz, der Leib in Verhältniß der Länge sehr dick, der Rücken merklich gekrümmt, der Schwanz (Fahne), den das Thier sitzend auf den Rücken legt, laufend ausgestreckt trägt, und der fast einem Fuchsschwanze gleicht, lang und zottigt, die längsten Haare an beiden Seiten wie ein Federbusch. Die Beine sind sehr kurz und dick, desto länger und größer aber nach Verhältniß des Körpers die Pfoten, die Zehen dick, die Fußsohlen breit. Die Vorderfüße haben 4 mit scharfen, grauen Nägeln besetzte Finger, anstatt des Daumens einen stumpfen Nagel. Die Hinterfüße haben 5 Zehen. Die ganze Einrichtung der Füße macht das Thier zum Klettern und Springen sehr geschickt. Es berührt mit seinen langen Ferſen den Boden, und kann daher, wie alle Nagethiere, aufrecht sitzen. Die Farbe des gemeinen Eichhorns ist Fuchsroth, an der Kehle und am Bauche weißlich, der Grund des in die Höhe stehenden, etwas zurückgebogenen Haares, ist aschgrau, an dem Schwanze aschgrau mit roth gemischt. Schnauze und Augenlieder sind weißgelb. Im Winter verändert sich die Farbe ins Graurothe. Es giebt auch in einigen Gegenden, obwohl nicht hier zu Lande, schwarze, schwarzbraune, schäckige, ja weiter nach Norden aschgraue und bläulichte Eichhörnchen, welche letztere beyde als Pelzwerk in größerem Werthe stehen, als die hiesigen,

gen, die aber alle nur eine Art ausmachen. Auch soll es weißgelbe mit rothen Augen geben, die aber höchst selten sind, und als Kackerlaken *) angesehen werden können. Die ganze Größe des Thieres vom Kopfe bis zum Schwanze ist 9 Zoll, die Höhe 4 Zoll, die Länge des Schwanzbeines 8 Zoll, bis zur Spitze 10 Zoll. Das Weibchen ist kleiner wie das Männchen, und sein Schwanz nicht mit so langen und dichten Haaren besetzt. Das Eichhorn soll im gezähmten Zustande selten das 6te, 7te Jahr erleben. Wahrscheinlich beschränkt sich seine Lebensdauer auch im Freyen auf diesen Zeitraum, da solcher mit dem Wachsthum dieses Thieres in dem von Büffon in Rücksicht der vierfüßigen Thiere angegebenen Verhältnisse steht.

Bey der Zergliederung dieses Thieres fand Goeze, daß der entblößte Kopf mehr dem Kopfe eines Haasen und Kaninchen, als anderer Thiere, gleicht, und daß die Kehle außerordentlich enge ist, daher das Thier, welches keine große Stücke verschlucken kann, sein Futter ungemein klein zermalmen muß, wobey Goeze die Bemerkung macht, daß der Magen auch sonst, wenn dies nicht geschähe, die Speisen bey dem häufigen Herabspringen von den Bäumen wiedergeben würde. Besonders merkwürdig fand Goeze die Beweglichkeit seiner Unterzähne, die sich beyde, wie man bey diesem Thiere, wenn es frißt, sehen kann, seitwärts öffnen, und von denen jeder sich besonders vor- und rückwärts bewegen kann. Wenn das Thier todt, aber noch warm ist, so bleibt diese Beweglichkeit der Zähne. Sobald es aber ganz erkaltet, sitzen sie so fest, wie die andern im Zahnfleisch. — In den Gedärmen des Thieres fand Goeze mehr als eine

*) Kackerlaken nennt man in der Naturgeschichte diejenigen Thiere, welche, statt die dunklere Farbe ihrer Art zu erhalten, mit ganz weißen Haaren und rothen Augen, wie die Albinos (weiße Mohren), geboren werden. Sie sind meist immer schwächliche Geschöpfe.

ne Art von Bandwürmern, die er den blumichten Bandwurm benennt. — Die Leber war frey. — In dem Balge eines Eichhorns, das Goeze einst zergliederte, fand er eine unzählige Menge von Waldmilben, eine Art von so genannten Holzböcken, die sich häufig im Holze und feuchten Moose aufhalten, und sich nicht selten auch bey den Hunden ansetzen. Ungeachtet das Thier leicht zu zähmen ist, und wegen seiner possierlichen Sprünge und Bewegungen belustiget, so ist es doch seinem Naturel nach tückisch und boshaft, sein Biß aber gefährlich. Wenn sich der Trieb zur Begattung regt, den auch die gezähmten im Frühjahr fühlen, überfällt sie, wie Goeze anführt, ein ordentlicher Paroxismus von Wuth, und ihm sind, wie er erzählt, Beyspiele bekannt, daß sie sogar ohne Beleidigung ihren Herrn dergestalt gebissen haben, daß das Gift der Wunde nicht geheilt werden konnte, sondern die Finger abgelöset werden mußten. Um sie zu zähmen, muß man sie jung fangen, wo möglich die Jungen in den ersten 4 Wochen ausnehmen. Wenn man sie nicht gleich, sobald man sie findet, aus dem Neste nimmt, tragen sie die Alten oft über tausend Schritte in ein anderes Nest, sobald sie wittern, daß man ihr Wochenbette untersucht hat. Man ernähret sie anfänglich mit Milch und weißem Brote, hernach mit Mandeln — wohlverstanden mit süßen; die bittern sind ihnen, wie mehreren blindgebohrnen Thieren, schädlich, und sie sterben oft zur Stelle davon. *) Von der Art und Weise, wie das Eichhorn bey dem Aufbeißen einer Nuß zu Werke geht, macht Goeze folgende unterhaltende Beschreibung: „Sobald man ihm eine Nuß darbietet, sagt er, setzt sichs „auf die Hinterfüße, und läßt sie wie ein Hexenspiel zwi„schen den Krallen der Vorderpfoten und den Vorderzähnen „herum laufen. Dieses geschwinde Drehen geschieht deshalb, „da-

*) Auch Pfirsich- und Aprikosenkerne sind ihnen, wie schon Goeze versichert, ein wahres Gift.

„damit es die Zähne an den Nußschaalen desto vortheilhafter gebrauchen kann. Das Nagen an der Nuß erfolgt mit „solcher Geschwindigkeit, daß man mit den Augen kaum folgen kann, und es gehört kaum eine halbe Minute Zeit dazu, so sind schon verschiedene Nüsse bis auf den Kern in die „Schaale eingenagt. Nun setzt es von der Seite die Spitzen des Zahns ein, bricht ein Stück aus, dreht die Nuß, „bricht abermals ein Stück aus, die übrigen folgen, und „der Kern ist bloß. Dieser wird durch geschwindes Umdrehen und Nagen eben sobald von seiner rauhen Haut befreyt „und verspeist. — Bey diesem ganzen Geschäfte geht die „Nuß wenigstens hundertmal in den Pfoten herum.“ Ihr Aufenthalt ist in den Wäldern, vorzüglich im Nadelholz — Schwarzwäldern, zuweilen auch in denen dort in der Nähe befindlichen Obstgärten, wo sie sich immer auf den Bäumen aufhalten, nur selten auf die Erde kommen. Auch scheint ihr Bau mehr zum Springen als zum Gehen eingerichtet, daher sie selbst auf der Erde einen springenden Gang haben, auch mit der größten Leichtigkeit von dem Gipfel eines Baumes zu dem andern springen können. Das Springen geschieht so leise, daß man es kaum hören kann. Ihr Schwanz dient ihnen dabey gewissermaßen zum Segel, ihre stark dunstenden feuchten Fußsohlen zum festen Tritte. In der äußersten Verfolgung können sie über einen Fluß oder Teich schwimmen. Viele Schriftsteller geben vor, daß sie sich auf ein Stückchen Baumrinde oder auf ein Bretchen setzen, den Schwanz als ein Segel in die Höhe stellen, und so herüberschiffen. Dies scheint aber wohl nur eine Sage zu seyn, ich habe sie nie schwimmend angetroffen. Goeze und Bechstein versichern beyde, daß die Eichhörnchen in Thüringen — und sonach wohl überall — ohne jene Hülfsmittel, auf dem Rücken und mit eingetauchtem Schwanze über den Fluß schwimmen. Obwohl sie sich nicht im Verborgnen, sondern stets im Freyen halten, so scheuen sie doch die Sonnenhitze, und lieben den Schatten. Sie halten sich gerne trocken und reinlich, und sitzen daher im-

immer auf ihren Hinterfüßen, putzen und lecken sich. Ihre Stimme ist eine Art von Pfeifen und Klatschen, fast als wenn ein Mensch mit der Zunge klatscht. Sie lassen beydes; so wohl wenn sie fröhlich sind, als wenn sie verfolgt werden, oft auch als wahre Wetterpropheten *) bey Herannahung eines Sturms, hören. Wenn sie gereizt werden, knurren, zischen und murmeln sie, sie murksen, nach dem Ausdruck, dessen sich Goeze bedient, um den Ton und Affekt zu bezeichnen, und er ist wirklich sehr passend. Sie errichten sich auf den Bäumen mehrere künstliche Wohnungen oder Nester von dünnen Reisern, in Laubwäldern aber von dürren beblätterten Reisern und trockenem Laube, welches sie zusammentragen, mit Moos durchflechten, zusammendrücken und mit den Füßen fest treten. Diese Wohnungen, deren jedes Paar Eichhörnchen gewöhnlich 4 hat, und wovon zwey als die Hauptwohnungen größer, als die andern beyden sind, sind nach Art der Elsternester mit einer kegelförmigen Haube versehen, worin sich ein Eingang findet, der gewöhnlich gegen Morgen angelegt ist. Mehrentheils sind diese Nester in der Mitte des Baums, an einer Stelle, wo ein Zweig mit dem andern eine Gabel macht, angelegt, und auf der dem Stamme zugekehrten Seite eine Oeffnung gelassen, um hier bey Nachstellung eines Feindes entschlüpfen zu können. Bey starken Gewittern, Stürmen und Platzregen verstopfen sie die Oeffnungen der Wohnung auf der Seite, wo der Wind herkommt, sehr sorgfältig; machen dagegen an der andern, um frische Luft und einen Ausgang zu behalten, eine kleine Oeffnung, verschließen sich oft ganz in dieselbe, bis das Gewitter vorüber ist. Zuweilen wenn sie leere Raben- und Elsternester finden,

*) Sie haben, denen von mehreren Naturkündigern und Jägern gemachten Beobachtungen zufolge, eine Vorempfindung der Wetterveränderung, besonders der Gewitter und Stürme, und fliehen dann unter öfterem Pfeifen und Klatschen in ihre Nester.

den, nehmen sie von diesen Besitz, und richten sie nach ihrer Bequemlichkeit ein. In einigen Ländern stellen sie ordentliche Wanderungen an. Pallas erzählt von denen, die er in Siberien bemerkt hat, Reise II. 660., folgendes:

„In allen Waldungen, sagt er, zwischen dem Ob und „Tomm, waren die Eichhörner in unglaublicher Menge vor„handen. Schon im Sommer hatte man bemerkt, daß sie „aus den südöstlichen Gebirgen her sich in das Tommskische „Gebiet gezogen, und gleichsam eine Wanderung vorgenom„men hatten. Am allerhäufigsten waren sie um Tomms „selbst, ja in der Stadt sogar hielten sie sich jetzt in allen „wüsten Gebäuden und auf den Festungsthürmen auf, und „wurden von den Knaben häufig lebendig gefangen und feil „geboten. Man bemerkte darunter nicht nur die dunkel„braunen, oft sehr großen, sondern auch fahlschwarze und „ganz dunkelfarbige, welche gemeinhin etwas kleiner, als „gewöhnlich waren. Es soll nicht das erstemal seyn, daß „man eine solche Wanderung der Eichhörner, die vermuth„lich dem Mangel an Nahrung in gewissen Gegenden zuzu„schreiben ist, bemerkt hat, und man soll sie zuweilen Schaa„renweise über den Tomm schwimmen gesehen haben.“

Das amerikanische graue Eichhorn hält im Herbst, wie Goezs und andere anführen, in ganz erstaunlichen Heeren eben solche Wanderungen, von den höheren Gegenden nach Pensilvanien, wo sie die Maisfelder verwüsten, und öfters in einer Nacht die ganze Erndte des Landmannes verderben. Wenn sie aus den Gebirgen kommen, muß jeder Einwohner in Maryland vier Eichhörnsköpfe abliefern, und die Regierung in Pensilvanien giebt für jeden Kopf drey Pens oder 21 Pfennige. Man hat einmal, wie Goeze anführt, in dieser Provinz allein auf 48,000 Rthlr. bezahlt, woraus man auf die Menge der dort getödteten Eichhörner schließen kann.

Neun-

Aehnliche Wanderungen, die, wie einige behaupten, stets Vorbothen eines strengen Winters sind, die aber wahrscheinlich durch den in anderen Gegenden entstehenden Mißwachs veranlaßt werden, zeigen sich auch in Lappland, wo sie ebenfalls in großen Heeren von einem Ort zum andern und über Flüsse und Seen ziehen, bey dieser Gelegenheit zuweilen verunglücken, und dann denen herum wohnenden Lappen zur Beute werden.

Das Eichhorn nimmt seine Nahrung im Sommer von Obstkernen, Nüssen, besonders Haaselnüssen, die ihre liebste Kost sind, und von der sie stets einen Vorrath in ihre Nester tragen, und die sie sonst auch in einem hohlen Baum, oder in einem selbst gegrabenen Loche unter einem Busche oder Steine aufbewahren, Eicheln, Roth- und Weißbüchen- — Ahorn- — Tannen- und Fichtensaamen, auch Baumknospen, Heidelbeeren u. s. w. Im Winter und Frühjahr nähren sie sich von abgefallenen Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Laubknospen, Baumrinden, vorzüglich aber von Fichten- und Tannensaamen, deren Zapfen sie zermalmen, und die Kerne heraussuchen. Wenn in sehr harten Wintern der Fichten- und Tannensaamen mangelt und der Schnee zu tief und zu lange liegt, daß sie nicht auf der Erde ihre Nahrung in abgefallenen Nüssen und Kernfrüchten finden können, sterben sie Hungers und erfrieren. *) Man findet sie dann in ihren Nestern todt liegen, und in ihrem Magen haben sie nichts als ein bischen unverdauliche vernagte Holzrinde und Zweige. Büffon versichert, daß sie zuweilen auf den Bäumen

*) Bechstein erzählt hierüber folgendes: „Zu Anfange des Win„ters 1782 gab es eine solche Menge Eichhörnchen in Thürin„gen, daß dem Wanderer im Walde jede dreyßig Schritte ein „solches Thierchen aufstieß. Den kommenden Frühling sah man „sie nur noch sehr einzeln. Viele glaubten, sie wären wegen „Mangel des Tannensaamens, ihres Hauptnahrungsmittels, „ausgewandert, allein bey genauer Untersuchung fand man, „daß

nen einen Vögel erhaschen. Ich habe dies nie wahrgenommen; auch eben so wenig von andern Jägern, bey denen ich mich hiernach erkundigte, gehört. Auch Goeze widerspricht dieser Behauptung und führt dabey an, daß er die zahmen oft habe hungern lassen, und ihnen alsdann junge Vögel vorgehalten, an denen sie sich aber nie vergriffen haben. — Sie saufen sehr selten, lecken dagegen im Sommer den Thau, im Winter Schnee. Sie begatten sich im März, die Jüngern etwas später. Das Weibchen, um das sich oft zehn bis zwölf Männchen heftig streiten,*) trägt fast 4 Wochen, und wirft im April oder May 3 — 7 Junge, die blind zur Welt kommen, und erst nach 8 Tagen, und wie einige behaupten, später öfter, nach 10 — 12 Tagen, das Gesicht erhalten. Sie werden von der Mutter etwa 4 Wochen gesäugt, alsdann sie ihre Nahrung selbst suchen. Sie begatten sich mehrentheils zweymal im Jahr. Nach Bechstein ist die zweyte Begattung mit keinem Kriege verbunden, wie die erste. Das Eichhorn ist sowohl in Europa, als in den andern Welttheilen beynahe überall verbreitet. Ungeachtet sich ihre Farbe nach Maaßgabe des Klima abändert, so scheinen sie doch überall von einer und der nämlichen Art zu seyn. Die häufigsten Varietäten findet man in Nordamerika. — Diese Thiere richten da, wo sie häufig und in großer Menge anzutreffen sind, und dies ist mehr in den andern Welttheilen, als dem unsrigen, der Fall, wohl allerdings vielen Schaden an. Selbst in unserm Welttheile sind sie in Gegenden, wo sie sich stark ver-

„daß sie noch alle da waren, aber entweder erstarret in ihren Nestern oder unter dem Schnee vergraben lagen. Die Jagdhunde, die diese Leichname ausspüheten, machten diese Entdeckung zuerst, und fanden das ganze Frühjahr hindurch eine Menge derselben.

*) Das mit einem sehr großen Zeugungsglied versehene Männchen ist sehr geil.

vermehren, den Wäldern, in Hinsicht auf die Eichel-, Roth- und Weißbüchen, imgleichen die Tannen- und Fichtensaat, nachtheilig. Dagegen ist aber auch ihr Nutzen von Belange. Ihr Fleisch wird zwar nicht hier zu Lande, desto mehr aber auswärtig, und besonders in dem südlichen Deutschland häufig gegessen, und vorzüglich die schwarzen für eine wohlschmeckende Kost gehalten. Ihre Bälge liefern — und zwar in den Gegenden nach Norden hin — das bekannte Grauwerk, Vehbam, welches einen beträchtlichen Handlungsartikel abgiebt. *)

Die hellen Bälge heißen weißes, die dunkeln schwarzes Grauwerk. Der Rücken wird gemeinhin zum Aufschlage, die Bäuche, der sogenannte Vehbam, zum Unterfutter der Pelze, die Ohren statt der Hermelinschwänze, zur Verzierung der Aufschläge genommen. Ungeachtet die rothen Bälge der unsrigen jenen nachstehen, und daher wenig verarbeitet werden, so geben sie doch im Winter geschossen, wo sie ebenfalls mehr ins Graulichte fallen, noch immer ein gutes Pelzwerk ab. Aus den Schwanzhaaren werden schöne Malerpinsel verfertigt. Das rohe Eichhorn-Wildpret und Gescheide soll den besten Köder zum Krebsfangen geben und zwar sowohl in Reußen als auf Kältschern.

Das sogenannte fliegende Eichhorn findet sich zwar nicht in der hiesigen Provinz, wohl aber in Rußland, auch hin und wieder in Pohlen und Großlitthauen, sonst aber durch das ganze nördliche Asien, in Amerika aber vorzüglich in Kanada, Pensilvanien, Virginien u. s. w. verbreitet. Es ist nach der Beschreibung der Naturkündiger etwas kleiner, als das gemeine Eichhorn. Die Ohren sind abgerundet und nackend, die Augen schwarz, groß und her-

*) Büffon behauptet, daß das bekannte Grauwerk blos von einem amerikanischen Eichhorn herkomme, welches aber ein erwiesener Irrthum ist.

hervorstehend, mit weißen Augenbraunen. Das Fell hat ungemein weiches Haar, oben weißbläulich, unten aber schneeweiß. Der Schwanz ist kaum halb so lang als der Körper, die Vorderfüße kurz, die hintersten etwas länger. Es hat seinen Aufenthalt ohne Ausnahme in den Birkenwaldungen, und zwar nur auf diesen Bäumen, wenn gleich andere an demselben Orte oder in der Nähe sind. Es hält sich, wie das andere, nur immer in der Höhe auf, kommt aber selten anders als in der Dämmerung und des Nachts zum Vorschein. Es nährt sich vorzüglich von den sogenannten Schäfchen (Amerta), der weiblichen Blüthe der Birken, wo Fichten angetroffen werden, aber auch von den Fruchtknospen dieser Bäume, nach welchen alsdann die Eingeweide dieses Thieres, die sonst immer den Birkengeruch haben, sehr harzig sind; auch frißt es die Eichenknospen, wo es diese findet. Es vermehrt sich nicht so zahlreich, wie das rothe Eichhorn. Das Weibchen wirft nur 2 – 3, höchstens 4 Junge, die ganz kahl und blind zur Welt kommen. Die größeste Merkwürdigkeit an diesem Thiere ist die Einrichtung der sogenannten Flügelhaut, womit es versehen ist, und vermittelst welcher es ungewöhnlich weite Sprünge thun kann, und wovon es den Nahmen des fliegenden Eichhorns — obwohl es eigentlich nicht fliegt, sondern blos springt — erhalten hat. Es hat damit, laut der Beschreibung, die Goeze in seiner europäischen Fauna, mit Beziehung auf Fischers Naturgeschichte von Liefland, von diesem Werkzeuge macht, folgende Bewandniß: „Durch „die Verlängerung der Haut, die den Rücken, Bauch „und Füße des Thieres umgiebt, und weit loser und weiter „wie bey dem gemeinen Eichhorn ist, bekommt es flügelar„tige Werkzeuge, die den Raum zwischen den Vorder„und Hinterfüßen ausfüllen, und es in den Stand setzen, „hinunterwärts zu springen, nicht aber eigentlich zu flie„gen, wobey es denn beständig mit dem Schwanze rudert, „hinaufwärts aber klettert, nur geht es allezeit wie das „gemeine Eichhorn. Es ist also von der Fledermaus, die

„sich

„sich flatternd in der Luft erhält, gänzlich unterschieden, und „kann schlechterdings nicht für eine größere Art dieser Gattung angesehen werden.

„Wenn es von einem Baume auf den andern springt,“ fährt Goeze mit Beziehung auf Pallas Reisen (s. Pallas Reisen Ausz. II. 312.) fort, „so breitet es die Häute oder „Verlängerung des Felles, welche von den Vorderfüßen bis „an die Schenkel, an beyden Seiten, durch einen Knochen „ausgespannt werden kann, mit allen Füßen von einander, „und schwebt damit gleichsam durch die Luft, und kann sich „allerley willkührliche Richtungen geben. Aus dieser Ursache, und weil es mit dieser Hülfe wohl auf zwanzig Faden weit springen kann, hat es den russischen Nahmen Liptaga bekommen. Es kann aber nicht in einer horizontalen „Richtung fliegen, sondern nur schräg abwärts von dem Gipfel eines Baumes, etwa nach der Mitte oder dem Stamme eines andern, schweben.

„Wenn es an den Birken klettert, so ist es gegen „Abend, wegen seiner weißgrauen Farbe, von der weißen „Rinde dieser Bäume schwer zu unterscheiden. Dadurch „hat die Natur dieses Thierchen vor den nächtlichen Raubvögeln weislich zu schützen gesucht.“

Von der Bildung und Structur seiner Flügelhaut theilt Goeze folgende genaue Beschreibung nach *Duvernoi* mit:

„Es ist ein unvergleichlicher Bau von mehreren Werkzeugen und Theilen, die hier bey dem sogenannten Fluge „des Thieres ihre Dienste thun. Das erste ist das Fell, „das den Leib umgiebt, und hier loser und weiter ist, als „bey den andern nöthig wäre.

„Eigentlich ist es nur eine sehr leichte und dünne Haut, „oben und unten fettig, nichts anders als eine Verlängerung der Haut, die den Rücken und Bauch sammt den „Füßen umgiebt. Sie besteht aus zwey Blättern, und „erfüllt den völligen Seitenraum zwischen den Füßen, an de-

„nen

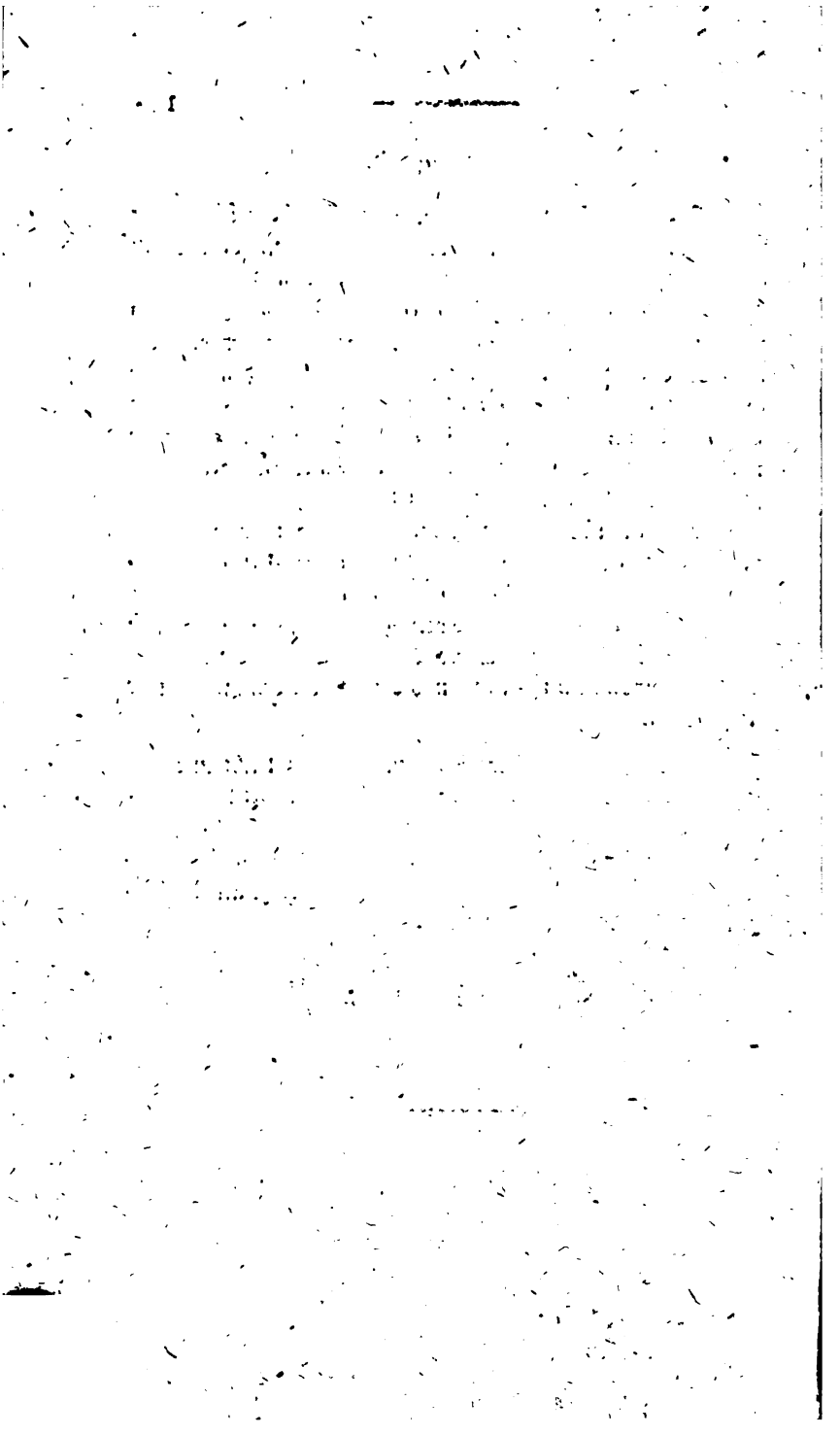
„nen sie gleichsam als an Pfeilern befestigt ist. Bey den „Hinterfüßen nimmt die Breite der Haut auf zween Zolle ab „daß die Gestalt der Ausdehnungen auf beyden Seiten fast „wie ein Dreyeck herauskommt. Uebrigens besteht sie aus „zwey gleichen flachen, auf einander befestigten Blättern, „die beyde sehr dünne, zart, leicht und durchsichtig sind. „Die Haare sind hier außerordentlich weich, wie die feinste „Seide, und von Farbe schwärzlich grau, zwischen den „Blättern dieses Felles aber liegen erst noch merkwürdige „Theile, die zu der ganzen Spannung der Doppelhaut er„fordert werden. Wird diese behutsam getrennt, so kom„men folgende Sachen zum Vorschein:

„1) Eine Menge weißer, zarter und schwammichter „Fasern, die oben von der Höhe des Rückens herkommen, „und gleichsam in krummen Linien fortlaufen. Da sich die„se nun ausdehnen und zusammenziehen lassen, so ist leicht „zu begreifen, wie das Thier die Doppelhaut ausdehne und „zusammenziehe.

„Sind die Blätter völlig bis an den äußersten Rand „abgesondert, so erscheinet 2) eine andere Reihe Fasern, „die der Lage und Richtung nach von den ersten unterschieden „sind. Es ist ein langer zarter Büschel, den die Doppel„haut am Ende des äußersten Randes einschließt, davon „das eine Ende an einer langspitzigen Flechse, die an dem „Knie des Vorderfußes hervorgeht, angewachsen, das „andere aber am Ende des Hinterfußes befestigt ist. 3) „Kommen hier noch die Pfeiler und Ruder der bisher be„schriebenen Theile in Betrachtung. Dahin gehört das ge„sammte Knochengebäude, das über hundert Stück be„greift, und doch kaum die Schwere eines kleinen Vogelge„rippes hat. Ferner einige besondere Knöchelchen, die „unmittelbar zu dem Anspannen der flügelförmigen Anhänge „gehören.“ Aus diesem sonderbaren Bau, sagt Goeze, und der Verbindung der zarten Häute läßt sich die ungemeine Leichtigkeit des Thieres in allen seinen Bewegungen erklären.

Jagd.

In der hiesigen Provinz wird das Eichhorn häufig geschossen, auswärtig aber, auch in Schlingen oder durch aufgestellte Schlagbäume gefangen, von den Lappen mit ihren stumpfrunden Pfeilen erlegt. Da das Thier eben nicht menschenscheu ist, so ist es leicht anzuschleichen. Es hat die Eigenheit, daß es, sobald man es auf dem Baume gewahr wird, und, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, sich mit seinem Blick begegnet, es sodann den Jäger mit unverwandten Augen ansieht, ohne sich von der Stelle zu bewegen, da man es denn sehr leicht, wenn es sonst Schußgerecht ist, erlegen kann. Sobald man aber das Auge von ihm wendet, springt es wie ein Pfeil zu einem andern Aste oder Baum herüber, und entkommt so zuweilen. Bey dem Aufnehmen des Thieres nach erfolgtem Schusse muß man behutsam zu Werke gehen. Wenn es noch lebt, beißt es gewöhnlich um sich, und verletzt oft den Jäger sehr empfindlich.

Die Spur des Eichhorns ist übrigens leicht zu erkennen. Es setzt die Fährten der Vorderläufte viel dichter neben einander (zuweilen aber auch in einander), als die der beträchtlich längeren Hinterläufte, welche jedesmal vor jenen abgedrückt stehen. Auch sind in jeder einzelnen die langen ausgesperrten Zehen sichtbar.

Ende des zweyten Theils.